

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 14.1963

Landesgeschichtl. Vereinigung
Berlin
1963

JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

14. BAND

BERLIN 1963



Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

14 / 1963

JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

14. BAND

Herausgegeben

im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung
für die Mark Brandenburg e.V. (gegr. 1884)

von

GERHARD KÜCHLER und DR. WERNER VOGEL

BERLIN 1963

Redaktionsschluß für Band 15

1. August 1964

Schriftleitung: Dr. W. Vogel, Berlin 26, Elsenpfehlstraße 46, Ruf: 49 53 05

Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin 44, Hermannstr. 54, Ruf: 62 63 00

Druck: Paul Funk, Berlin 30, Stauffenbergstr. 11-13, Ruf: 13 41 44

INHALT

<i>Dr. Carl Nagel:</i>	
<i>St. Gertrud und ihre Hospitäler in der Mark Brandenburg (mit 2 Abbildungen)</i>	7
<i>Dr. Rudolf Lehmann:</i>	
<i>Die wirtschaftliche Lage der Stadt Cottbus zur Zeit der Kontinental-sperre (mit 1 Abbildung)</i>	20
<i>Dr. Silvia Schmidt-Berg-Lorenz:</i>	
<i>Zur Kulturgeschichte des Zuckers in Berlin und der Mark Brandenburg (mit 10 Abbildungen)</i>	34
<i>Werner Bastine:</i>	
<i>Brandenburgisches Manna (Glyceria fluitans [L.] R. Br.). Ein Beitrag zur Monographie eines Wildgetreides (mit 2 Abbildungen)</i>	53
<i>Dr. Willy Lademann:</i>	
<i>Ut et Olle Stelitz. Aus Alt-Steglitz in Teltower Platt (mit 1 Abbildung)</i>	72
<i>Hans-Werner Klünner:</i>	
<i>Die Berolina — Symbol und Denkmal einer Epoche (mit 2 Abbildungen)</i>	79
<i>Arne Hengsbach:</i>	
<i>Das Berliner Pferdeomnibuswesen (mit 2 Abbildungen)</i>	87
<i>Dr. Hans-Eugen Pappenheim:</i>	
<i>In den Zelten — durch die Zeiten. Kulturgeschichte am Tiergartenrand 1740—1960 (mit 10 Abbildungen)</i>	110
<i>Bücherschau</i>	135
<i>Schultze: Die Mark Brandenburg, Bd. 1—3 (Dr. E. Faden)</i>	
<i>Heinrich: Die brandenburgischen Kirchenvisitations-Abschiede und -Register, Bd. 2: Das Land Ruppin (Dr. E. Faden)</i>	
<i>Enders: Historisches Ortslexikon für Brandenburg, Teil 1: Prignitz (Dr. L. Baumert)</i>	
<i>Bosse: Die Forst-, Flur- und Gewässernamen der Ueckermünder Heide (Dr. L. Baumert)</i>	

Klein: Der Kampf um die 2. Reformation in Kursachsen 1586—1591
(Dr. E. Faden)

Hinze: Die Arbeiterfrage zu Beginn des modernen Kapitalismus in
Brandenburg-Preußen 1685—1806 (G. Kuchler)

Lehmann: Geschichte der Niederlausitz (W. Paulick)

Händel: Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht in der Wehrver-
fassung des Königreiches Preußen bis 1819 (Dr. E. Faden)

Dehio: Friedrich Wilhelm IV. von Preußen (Dr. H. H. Reuther)

Stengel: Guckkasten (K. Pomplun)

Jacobson: Die Judenbürgerbücher der Stadt Berlin 1809—1851 (Dr. W.
Vogel)

Gerhard Kuchler:

Aus dem Leben der Vereinigung 147

St. Gertrud und ihre Hospitäler in der Mark Brandenburg

Nivelles, — flämisch Nyvel — heute eine Stadt von rund 12 000 Einwohnern, liegt 30 km südlich von Brüssel in Brabant. Im Mittelalter hatte der Ort eine gewisse Berühmtheit durch seine Herstellung von Spitzen bis 1647 nach einem Lohnstreit die Facharbeiter nach Valenciennes abwanderten. Weit hinaus aber und durch die Jahrhunderte hindurch trug den Namen dieser kleinen, jetzt belgischen Stadt die heil. Gertrud von Nivelles¹, unter den mehr als zwanzig Heiligen ihres Namens die Gefeierte, die Schutzpatronin der Wandernden, der Hospitäler und der Gärtner. Auch in der Mark hat ihre Verehrung sehr geblüht und viele Hospitäler und Kapellen, Altäre und Meß-Stiftungen unter ihr Patronat gestellt.

Gertrud entsprang fürstlichem Geschlecht. Ihr Vater war der austrasische Majordomus Pippin von Landen, der in Nivelles seine Hofhaltung hatte und hier 646 verstarb. Er hinterließ außer seiner Witwe Iduberga, kurz Itta genannt, drei Kinder: Grimoald, Begga und Gertrud. Auf den Rat des Bischofs Amand von Maastricht gründete Itta noch im Todesjahre ihres Mannes in Nivelles ein Frauenkloster, das erste in Belgien, in das Gertrud später als Nonne eintrat. Auch Begga wurde Nonne, gründete das Kloster Andennes und wurde ebenso wie ihre Schwester als Heilige verehrt. Von ihr hat die mittelalterliche Überlieferung Ursprung und Namen der Beginen hergeleitet. Über Gertrud besitzen wir eine ausführliche Vita, die Bruno Krusch, der sie in den Monumenta² 1888 herausgab, ein kostbares Denkmal der Geschichte des Karolingerhauses nennt. Krusch bringt zwei Viten, deren älteste offenbar noch von einem Zeitgenossen Gertruds geschrieben ist, einen Bericht über die Virtutes post mortem (= Heilungen und Erscheinungen) und eine Continuatio. Danach ist Gertrud 631 geboren, zeichnete sich früh durch besondere Frömmigkeit aus, lehnte eine Werbung mit der Begründung ab, sie wolle nur ihren himmlischen Bräutigam lieben, nahm daraufhin den Schleier und wurde Äbtissin des von ihrer Mutter gestifteten Klosters Nivelles. Sie lebte ganz den frommen Übungen der Kirche, den Studien theologischer Schriften, der Sorge für die Armen und Fremden, denen sie besondere Häuser der Barmherzigkeit schuf, und pflegte Kranke. Die Vita rühmt von ihr: „vultu pulchra, sed pulchrior mente, curis pauperum et peregrinorum provida, infirmis ac senibus pia.“ Schottische Missionare kamen als Flüchtlinge nach Brabant. Itta baute ihnen das Kloster Fosses, dessen erster Abt Ultan war. Bei ihm fragte Gertrud, die ihren frühen Tod nahe fühlte, an, wann sie sterben würde. Er nannte ihr den 17. März, an dem sie dann auch wirklich heimging, und der bis heute ihr Feiertag ist. Als Todesjahr setzt Krusch und das Brevier 659 an, die Bollandisten und die örtliche Überlieferung nennen das Jahr 664. Begraben wurde sie zunächst in der Klosterkirche neben ihrem Vater und ihrer 658 verstorbenen Mutter. Im Amte der Äbtissin folgte ihr Gromualds Tochter Wulfetrude. Bald nach ihrem Tode wurde Gertrud als Heilige vom Volke verehrt, und immer neue Wundertaten wurden von ihr und ihren Reliquien gerühmt. Am Ende des 7. Jahrhunderts baute die Äbtissin Agnes neben dem Kloster zu

Ehren der Heiligen die St. Gertruds-Kirche, die um das Jahr 1000 erweitert wurde. In ihr wurde 1298 der berühmte von den Goldschmieden Colars de Douai und Jaquemon de Nivelles in Gold und Silber hergestellte Heiligenschrein aufgestellt, der nun die Gebeine der Heiligen aufnahm. Dieses in zwanzigjähriger Arbeit geschmiedete Kunstwerk hatte die Form einer gotischen Kirche und stellte auf seinen Reliefs das Leben Gertruds dar. Vor ihm beteten die Pilger: „O Sainte Gertrude, qui reposez dans l'or, priez pour nous!“ Im Mai 1940 fiel die Kirche einem Bomben-Angriff zum Opfer und brannte aus. Dabei wurde auch der kostbare Reliquienschein zerstört.

Schon in der ersten Vita Gertruds wird erzählt, daß Seefahrende in der Bedrohung durch ein Meeres-Ungeheuer (belua) sie dreimal um Hilfe angerufen hatten: „Gertrudis sancta, sicut promissisti nobis, adjuva nos!“ Durch ihre Fürbitte vor Gott rettete sie die Menschen, die in Seenot waren, vor dem Tode. Hierin ist ihr Schutzpatronat der Reisenden begründet. Sie behütet, die unterwegs sind, und bringt sie zur sicheren Herberge. Sehr früh kommt die Erzählung von der „Gertruds-Minne“ auf, immer wieder bildlich dargestellt, auf ihrem Reliquienschein in Nivelles bis hin zu Siemerings Denkmal auf der Gertraudenbrücke (1896) in Berlin. Sie trinkt den ermüdeten Wanderer mit einem erquickenden Trunk. Man bittet sie um glückliches Geleit auf Reisen und um gute Herberge. Vor der Reise trinkt man in amore St. Gertrudis als Segenstrunk die Gertruds-Minne („boire à l'amour de Sainte Gertrude“) und mit dem Wunsche: „Sante Gertrud dir Herberge gebe“ segnet man den, der auf die Reise geht. Auch wenn der Mensch auf die letzte Wanderung muß: Gertrud gewährt ein himmlisches Hospitium. Nach dem mittelalterlichen Volksglauben sind die Seelen in der ersten Nacht nach dem Tode bei ihr zur Herberge.

Die erste Stätte der St. Gertruds-Verehrung ist Nivelles selbst, die Stadt, die ihr Wirken und Leben umschloß. Dann breitet sich ihr Kult im Maaslande aus, wo die Zahl der ihr geweihten Kirchen und Kapellen immer dichter wird. St. Gertrud wird die Hausheilige der Brabanter Herzöge. Mit der Verehrung Karls des Großen wächst auch das Ansehen dieser Heiligen desselben königlichen Stammes. Und nun geschieht das Merkwürdige: die Liebe zu ihr ergießt sich in einem lebendigen Strome immer weiter ostwärts, so daß Nivelles tatsächlich am äußersten Westrande ihres sich weit ausspannenden Kult-Raumes liegt. Über diese Ausbreitung und Wanderung ihres Kultes hat Matthias Zender³ sehr eingehende Untersuchungen angestellt. Er verfolgt in seiner umfassenden Arbeit die Verehrung von St. Gertrud von Nivelles und Brabant über Köln, Essen, Friesland und von dort nach Schleswig und Skandinavien rings um die Ostsee bis nach Livland. Ihr Kult geht nicht im Strome der deutschen Ostkolonisation mit. Vielmehr dringt er vom Ostsee-Raum aus in das Innere von Mecklenburg, Vorpommern und Brandenburg. In rascher und dichter Folge entstehen hier im 15. Jahrhundert die Friedhofskapellen und Fremdenspitäler unter ihrem Patronat. In Hinterpommern, Schlesien und Sachsen verebbt die Welle der St. Gertrud-Verehrung in nur ganz vereinzelter Stiften. Man kann sagen — durch die Karten von Zender wird das sehr anschaulich —, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts der niederdeutsche Raum ein Kerngebiet der Gertruds-Verehrung ist, und zwar als Spitalpatronin, was sie in ihrer Heimat niemals war, wo die Spitäler nach St. Jakobus oder nach St. Julian benannt zu werden pflegten. Insgesamt hat Zender 992 Orte verzeichnet, in denen St. Gertrud Kirchen, Kapellen, Hospitäler,



*Die hl. Gertrud auf der Gertraudenbrücke
in Berlin (Siemering 1896)*

Altarstiftungen und Reliquien hatte. Er nennt über 100 Kirchen mit Reliquien der hl. Gertrud.

Um 1400 kommt ein ganz anderer, völlig wesensfremder Zug zu ihrem Bilde hinzu, nämlich ihre Anrufung gegen die Mäuseplage. Davon ist in ihrer Vita, in ihren Lobpreisungen im Brevier und in den älteren Legenden mit keiner Silbe die Rede. Hier sind Vorstellungen aus dem Volksglauben, die vielleicht schon vorchristlicher Herkunft sind, auf sie übertragen. Möglich, daß, wie Réau in der Ikonographie unserer Heiligen⁴ sagt, wirklich Erinnerungen an die Göttin Freia ihr hinzugetan sind. Sie wird zur Helferin gegen Ratten und Mäuse und entsprechend zur Schutzpatronin der Katzen. Der Volksglaube⁵ sagt, daß am St. Gertruds-Tage nicht gesponnen werden darf, sonst beißen die Mäuse den Faden ab. Da der 17. März als Frühlings-Anfang angesehen wurde, wird sie schließlich Patronin der Gärtner und eine Art Schutzherrin des Frühlings. In der Gertruds-Nacht werden die besten Eier gelegt. So behauptet es der Volksmund.

Auf einem farbigen Formschnitt aus der Münchener Universitäts-Bibliothek um 1420 ist sie dargestellt als spinnende Nonne mit sechs Mäusen, von denen drei den Faden abbeißen, während die anderen umherkriechen⁶. Eine ganz ähnliche Darstellung findet sich auf einem Schrotblatt des Germanischen Museums in Nürnberg⁷ aus der Zeit um 1470. Diese Darstellung mit den Mäusen ist im nord-deutschen Raume selten. Hier sind ihre üblichen Attribute die Krone — „ex regali stirpe nata“ —, der Äbtissinnen-Stab und das Spital- oder Kirchen-Modell.

In den Städten der Mark stehen die älteren Hospitäler⁸, soweit sie in der Stadt selbst angelegt wurden, unter dem Patronat des hl. Geistes, St. Spiritus. Die vor den Toren gelegenen unterstehen dem hl. Georg. Große und reiche Städte haben mehrere Hospitäler, aber irgendeins ist in jeder Stadt. Durch das 15. Jahrhundert

geht eine Welle von Hospital-Neugründungen. Die neuen Hospitäler werden vor den Toren angelegt und dem Patronate der hl. Gertrud unterstellt. Rund 30 märkische Städte errichteten St. Gertruds-Hospitäler.

Von einigen sind die Gründungsjahre noch festzulegen. Zu ihnen gehört St. Gertrud in Berlin, 1405 vor den Toren von Cölln errichtet. Nach einer alten Bauinschrift in der zum Hospital gehörenden Kapelle wurde der Bau 1405 begonnen und Trinitatis 1411 durch den Bischof von Brandenburg geweiht⁹. Außer St. Gertrud waren St. Matthäus, St. Bartholomäus und St. Elisabeth seine Schutzheiligen. Für 1474 sind Meßstiftungen bezeugt. Bei Küster¹⁰ steht zu lesen, was von Späteren oft übernommen ist, daß das Spital ursprünglich für 12 adlige Damen gestiftet und später für 24 bürgerliche Insassen bestimmt gewesen sei. Ein St. Gertruds-Hospital als adliges Damenstift vor den Toren der Stadt ist unwahrscheinlich. Bei Einführung der Reformation wird 1540 verfügt¹¹, daß der Oberküster von St. Petri die geistliche Versorgung von St. Gertrud zu übernehmen habe. Im Visitations-Abschied wird besonders angeordnet, daß die Hospitalvorsteher dafür sorgen sollen, daß die Kränksten im Hospital nicht Not leiden. Ebenso soll zu den Schwerkranken der Kaplan herbeigerufen werden. 1573 wird der Kapelle und Hospital umgebende Kirchhof vergrößert, auf dem an den Sonntagen um 12 Uhr außerordentlich stark besuchte Gottesdienste im Freien stattfanden, wie das auch auf dem Friedhof des Heilig-Geist-Hospitals der Fall war. 1739 wurden Hospital und Kirche nach den Plänen Dieterichs neu aufgebaut. Bei der Renovierung 1838 wurde der Turm abgebrochen. Damals hatte das Hospital 34 Stuben. In den Jahren 1871—73 errichtete man einen Neubau in der Wartenburgstraße für 100 Insassen. Das alte Hospital auf dem Spittelmarkt wurde 1871 verkauft. Von der Kapelle schreibt Friedr. Morin¹² 1860 in seinem bekannten Führer durch Berlin: „In neuerer Zeit durch Schinkel restauriert, ist ihr Abbruch öfters intendiert gewesen, um einer größeren imposanten Kirche als Perspektive der schönen Leipziger Straße Platz zu machen“. Daraus wurde nichts, vielmehr wurde die kleine Spitalkirche 1881 als „Verkehrshindernis“ abgerissen. Der damalige Kronprinz wünschte, daß ihr schöner barocker Kanzel-Altar von 1739 erhalten bliebe. So fand dieser zunächst seinen Platz in der 1874 eingeweihten Kapelle der Gertrauden-Stiftung. Seit 1956 steht er in der kleinen Dorfkirche von Lübars¹³.

Unter den Geistlichen, die an der Gertrauden-Kirche auf dem Spittelmarkt gewirkt haben, ist Justus Gottfried Hermes, von 1797—1818 hier tätig, wohl die stärkste Persönlichkeit. Er war einer der großen Berliner Erweckungsprediger, zu dem sich die pietistisch gesinnten Kreise und die Gerlachs hielten. Auch Schleiermachers Frau gehörte zu den eifrigen Besuchern der Spittelkirche. An ihrem Altar hielt Schleiermacher am 4. Januar 1819 dem am 30. Dezember 1818 verstorbenen Hermes die Grabrede. 1881 wurde die Hospitalpfarrstelle von St. Gertrud mit der 2. Pfarrstelle von Heilig-Kreuz vereinigt.

Um die Verehrung der hl. Gertrud in Berlin wachzuhalten, stellte die katholische Kirche eine am 2. Oktober 1930 neugegründete Gemeinde im Nordosten der Stadt unter das Patronat der Heiligen vom Spittelmarkt. Die neue Gemeinde St. Gertrud, abgezweigt von der Herz-Jesu-Kirche, besitzt noch kein eigenes Gotteshaus. Jedoch ist am 18. September 1963 dort ein Gemeinderaum durch Erzbischof Dr. Bengsch mit dem Titel „Kapelle der hl. Gertrud von Nivelles“ geweiht worden.

In Frankfurt (Oder) besteht im Jahre 1409 schon eine St. Gertruds-Kapelle. Am 1. April 1409 setzten die Alterleute der Gewandschneider 60 Schock aus zur Errichtung eines Altars in der Capella St. Gertrudis, die „prope et extra muros“ liegt¹⁴. Über die Kapelle haben die Gewandschneider das Patronat. Am 11. April 1409 vergleichen sie sich mit ihrem Altaristen über Kultus-Gegenstände der Kapelle¹⁵. 1448 macht der Kaufmann und Gewandschneider Simon Schüler für St. Gertrud eine Meßstiftung¹⁶. Dem Hochaltar gehörte ein „Haus bei St. Gertrud“¹⁷. Vielleicht ist damit ein sonst nicht bezeugtes Hospital gemeint. Die Kirche wurde 1631 zerstört, 1660 wieder aufgebaut und 1878 durch einen Neubau ersetzt.

Ebenfalls auf das Jahr 1409 ist die Gründung von Hospital und Kapelle St. Gertrud in Königsberg/NM zu datieren. Mit Genehmigung des Johanniter-Ordens bauen im genannten Jahre die Königsberger Ratmannen vor dem Schwedter Tore „Hospital und Herberge der armen Kranken in die Ehre der hl. Jungfrau St. Gertrud“ und dabei eine Kapelle¹⁸, die nach der Reformation als Stall und Scheune benutzt wurde und später einfiel. Im Jahre 1683 wurde sie wieder aufgebaut, am 29. August 1684 mit dem Namen Johannes-Kirche eingeweiht¹⁹. Die Marien-Kirche hat in einem Altarschrein die Figuren von St. Maria, St. Georg und St. Gertrud. Letztere ist dargestellt mit Krone, die rechte Hand mit dem Attribut fehlt²⁰.

In Jüterbog lag Hospital und Kapelle der hl. Gertrud vor dem Zinnaer Tore. Hier bestand schon lange ein St. Georgs-, ein St. Spiritus- und ein St. Jacobus-Hospital. Der Jüterboger Orthshistoriker Heffter²¹ schließt aus der Erwähnung eines „Kaplans auswendig der Stadt zu den Siechen“ auf die Entstehung von St. Gertrud vor 1383. Er berichtet über zahlreiche Stiftungen, die dem Spital zufließen und über seinen kleinen Landwirtschaftsbetrieb. Ein Altar in der Kapelle war zwei sonst in Norddeutschland selten begegnenden Heiligen gewidmet: St. Jodocus und St. Sigismund. 1527 wird St. Gertrud aufgeführt als „Capella infirmorum alias Gertrudis“. Der erste lutherische Geistliche Thomas Schneidewin benutzte die leerstehende Kirche für Gottesdienste und wurde in ihr 1528 durch 40 Reiter des Kurfürsten verhaftet, weil er der Kurfürstin zur Flucht nach Sachsen verholfen hatte. 1593 wurde die Kirche abgerissen, die Glocke und die Steine wurden verkauft. Das Hospital hatte 1636 sechs Insassen. 1716 wurde ein Neubau errichtet.

Sehr genau sind wir über die Entstehung des St. Gertrud-Hospitals in Treuenbrietzen²² unterrichtet. Es lag vor dem Leipziger Tor an der Straße nach Wittenberg. Sein Gründer ist Cyriacus von der Linde. Im Jahre 1416 verkaufte der Amtmann zu Brietzen, Beelitz und Trebbin, Paul Morring, Pächte und Besitzungen an Cyriacus von der Linde für das St. Gertrauden-Hospital²³. Ein Ablassbrief von 1417 gewährt Ablass für Stiftungen zugunsten des kürzlich vor den Mauern errichteten Spitals²⁴. Im Jahre darauf verkaufen Claus und Hans Schönow dem Hospital zwei Hufen in Beelitz²⁵. 1421 bestätigt Markgraf Friedrich die Stiftungen des Altaristen Cyriacus von der Linde für die armen Siechen zu St. Gertrud und übereignet sie sowie ihre Behausung den Siechen zu freiem Eigentum²⁶. Hartwig von Lindow stiftet 1482 dem Hospital jährlich eine halbe Tonne Heringe²⁷. Noch 1871 war im Hospital eine 1618 erneuerte Gedenktafel mit folgender Inschrift: „Nach Christi unseres Seligmachers Geburt 1446 ist gestorben der ehrwürdige Herr Cyriacus von der Linde, ein Priester dieser Ka-

pelle und Stifter dieses Hospitals, welcher liegt begraben unter diesem schwarzen Stein. Dem Gott gnädig sei. Amen.“ 1636 brannte das Hospital ab. Aus dem Jahre 1642 liegt ein genaues Einkommens-Verzeichnis des Hospitals vor und eine genaue Aufstellung dessen, was dem Hospitaliten zusteht. 1712 wurde das Hospital neu aufgebaut und hatte Platz für zwei Männer und 10 Frauen. Als 1820 wieder ein Neubau nötig wurde, trug man bei dieser Gelegenheit die kleine, mit einem Turm gezierte Kirche ab, obwohl sie mit unbedeutenden Kosten hätte repariert werden können²⁸. Eine schöne Holzplastik der hl. Gertrud aus Treuenbrietzen²⁹ befand sich im Märkischen Museum zu Berlin. Auf Anfrage hat mir die Museumsleitung mitgeteilt, daß die Figur im Kriege verloren gegangen ist.

In Neuruppin³⁰, wo es ein St. Georg-, St. Spiritus-, St. Laurentius-Hospital und ein besonderes Beginen-Viertel gab, befand sich das St. Gertrud-Hospital vor dem Bechliner Tor. 1433 war es schon vorhanden. In einer Denkschrift des Rates der Stadt aus dem Jahre 1541 heißt es, daß „die Spitaln und Capellen einer guten Reformation bedürften, sonderlich das Spital zu St. Gertrud vorm Tor, welches ein reich Spital ist und doch keine sonderlichen armen Leute darin-
nen hat, sondern muß nur alleine den ausländischen Buben und Prachern, die nicht arbeiten wollen, dienen, die allda geherbergt werden.“ Weiter hören wir im Visitations-Abschied, daß St. Gertrud früher eine Pilger-Herberge gewesen sei, daß aber nun sowohl Kapelle als Hospital „ganz und gar abgetan werden“ und das Einkommen davon in den Gemeinen Kasten fließen soll.

Die alte uckermärkische Hauptstadt Prenzlau³¹, im fruchtbarsten Teile der Mark gelegen und durch Weizenhandel und Tuchherstellung sehr früh reich geworden, hatte im Mittelalter ein ganz besonders blühendes kirchliches Leben. Diese Stadt, die den herrlichen Bau der St. Marien-Kirche mit dem berühmten Ostgiebel-Dreieck sich schaffen konnte, hatte drei Klöster und eine Fülle von Hospitälern. St. Georg lag vor den Toren der Stadt, St. Spiritus innen unweit der Stadtmauer im Straßenzuge, ihm war ein Tochterhospital angegliedert, das den Namen „zum Hohen Hause“ führte. Außerdem gab es ein Haus zu St. Elisabeth (1357 gegründet), ein „Gasthaus-Hospital“, ein Elendenhaus, ein kleines Hospital zum heiligen Kreuz, das an St. Marien angebaut war, und St. Gertrud, dessen Entstehung nach dem Ablassbrief des Bischofs Siegfried von Cammin auf das Jahr 1444 festzulegen ist. Diese Urkunde redet von der Gründung, die der Rat der Stadt unternommen hat, und zwar soll es bestimmt sein „pro usu et hospitalitate peregrinorum et pauperum, ibidem in multitudine confluencium“ und verbunden sein mit einer Kapelle zu Ehren der hl. Gertrud. Der Bau wurde auf dem „Neustädter Damm“, vor den Toren der Stadt, errichtet. Nach der Reformation verfiel die Kapelle. Die Visitation von 1577 ordnete an, daß sie wieder aufgebaut werden sollte und den „Leuten auf dem Damme das göttliche Wort da gepredigt und die hochwürdigen Sacramente ausgeteilt würden.“ Das geschah nicht, vielmehr wurde „das Kirchlein“ abgebrochen. 1577 bestand der Friedhof bei der Kapelle noch, aber die Einwohner des Dammes brachten ihre Toten lieber auf die Friedhöfe in der Stadt. Es wird angeordnet, daß die Toten auf dem St. Gertruds-Friedhofe zu beerdigen sind. 1710 baute man auf diesem Friedhofe ein „Schulhäuschen“, in welchem ein abgedankter Soldat im Winter Schule hielt. Er bekam dafür eine Stube, eine Kammer und einen Kohlgarten und ein kleines wöchentliches Schulgeld von den einzelnen Kindern. „Er nähret sich so gut er kann“ — berichtet der zuständige Pfarrer David Nentwig³² am 30. August 1710.

Um dieselbe Zeit wie das in Prenzlau dürfte das Gertrauden-Hospital in Drossen³³ entstanden sein. Die dortige Gertraudenkirche in der Frankfurter Vorstadt, von einem 1864 geschlossenen Friedhof umgeben, ist ein Backstein-Bau des 15. Jahrhunderts mit 3/8 Chorschluß. Beim Umbau 1668 wurden ein neuer Altar und eine neue Kanzel aufgestellt. Das Hospital war 1693 schon eingegangen, die wüste Stelle und der Garten waren vermietet. Die Kirche wurde öfter restauriert und als Begräbniskapelle benutzt, weswegen ihr der Volksmund den Namen „Totenkirche“ gab.

In Landsberg a. W. wurde 1458 die Gertruds-Kirche, vor dem Zantocher Tor gelegen, neu dotiert³⁴. Sie wurde ebenso wie die Kapelle des St. Spiritus-Hospitals im Dreißigjährigen Kriege zerstört. Zu ihrem Wiederaufbau stiftete Adam Sorgenfrey 1636 vierhundert Taler. Die Kirche wurde aber erst 1704 fertiggestellt und erhielt, da sie Lutheranern und Reformierten zugleich dienen sollte, den Namen Konkordien-Kirche. Schleiermacher war an ihr 1794—1796 Pfarrer.

In das Jahr 1462 fällt die erste Erwähnung von Kirche und Hospital zu St. Gertrud in Spandau. Aus ihrer Geschichte ist nichts bekannt. Die im Prokurationsregister genannte Capella Gertrudis blieb nach der Reformation zunächst unbenutzt. 1600 wurden in ihr wieder Gottesdienste eingerichtet. Vier Jahre später stiftete für sie die Gräfin Margarethe Lynar einen Altar. Die Kapelle fand auf ganz besondere Weise ihr Ende. Sie lag außerhalb der Stadt auf dem Stresow inmitten eines Kirchhofes, der erst 1879 geschlossen wurde. Am 27. April 1640 befahl der Kurfürst Georg Wilhelm ihren Abriß, weil sie höher als die Stadtwälle liege und dadurch bei einem feindlichen Überfall großer Schaden entstehen könnte³⁵.

Die Entstehung des Gertrud-Hospitals in Wittstock ist urkundlich belegt. Im Jahre 1464 gab der Bischof Wedego die „Hagensche Breite“ an die Ratmannen zur Errichtung von Kapelle und Hospital, vor dem Rübelschen Tore gelegen. Die Weihe wurde 1466 vollzogen³⁶. Das Hospital diente als Herberge und Siechenhaus. 1466 erwarb der Rat der Stadt von den Eheleuten Detert ein Haus zur Wohnung für den Priester von St. Gertrud. Reiche Stiftungen flossen dem Hospital zu. Aus dem Jahre 1511 liegt ein ausführliches Inventarverzeichnis vor. In der Reformation wurden die Wittstocker Hospitäler eingezogen, nur das zu St. Spiritus wurde weitergeführt. Das Silbergerät der St. Gertrudskapelle im Gewicht von 36 Lot nahm der Rat 1564 an sich. Die Kapelle, die von einem Friedhof umgeben war, wurde im Dreißigjährigen Kriege zerstört.

Von dem in Bernau vor dem Steintor gelegenen St. Gertruds-Hospital und seiner Kapelle berichtet Wernicke³⁷, sie seien 1482 gestiftet. 1527 heißt die Kapelle „Omnium Apostolorum et Gertrudis“. Nach dem Dreißigjährigen Kriege zertiel das Hospital. 1736 sagt Seiler, das Kirchlein sei jetzt ein elender Steinhäufen geworden.

In Bärwalde wird 1482 eine Kapelle St. Gertrud erwähnt, von der sonst nichts bekannt und auch nichts erhalten ist³⁸. Ob mit ihr ein Hospital verbunden war, ist nicht mehr festzustellen. Nicht immer gehörte zu einer St. Gertruds-Kirche auch ein Hospital. So wissen wir aus Fehrbellin, daß die dortige St. Gertrudskapelle, für welche die Brüder Bellin am 31. Oktober 1471 eine am Tage darauf von dem Bischof Dietrich von Brandenburg bestätigte Altarstiftung machten³⁹, nicht mit einem Hospital verbunden war. Die Kapelle stürzte 1751 ein.



*St. Gertruds-Kapelle
in Belzig. (Gemälde von
H. Tüpke zum 1. 7. 49)*

Der Magdeburger Domherr Moritz von Schönow stiftete am 5. Juni 1486 in Potsdam⁴⁰ das „nahe und vor“ der Stadt belegene St. Gertruds-Hospital. Mit der im Prokurations-Register genannten „Capella infirmorum“ dürfte die dazu gehörige Kapelle gemeint sein. Im Jahre 1541 stellten die Visitatoren⁴¹ fest, daß die Abgabepflichtigen zum großen Teil seit vielen Jahren mit ihren Zahlungen an das Gertrauden-Hospital im Rückstande seien, wie z. B. Hans Hackes Sohn in Bornim seit 15 Jahren nichts mehr bezahlt habe. So ist das Hospital „fast untergegangen“, aber es soll nun wieder „angerichtet“ werden. Um 1620 wurde das Hospital mutwillig in Brand gesteckt. Der Pfarrer bemühte sich vergeblich, den Wiederaufbau beim Rate durchzusetzen.

Bei den folgenden Gertruds-Hospitälern fehlt die Möglichkeit, genauere Gründungszeiten festzustellen. Von dem Hospital in Belzig⁴² wissen wir nur, daß es nach dem 1383 dort erbauten Heil. Geist-Hospital errichtet worden ist, also vermutlich im 15. Jahrhundert. Es war mit einem Friedhof umgeben. Luther selbst hat 1530 Belzig visitiert. Das Städtchen hatte damals nur 120 Einwohner, in jedem der Hospitäler waren acht Arme untergebracht. St. Gertrud besaß zwei Hufen Land und sonst noch Acker und Wiesen, so daß 20 Rinder und etliche Schweine gehalten werden konnten. Luther ordnete an, daß die nicht mehr ge-

brauchten Meßgewänder den armen Hospitaliten zu Kleidern und Bettgewand gegeben werden sollten. Das Hospital wurde 1636 von den Schweden eingeäschert. Die Kapelle dient bis heute als Begräbnis-Kirche.

In A n g e r m ü n d e verzeichnet das Register von 1527 eine Capella Gertrudis. Von ihr ist sonst nichts bekannt. Auch Loesener⁴³ weiß nichts von ihr; er kennt nur die Hospitäler St. Georg und St. Spiritus. Für B r a n d e n b u r g a. H. ist das wenn auch nur zeitweilige Bestehen eines St. Gertrud-Hospitals dürftig bezeugt. 1467 wird von einer Altar-Stiftung, die Andreas Bendsdorf macht, gesagt, daß sie nach dem Aussterben der Stifterfamilie „den armen Menschen zu Sünfte Gertruden“ zugute kommen soll⁴⁴. Vielleicht liegt darin ein Hinweis auf ein Hospital, vielleicht aber auch auf eine St. Gertruds-Commende, die in der St. Nikolai-Kirche gestiftet war. Der Altar dieser Kirche hatte nach der Beschreibung von Schillmann⁴⁵ die Holzplastiken von St. Gertrud, St. Barbara und St. Nikolaus. Die heilige Gertrud sei hier dargestellt gewesen am Wasser stehend, mit einer Lilie in der Hand und von Ratten und Mäusen umgeben. Der Altar ist nicht mehr vorhanden, über seine Entstehungszeit wissen wir nichts. Mäuse sind auf dem Bilde Gertruds in Norddeutschland ganz ungewöhnlich. Im Franziskaner-Kloster, in dem schon nach seiner Auflösung ein St. Johannis Hospital untergebracht war, wird dieses 1560 mit dem bisher vor dem Plauer Tor gelegenen St. Gertruds-Hospital vereinigt⁴⁶.

In E b e r s w a l d e⁴⁷ wird St. Gertrud mit Hospital und Kapelle erstmalig 1527 im Register und dann 1542 bei der Kirchen-Visitation erwähnt. Ihr Standort war vor dem Obertore auf dem jetzigen alten Friedhofe. Das Hospital wurde 1635 gänzlich zerstört. Die Kapelle wurde nach der Reformation für Nebengottesdienste benutzt, später diente sie den reformierten Schweizern und den Katholiken und dann als Leichenhalle. 1784 wurde eine neue Kapelle erbaut, die 1855 einer Brandstiftung zum Opfer fiel.

Auch P r i t z w a l k hatte ein St. Gertrud-Hospital. Bei der Neuordnung in der Retormation wurden hier die beiden vor den Toren gelegenen Häuser St. Georg und St. Gertrud aufgelöst, damit „allerlei Übel, so vor den Toren pflegt zu entstehen, verhütet werde“. Die Insassen beider Hospitäler wurden in das zu erweiternde St. Spiritus-Hospital überführt, das fortan aus dem „Gemeinen Kasten“ erhalten werden sollte⁴⁸.

Von F r i e s a c k sagt Keyzers Städtebuch⁴⁹, daß auf dem jetzigen Schulhofe ein St. Gertruds-Hospital gestanden habe, das 1800 nicht mehr vorhanden gewesen sei. Davon findet sich sonst nirgends eine Nachricht. Es gab in dieser kleinen Stadt ein St. Georg- und ein St. Spiritus-Hospital.

R a r h e n o w hatte eine Kapelle zu St. Georg und St. Gertrud. Noch 1725 ist von einem Gertrauden-Hospital mit Kapelle, am Nordrande der Stadt gelegen, die Rede⁵⁰. In H a v e l b e r g war ein im 15. Jahrhundert gegründetes Spital St. Anna und St. Gertrud vor dem Steintore. Die erhaltene Kapelle, ein achteckiger Backsteinbau mit Zeltdach, stammt aus dem 15. Jahrhundert⁵¹. P e r l e b e r g hatte außer den älteren zu St. Georg und St. Spiritus ein Hospital St. Gertrud mit einer Kapelle, von der zu Beckmanns Zeiten nur noch eine Ruine stand⁵². Die Visitation von 1581 gab ganz genaue Anweisungen über Rechte und Pflichten der Hospitaliten⁵³. Von L y c h e n⁵⁴ sagen die Kunstdenkmäler, daß dort außer St. Georg und St. Spiritus ein Gertrauden-Hospital für Fremde und Kranke vor dem Fürstenberger Tor bestanden habe. Das Prokurations-

Register verzeichnet: „Capella Gertrudis et Georgii“. Weiteres ist nicht bekannt. Für Templin finden wir 1527 drei Kapellen erwähnt: Gertrudis, Infirmorum und St. Spiritus. Nicht verzeichnet ist St. Georg, das als einziges Haus außer den Mauern und Toren den großen Stadtbrand von 1735 überlebt hat⁵⁵. Vielleicht ist mit der „Siechenkapelle“ St. Georg gemeint. Daß ein St. Georgs-Hospital innerhalb der Stadt gegründet war, ist unwahrscheinlich. Offenbar sind bei den Templiner Hospitälern schon früh die Namen vertauscht. Die heute nach St. Georg benannte Kapelle, ein Backsteinbau von 2 Joch Länge und polygonaler Apsis, steht mit dem Westgiebel in der Straßenfront. Das entspricht den Gepflogenheiten von St. Spiritus. Nach mündlicher Überlieferung hat es in Templin zwei Hospitäler außerhalb der Stadt gegeben, das eine auf dem jetzigen Friedhofe, das andere in der Nähe des jetzigen Schützenhauses. Das könnten St. Georg und St. Gertrud gewesen sein.

In Wusterhausen⁵⁶ standen Hospital und Kapelle St. Gertrud vor dem Kyritzer Tor. Erhalten ist nichts davon. Bei der Visitation 1541 wird das Hospital St. Gertrudis, das bisher, wie es im Abschied heißt, den Pilgern offen gestanden hat, geschlossen. Es „soll gänzlich abgehen“ und sein Einkommen und seine Kapelle in den Besitz des St. Georgs-Hospitals überführt werden. Das „desolirte“ Haus bei der Kapelle, wohl das alte Hospital, ist 1558 verkauft und der Erlös in einer Prozeßsache verbraucht.

Gransée hatte die üblichen drei Hospitäler St. Georg, St. Spiritus und St. Gertrud, alle mit Kapellen. Im Visitationsabschied⁵⁷ von 1541 werden die ersteren als Hospitäler für arme Leute bezeichnet und gesagt, ein drittes sei „vor die geste“. Damit dürfte das vor dem Hindenburg-Tore gelegene St. Gertrud-Hospital gemeint sein, das nach der Reformation bald einging. Von der dazu gehörigen Kapelle heißt es, daß darin Messe gehalten, aber „kein sunderlich lehen darin“ sei.

In der neumärkischen Stadt Friedeberg⁵⁸ stand das St. Gertruds-Hospital vor dem Driesener Tor. Erhalten ist davon nichts. 1580 wurde die gemeinsame Verwaltung der beiden Spitäler St. Georg und St. Gertrud angeordnet.

In Lenzen⁵⁹ war, wie alle Ortshistoriker behaupten, das St. Gertrudshospital vor dem Heidetor mit einer Kapelle zum heil. Geist verbunden. Riedel meint, diese Kapelle habe einen Heilig-Geist-Altar gehabt und sei nach ihm benannt worden. Auf Angelus geht die Nachricht zurück, daß Ludwig der Bayer 1328 Hebungen in Premslin „zu des heil. Geistes Altar der Kirche zu Lenzen“ gestiftet habe. Daraus kann nicht geschlossen werden, daß damals schon das Gertrauden-Hospital bestanden habe. Das Hospital wurde 1638 niedergebrannt und 1720 wieder aufgebaut als einstöckiger Fachwerkbau, der sechs Personen Wohnraum bot. Von der Kapelle ist nichts erhalten. Die neumärkische Stadt Soldin⁶⁰ hatte Spitäler zu St. Georg, zum hl. Geist, zu St. Jacob und schließlich St. Gertrud vor dem Neuenburger Tor mit Kapelle und Friedhof. Bei der Reformation gingen Kapelle und Hospital in städtischen Besitz über. Im Jahre 1770 wurde erstere wieder in gottesdienstlichen Gebrauch genommen und 1911/12 erneuert. Sie diente zu Nebengottesdiensten und als Begräbniskapelle für die Hospitaliten. Es ist ein schlichter auf Feldsteinsockel ruhender gotischer Backsteinbau von zwei Joch Länge mit $\frac{3}{8}$ -Schluß ohne Turm. Im Innern ist eine Holzsulptur der heil. Gertrud, die hier mit Krone, Lilie und Kapellen-Modell dargestellt ist. Dieser Kapellenbau entspricht genau dem der Gertrauden-Kapelle in Drossen. Beide dürf-

ten der Mitte des 15. Jahrhunderts entstammen und wohl den Typus dieser kleinen Kapellenbauten zu St. Gertrud darstellen.

Fassen wir den Überblick über die Geschichte der märkischen St. Gertruds-Hospitäler zusammen, so ergibt sich folgendes Bild. Die ältesten Hospitäler in der Mark, wohl meist schon im 13., spätestens im 14. Jahrhundert angelegt, sind die St. Georgs-Hospitäler vor den Toren und die Hl. Geist-Hospitäler innerhalb der Städte aber unweit der Mauer. Im 15. Jahrhundert geht durch ganz Norddeutschland eine Welle von Neugründungen, die fast ausnahmslos dem Patronat der hl. Gertrud von Nivelles unterstellt werden. So haben denn viele märkische Städte — nicht wenige bis auf diesen Tag — im Bestande ihrer Hospitäler den Dreiklang: St. Georg, hl. Geist, St. Gertrud.

Die Gertrauden-Hospitäler werden immer prope et extra muros errichtet. Ihr Zweck ist Beherbergung wandernder Menschen, seien es Pilger, an die wohl zuerst gedacht ist, oder Bettler. Daß unter diesen Gästen oft auch sehr zweifelhaftes Volk zu finden war, ist in den Visitations-Abschieden deutlich genug gesagt. Mit dem Hospital ist ein Friedhof verbunden, auf dem die Kapelle steht. Deren sind nur wenige erhalten. Es sind kleine turmlose Bauten von zwei Joch Länge mit polygonaler Apsis. Daß in ihnen oder in der Heiligen-Nische ihrer Außenwand ein Bild der Schutzpatronin zu sehen war, dürfen wir als sicher annehmen. Die uns in der Mark erhaltenen Bilder stellen sie als gekrönte Heilige oder als Nonne dar, meist mit dem Äbtissinnen-Stab, immer aber mit dem Kirchen-Modell in der Hand. Die Mäuse, die auf ihren Darstellungen in Norddeutschland sehr selten sind, fanden sich nur auf ihrem Altarbilde in der Brandenburger St. Nikolai-Kirche.

Gestiftet sind die Hospitäler teils von Einzelpersonen, teils von den Stadtverwaltungen. Vereinzelt sind in der Mark auch St. Gertruds-Kapellen, mit denen kein Hospital verbunden war. Altäre, die St. Gertrud geweiht waren, gab es in vielen märkischen Kirchen, viele geistliche Lehen tragen ihren Namen, viele gotische Altäre haben auf ihren Flügeln in der Reihe der weiblichen Heiligen auch ihr Bild. In der mittelalterlichen Frömmigkeit unserer märkischen Heimat hatte St. Gertrud einen ehrenvollen Platz.

Anmerkungen

- ¹ Über das heutige Nivelles s. Hachette: Belgique et Luxembourg, Paris 1905, S. 159 bis 162. Schwanns Reiseführer „Das christliche Belgien“, Düsseldorf 1957, S. 103–105. — Dumont, Georges-H.: Brüssel und das südliche Belgien, Würzburg-Wien 1959, S. 183–186. — Leben und Verehrung der hl. Gertrud in ihrem Heimatort untersucht mit genauer Ortskenntnis und in kritischer Auseinandersetzung mit dem älteren Schrifttum Stocq, A. J.: Vie critique de Sainte Gertrude de Nivelles en Brabant, Nivelles 1931.
- ² MGH. SS. rer. Merovingicarum, Band II, Hannover 1956, S. 447–464 (Editio nova).
- ³ Zender, Matthias: Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde, Düsseldorf 1959, S. 89–143 (mit wertvollen Bildern und Kultverbreitungs-Karten).
- ⁴ Réau, Louis: Iconographie de l'art Chrétien. Iconographie des Saints II, Paris 1958, S. 586 f. — Über die Mäuse auch Stocq, a.a.O., S. 202–205 und Lemke: Die Mäuse am Denkmal der hl. Gertrud. In: Brandenburgia XII, 1904, S. 445–458 — Braun, Joseph: Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst. Stuttgart 1943, S. 294–298.
- ⁵ Bächthold-Stäubli: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, III, Berlin 1930/31, S. 699 ff.
- ⁶ Heitz, Paul: Einblattdrucke des 15. Jahrhunderts. Band 51: Formschnitte des 15. Jahrhunderts, Strassburg 1920, Bl. 1.
- ⁷ Heitz, a.a.O., Band 13: Schrotblätter des Germ. Museums in Nürnberg, Straßburg 1908, Bl. 19.
- ⁸ Zur Geschichte der märk. Hospitäler sind als Quellen benutzt: Reicke, Siegfried: Das deutsche Spital und sein Recht im Mittelalter (= Kirchenrechtliche Abhandlungen, hrsg. von U. Stutz, Heft 113 u. 114), Stuttgart 1932 — Uhlhorn, G.: Die christliche Liebestätigkeit im Mittelalter, Stuttgart 1884 — Schäfer, Karlheinz: Die Caritas in der Mark. In: Widmann-Jahrbuch 2–3, Berlin 1931/32 — Sehling, Emil: Die evang. Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, Band III, Leipzig 1909 — Riedel, A. F.: Codex dipl. Brandenburg, Berlin 1838 ff. — Keyser, Erich: Deutsches Städtebuch, Band I Nordostdeutschland, Berlin 1939 — Die Prokurationsregister 1527/29 bei Curschmann, Fritz: Die Diözese Brandenburg (Veröff. d. Ver. f. Gesch. d. Mark Brandenburg, Leipzig 1906) — Bergau, R.: Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler der Prov. Brandenburg, Berlin 1885 — Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, Berlin 1907 ff. — Nagel, Carl: Märkische Hospitäler im Mittelalter. In: Evang. Krankenpflege, VIII, 1958, S. 11–17.
- ⁹ Griese, Carl: Geschichte des St. Gertraud-Hospitals und der dazu gehörigen Kirche, Berlin 1911.
- ¹⁰ Küster, Georg Gottfried: Fortgesetztes altes und neues Berlin, Berlin 1752, S. 696 ff.
- ¹¹ Visitations-Abschied v. 12. Juli 1540 bei Voigt-Fidicin, Urkundenbuch zur Berlinischen Chronik, Berlin 1880, S. 490 ff.
- ¹² Morin, Friedrich: Berlin und Potsdam im Jahre 1860, Berlin 1860, S. 54.
- ¹³ Nagel, Carl: Lübars. Kleines Dorf im großen Berlin. In: Berliner Blätter 1963, H. 4.
- ¹⁴ Riedel, A. XXIII, S. 156.
- ¹⁵ ebda., S. 151.
- ¹⁶ ebda., S. 206.
- ¹⁷ Reuss-Caspari, Elisabeth: Kirche und Klerus in Frankfurt/O. im Mittelalter. In: Jb. f. Brand. Kirchengesch., 1940, S. 48.
- ¹⁸ Riedel, A. XIX, S. 364.
- ¹⁹ Kehrberg, Augustin: Historisch-chronolog. Abriss der Stadt Königsberg, Frankfurt/O. 1715, S. 121–122.
- ²⁰ Kunstdenkmäler VII, 1 (Kr. Königsberg), S. 14 mit Abb.
- ²¹ Heffter, Carl Christian: Urkundliche Chronik der Kreisstadt Jüterbock 1851, S. 170 bis 174. Ebenso Sturtevant, Erich: Chronik d. Stadt J., Jüterbock 1935, S. 178–181, 207, 287 (nach den „Ettmüllerschen Annalen“ und einem Briefe Luthers an Spalatin).
- ²² Pischon, Carl Nathanael: Urkundliche Geschichte der kurmärk. Stadt Tr., Treuenbrietzen 1871.
- ²³ Riedel, A. IX, S. 401.
- ²⁴ „noviter erectum hospitale extra muros“ Pischon, a.a.O., Urkundenanhang Nr. 27.
- ²⁵ Riedel, A. IX, S. 402.
- ²⁶ ebda., S. 405.

- ²⁷ ebda, S. 430
- ²⁸ Pischon, a.a.O., S. 55—58, 140, 146, 189, 229.
- ²⁹ Schäfer, Karlheinz: Treuenbrietzens tausendjährige deutsch-christliche Kultur, Treuenbrietzen 1928, S. 14 (Abb. St. Gertrud mit Kirchenmodell als Attribut).
- ³⁰ Kunstdenk. I, 3 (Kr. Ruppín) S. 291 — Herold, Viktor: Fürs Evangelium. In: Jb. f. Brand. Kirchengesch. 1939, S. 128 — Die Brandenburg. Kirchenvisitations-Abschiede und -Register, 2. Band Ruppín, Berlin 1963, S. 28, 39, 73.
- ³¹ Riedel, A XXI, S. 299 — Dobbert, Ernst: Prenzlauer Hospitäl (Mitt. d. Uckermärk. Museums-Vereins IV, Prenzlau 1909) S. 95—107.
- ³² Grundakten des Magistrates Prenzlau.
- ³³ Kunstdenk. VI, 3 (Kr. Weststernberg), S. 59—64 — Knuth, A. F.: Chronik der Stadt Dr., Drossen 1885, S. 60.
- ³⁴ Riedel, A XVIII, S. 423 — Kunstdenk. VII, 3 (Kr. Landsberg/W.), S. 82, 96.
- ³⁵ Kuntzemüller, Otto: Urkundliche Geschichte der Stadt und Festung Sp., Spandau 1881, S. 200 f.
- ³⁶ Riedel, A I, S. 417—419 — Kunstdenk. I, 2 (Kr. Ostprignitz), S. 228, 249 — Polthier, Wilh.: Geschichte der Stadt Wittstock, Berlin 1933, S. 71 ff., 316
- ³⁷ Wernicke, Aug.: Bernauer Stadt-Chronik, Bernau 1894, S. 131, 532.
- ³⁸ Kunstdenk. VII, 1 (Kr. Königsberg NM), S. 376.
- ³⁹ Riedel, A XXIV, S. 450 f. — Bardey, E. G.: Geschichte von Nauen und Osthavelland, Rathenow 1892, S. 352.
- ⁴⁰ Riedel, A XI, S. 186 — Sello, Georg: Potsdam und Sanssouci, Breslau 1888, S. 106, 201, 271.
- ⁴¹ Herold, Viktor: Beiträge zur ersten luth. Kirchenvisitation. In: Jb. f. Brand. Kirchengesch. 1927, S. 51.
- ⁴² Müller, Nikolaus: Kirchen- und Schulvisitationen im Kreise Belzig. In: Jb. f. Brand. Kirchengesch. 1904, S. 99 f. — Mühlmann, Felix Th.: Wanderungen durch die Gesch. der Stadt Belzig, Berlin 1870, S. 43, 147 f.
- ⁴³ Keyser, a.a.O., S. 473, nennt ein Gertrauden-Hospital vor der Stadt am Prenzlauer Tor — Loesener, C. F. F.: Chronik der Kreisstadt Neu-Angermünde, Schwedt 1845, S. 404.
- ⁴⁴ Riedel, A IX, S. 199.
- ⁴⁵ Schillmann, Richard: Geschichte der Stadt Br., Brandenburg 1882, S. 573.
- ⁴⁶ Kunstdenk. II, 3 (Brandenburg), S. 46. So auch Keyser a.a.O., S. 510 und Tschirch, Otto: Gesch. d. Chur- u. Hauptstadt Brandenburg/H., 1928, I S. 29.
- ⁴⁷ Schmidt, Rudolf: Geschichte der Stadt E., Eberswalde 1929, I S. 57.
- ⁴⁸ Herold, Viktor: Die brand. Kirchenvisitations-Abschiede und -Register des 16. und 17. Jahrhunderts, Band I. Prignitz, Berlin 1928, S. 112.
- ⁴⁹ Keyser, a.a.O., S. 541. Nach Riedel, A VII, S. 65, gibt es in der Friesacker Stadtkirche ein geistliches Lehen „Corporis Christi et Gertrudis“.
- ⁵⁰ Riedel, A VII, S. 445 — Kunstdenk. II, 1 (Kr. Westhavelland), S. 166 — Curschmann, a.a.O.: „Capella Georgii et Gertrudis“.
- ⁵¹ Kunstdenk. I, 1 (Kr. Westprignitz), S. 120 — Vgl. auch Le Jeune, J. B.: Havelberg im Spiegel der Geschichte, Berlin 1948, S. 21.
- ⁵² Kunstdenk. I, 1 (Kr. Westprignitz), S. 239.
- ⁵³ Herold, a.a.O., S. 248.
- ⁵⁴ Kunstdenk. III, 2 (Kr. Templin), S. 118 — Curschmann, a.a.O., S. 460.
- ⁵⁵ Ebda, S. 147.
- ⁵⁶ Kunstdenk. I, 3 (Kr. Ruppín), S. 368 — Visitationsabschiede Ruppín, a.a.O., S. 186, 190, 204.
- ⁵⁷ a.a.O., S. 273, 280, 286
- ⁵⁸ Treu — Müller: Geschichte der Stadt Fr., Friedeberg 1909, S. 54.
- ⁵⁹ Kunstdenk. I, 1 (Kr. Westprignitz), S. 170 — Keyser, a.a.O., S. 578 — Zander, C.: Chronik der Stadt L., Lenzen 1901, S. 220f. — Angelus, Andreas: Annales Marchicae, Frankfurt/O. 1598, S. 136. Hoppe, Willy: Lenzen. Aus tausend Jahren einer märkischen Stadt. 929—1929, Lenzen (Eibe) 1929, S. 65.
- ⁶⁰ Albertz, Martin: Acht Jahrhunderte Soldiner Kirchengeschichte, Soldin 1931, S. 20 Abb. der Kapelle, S. 4 Bild der hl. Gertrud — Gottschalk, Rudolf: Soldin. Ein Heimatbuch, Soldin 1935 (bringt dasselbe Bild und die Sage von dem Hirtenmädchen, dem St. Gertrud im Traume erschien).

Die wirtschaftliche Lage der Stadt Cottbus zur Zeit der Kontinentalsperre

Die von Napoleon gegen England gerichtete Kontinentalsperre, die nach vorausgehenden Einfuhrverboten für englische Waren durch das bekannte Berliner Dekret vom 21. November 1806 ihre eigentliche Grundlage erhielt und im Dekret von Fontainebleau vom 18. Oktober 1810, das die Verbrennung aller englischen Erzeugnisse gebot, gipfelte, um doch immer stärker durchbrochen und schließlich beseitigt zu werden, traf die von Frankreich annektierten bzw. abhängigen deutschen Gebiete recht unterschiedlich. Schwerer als das gewerblich fortgeschrittenere Sachsen, das seine Textil- und Eisenindustrie im allgemeinen vorteilhaft entwickeln konnte¹, wurde das seiner westlichen Besitzungen beraubte Preußen, das, noch überwiegend Agrarland, auf Getreideexport nach England angewiesen war², in Mitleidenschaft gezogen. Schwierigkeiten ergaben sich für den Cottbuser Kreis, der durch den Friedensschluß vom 7. Juli 1807 an Sachsen gefallen war³, dadurch zwar seinen Exklavencharakter verlor, aber dem Markgraftum Niederlausitz nicht völlig einverleibt wurde, der die wirtschaftliche Bindung an den alten Staat einbüßte und neuen Verhältnissen, noch dazu in kriegerisch aufgeregten Zeiten, gegenüberstand, denen er sich, ganz abgesehen von einem inneren Widerstreben der Bewohner, nicht ohne weiteres anzupassen vermochte. Die Schwierigkeiten, die sich aus der allgemeinen wie der besonderen Situation ergaben, wirkten sich natürlich vornehmlich auf das Wirtschaftsgefüge der Stadt Cottbus selbst aus⁴, die dank der Förderungsmaßnahmen namentlich Friedrichs des Großen wie durch die Tatkraft ihrer Bürger eine bedeutsame Stellung in der Reihe der brandenburgischen Städte erreicht hatte.

Die Einwohnerzahl von Cottbus, die 1790 4317 betragen hatte, stieg bis 1800 auf 5537 und sank 1807 trotz des Krieges nur wenig, auf 5503⁵. Die Aufwärtsentwicklung der Stadt fand auch Ausdruck in einer regen Bautätigkeit⁶. Hauptnahrungszweige waren seit geraumer Zeit die Tuch- und Leinwandfabrikation, die Bier- und Branntweinbrennerei und der Materialwarenhandel. Hinzu traten einige Gewerbe von minderer Bedeutung, wie die Lederbereitung. Starken Aufschwung hatte die Tuchfabrikation genommen⁷. Während 1765 107 Meister und 36 Gesellen in ihr beschäftigt waren, waren es 1800 215 Meister, 206 Gesellen, 90 Lehrjungen, dazu 1326 Wollspinner, d. h. schätzungsweise insgesamt ein Drittel der Einwohnerschaft. Produziert wurden 1785 5450 Stück Tuch, 1794 7707, 1800 9842, 1805 10 478. Die Herstellung wurde durch Modernisierung des Betriebes gefördert und beschleunigt; so wurden u. a. seit 1804 Schnellschützen verwendet, 1808 die erste Spinnmaschine aufgestellt. Zurückgegangen war die Leinenproduktion⁸. 1798 waren auf 200 Stühlen für 56 185 Tlr. rohe Leinwand geliefert worden, außerdem hatte man 12 431 Schock bunte Leinwand, 584 Schock Zwillich und 2841 Schock Drillich produziert; 1807 hingegen verfertigten 116 Meister auf 167 Stühlen 6284 Schock Leinwand mit einem Produktionswert von 21 064 Tlr. Um 1800 gab es 129 Bürger, die das Braurecht ausübten; es wurden gebraut und abgesetzt 1773 nur 12 700, 1783 16 120, 1798 18 720 Tonnen; 1807 sank die Zahl auf 10 200⁹. Was den Warenverkehr anbelangt¹⁰, so stieg die Zahl

der Handelshäuser nach dem Siebenjährigen Krieg auf 19; zu den bedeutendsten gehörten die von Keyling, Ohnesorge, Schemel (später Brückner) und Senator Schmidt. Es wird berichtet, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts ausländische Fuhrleute in solcher Zahl eintrafen, daß die Gasthöfe der Stadt zur Unterbringung nicht ausreichten. Weniger bedeutend waren andere Gewerbe¹¹. Im Jahre 1807 stellten 7 Meister 2584 Stück Leder mit einem Wert von 5629 Tlr. her, damals fertigten 5 Meister 3000 Hüte im Wert von 3000 Tlr., 2 Meister 270 Dutzend Handschuhe im Wert von 675 Tlr.

Der Krieg von 1806/07 mit seinen Auswirkungen erschütterte die wirtschaftliche Lage, die natürlich auch schon vorher manchen Schwankungen unterworfen war. Die folgenden Jahre brachten weitere Erschwerungen und Spannungen. Das teilweise Stocken des Gewerbes führte zur Arbeitslosigkeit; durch die Abwertung des im Umlauf befindlichen preußischen Geldes gegenüber dem sächsischen verteuerten sich die Lebensbedürfnisse. Die weitgehende Notlage namentlich der ärmeren Bevölkerung und die Erbitterung, die sie zur Folge hatte, kamen in einer Empörung der Handwerksgesellen und Tagelöhner zum Ausdruck¹². Am 6. April 1808 setzten sie einfach die städtischen Behörden ab, bestimmten die Preise für die Lebensmittel und schlugen von den Branntweinblasen die Köpfe ab, um eine Verwendung von Korn für Branntweinherstellung zu verhindern. Sächsisches Militär schlug diese sog. „Schnappsrevolution“ zwei Tage später nieder. Die Notlage aber konnte, da sie nicht nur eine einzelne Stadt betraf, sondern auf dem ganzen Lande infolge der gewerblichen Erschütterung lastete, nicht gebannt werden, wenn es auch einige Produktionszweige gab, wie vor allem die Tuch- und auch die Lederproduktion, die sich in Anbetracht der fortdauernden militärischen Bedürfnisse nicht schlecht standen. Aber die Kolonialwaren, soweit sie noch durch Schmuggel und Lizenzen Eingang fanden, verteuerten sich sehr, und die geringe Einfuhr, mit Abgaben belastet, hemmte und lähmte den Warenverkehr. Alle diese Umstände hatten eine weitgehende Abnahme der Lebenshaltung und des Wohlstandes zur Folge; die Grundstückspreise sanken. Einzelne konnten sich auch jetzt noch bereichern, alte angesehene Familien verarmten, die Mehrzahl der Bevölkerung entbehrte und darbt. Die sächsische Regierung aber konnte sich dem fortgesetzten Drängen Napoleons auf verschärfte Durchführung seiner Maßnahmen nicht entziehen. So erschien am 1. Oktober 1810 ein Patent, worin der König im Hinblick auf die in den kaiserlich französischen Dekreten enthaltenen Bestimmungen alle Handelsverbindungen mit England bei Beschlagnahme der davon herrührenden Waren untersagte.

Mit wachsender Sorge hatte man sächsischerseits die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Lande verfolgt und sich auch bemüht, Mittel und Wege zu finden, um die Notlage zu lindern. Man mußte auch darauf bedacht sein, wenigstens einigermaßen die Steuerfähigkeit der Bevölkerung zu erhalten, um die im Oktober 1806 auferlegte Kontribution von 25 Millionen Francs abzutragen und für die weiteren Kriegslasten aufzukommen. Schon 1808 hatten der Geheime Finanzrat von Gutschmid und der Oberamtsrat von Manteuffel in einem eingehenden Gutachten auch auf die große kommerzielle Bedeutung von Cottbus hingewiesen und die Notwendigkeit einer Förderung des Fabrik- und Manufakturwesens dieser Stadt nachdrücklich hervorgehoben¹³. Auf Weisung von Dresden verlangte nun die Oberamtsregierung in Lübben am 22. Februar 1810 vom Magistrat von Cottbus ein Gutachten, „inwiefern der ehemals stattgefün-

dene gute Nahrungsstand des Ortes gesunken und durch welche Mittel ihm abzu-
helfen sei.¹⁴ Der Magistrat erbat und erhielt zweimal, im April und Mai, Frist
zur Beantwortung. Als sie sogar bis zum 10. September noch nicht erfolgt war,
forderte die Lübbener Behörde die Einsendung binnen vierzehn Tagen und
wiederholte diese Weisung, da sie auch jetzt unbeachtet blieb, am 20. November
unter Androhung von 10 Tlr. Strafe. Trotzdem wurde der Bericht erst am 29.
Dezember abgeschickt. — Es war, beiläufig bemerkt, gerade zwei Tage vor Erlaß
des Zolldekrets durch den Zaren von Rußland, das zwar noch nicht den Bruch
der Kontinentalperre durch den bisherigen Verbündeten herbeiführte, aber von
Napoleon als ein höchst unfreundlicher Akt angesehen wurde, der zur Verschär-
fung des Gegensatzes zwischen beiden und schließlich mit zum Ausbruch des
Krieges gegen Rußland mit seinen weitreichenden Folgen führte. —

Ich bringe nun im folgenden den aufschlußreichen Bericht des Cottbuser Magi-
strats unter Weglassung der Einleitungs- und Schlußfloskeln. Bemerkt sei dazu,
daß Schreiben an übergeordnete Behörden, die ihrerseits Weisungen im Namen
des Landesherrn ergehen ließen, in der Stilform auch an diesen persönlich zu
richten waren.

„... Nach unserer unvorgreiflichen Meinung muß man die Nahrungszweige des
hiesigen Orts in zwei Hauptabteilungen bringen, nämlich

1. in solche, welche Privilegia des Landesherrn verschafft haben, und
2. in solche, welche Folge des Gewerbefleißes der Einwohner, der geographischen
Lage der Stadt und der merkantilischen Konjunkturen in Verbindung mit
den Begünstigungen der höchsten Landesbehörden sind.

Zu den ersten gehört die hiesige Bierbrau- und Branntweinbren-
nerei. Durch das vom Markgrafen Johann 1551 erteilte Privilegium hat näm-
lich die hiesige Braukommune den Krugverlag nicht allein in der Stadt, sondern
auch in hiesigem ganzen Kreise, ausgenommen in den Dörfern, welche unter der
Jurisdiktion des Amtes Peitz liegen, akquirieret¹⁵. Wenn nun zugleich der hiesige
Ort auch das Glück hat, daß das hier gebraute Weizenbier von besonders gutem
Geschmack und der Gesundheit nicht nachteilig ist, so kam es, daß außer dem
Krugverlage im hiesigen Kreise das hiesige Bier einen ansehnlichen Debit¹⁶ nach
Berlin, Frankfurt a. O., Stettin und anderen großen Städten erhielt, so daß so-
gar in einem einzigen Jahre einmal eine Quantität von 59 000 Tonnen Bier¹⁷ ge-
braut wurden. Dieser starke Absatz hatte dann auch zur Folge, daß diejenigen
Grundstücke, auf welchen die Brau- und Brennereigerechtigkeit ruhte, einen
außerordentlichen Wert erhielten, und solchergestalt ein jeder brauberechtigte
Bürger hierselbst, der ein schuldenfreies Haus besaß, wenn er auch daraus weiter
keinen Nutzen zog, als daß er darin die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei
betrieb, als ein sehr wohlhabender Mann anzusehen war. In der Folge aber nahm
dieser Debit bedeutend ab.

Die Ursache davon war, daß an anderen Orten die Brauereien verbessert und
besonders die englischen, schwedischen und andere Biere in Berlin und Stettin
nachgeahmt wurden. Die Fabrikanten desselben wußten dem Publikum Ge-
schmack an ihrem Getränk beizubringen, und eine Menge Menschen, welche bis
dahin das hiesige Bier als ihren Labetrunk genossen hatten, fingen an, die nach-
gemachten fremden Biere in größeren Quantitäten zu konsumieren. Vielleicht
trug auch der Umstand zum minderen Debit des hiesigen Bieres bei, daß die
hiesigen Braueigen sowohl nach Berlin als auch nach anderen Städten Hefe ver-

kauften, wodurch auch das Weizenbier anderer Orte eine wesentliche Verbesserung erhielt und gewissermaßen dem hiesigen ähnlich wurde.

Das Privilegium des Markgrafen Johann, wodurch die hiesige Braukommune mit der Kruglage im hiesigen Kreise beliehen wurde, ist zwar gegenwärtig noch in vigore¹⁸, indessen doch einigermaßen durchlöchert worden. Es ist nämlich den Gutsbesitzern hiesigen Kreises, welche ehemals ihr Getränk von der hiesigen Braukommune nehmen mußten, gelungen, die Erlaubnis zu erhalten, zu ihrer häuslichen Konsumtion gegen Erlegung der Akzisegefälle Bier von anderen Orten zu nehmen. Diese Begünstigung wird nun über die Gebühr extendiert, und wir glauben behaupten zu können, daß kaum der hundertste Teil desjenigen auswärtigen Bieres, welches im hiesigen Kreise konsumiert wird, bei der hiesigen Akzisekasse versteuert worden. Eine gehörige Kontrolle in dieser Rücksicht zu führen ist bei der Lage des Kreises nicht möglich, besonders da von demselben mehrere altsächsische Dörfer enclavieret worden¹⁹, in welchen eine starke Brau- und Brennerei betrieben wird, die bloß ihren Absatz bei Cottbusschen Kreiseingesessenen finden. Denn der Untertan verfehlt nicht, dem Beispiele seines Gutsherrn zu folgen und auch aus den altsächsischen Brau- und Brennereien, welche mit keinen so hohen Abgaben belastet sind, wie die hiesigen, wohlfeileres, wenn auch gleich schlechteres Getränk zu nehmen.

Dies sind ungefähr die Ursachen des Verfalls der hiesigen Braukommune; und die gewöhnliche Beschwerde derjenigen, welche nach dem mehrgedachten Privilegium des Markgrafen Johann ihr Getränk von hier nehmen sollen, nämlich, daß das hier fabrizierte Getränk nicht mehr von der Güte wie vor alten Zeiten, ist gänzlich ungegründet. Denn das hiesige Bier, wenn es so gelassen wird, wie es aus dem Brauhause kommt, gehörig behandelt wird und ein hinreichendes Alter erreicht, ist noch immer ein Trunk, welcher den meisten Weizenbieren vorzuziehen ist, der hiesige Branntwein aber hat in Rücksicht seines Geschmacks, seiner Reinheit und seiner Stärke offenbare Vorzüge vor den in der Nachbarschaft gebrannten²⁰. Die Schankkrüger, so wie auch selbst diejenigen, welche sich Bier zur eigenen Konsumtion von hier entnehmen, verderben aber mehrtheils das Getränk dadurch selbst, daß sie gerade ebenso viel Wasser aus offenen Flüssen oder Brunnen zugießen, als sie Bier erhalten haben, oder auch solches selbst mit anderem Biere oder gar Nachbiere vermischen. Denn wenngleich das hiesige Bier eine gute Portion reines Wasser vertragen kann und bei einem Zusatz von einem Drittel reinen Wassers noch immer ein guter Hastrunk bleibt, wird doch ein durchaus ungenießbares Getränk, sobald man es mit Wasser, was faule Dünste nach sich gezogen oder mit fremden oder Nachbier vermischt.

Auf welche Art nun dem Debit des hiesigen Bieres und folglich der hiesigen Braukommune wieder aufzuhelfen und welche Mittel zu ergreifen, um bei der geographischen Lage des Kreises das Einschwärzen des fremden Bieres zu verhindern, ist eine Frage, welche wir uns nicht zu beantworten getrauen. Denn der Debit in die preussischen Staaten, welcher ehemals besonders wichtig war, dürfte bei den von uns oben angegebenen Umständen wohl nicht wieder hergestellt werden können, obgleich die hiesige Braukommune dadurch von Sr. Majestät dem Könige von Preußen besonders begünstigt worden, daß derselbe den Impost²¹ von 4 Reichstaler pro Tonne, welche sonst nach den preussischen Akzisegesetzen von jedem auswärtigen Bier entrichtet werden müssen, bis auf die gewöhnlichen Akzisegefälle reduziert hat. Der Debit nach den größeren Städten in Euer könig-

lichen Majestät Landen, zum Beispiel nach Dresden, Leipzig und Budissin²³, wird den ehemaligen Absatz nach Berlin, Stettin, Frankfurt a. O. etc., da auch an ersteren Orten gute andere Biere zu haben sind, an die das Publikum bereits gewöhnt ist, und man erstlich dem Publikum in Euer königlichen Majestät Staaten einen Geschmack am hiesigen Getränke beibringen muß, auch die Volksmenge in den genannten Städten mit den zu Berlin, Stettin, Frankfurt a. O. nicht in Parallele steht, und endlich durch die hiesigen hohen Akzisegefälle, durch den Transport zur Achse²⁴ und dadurch, daß auch nochmals Eingangsgefälle entrichtet werden müssen, der Preis des Bieres sehr erhöht wird, nie erreichen. Jedoch würde nach unserer unvorgreiflichen Meinung dem Verfall der hiesigen Brau- nahrung sehr vorgebeugt werden, wenn Euer königliche Majestät die Gnade hätten, von demjenigen Biere, welches sowohl nach anderen Städten in Aller- höchst Dero Landen, sowie auch nach den preußischen Staaten versandt wird, die bereits hier bezahlten Akzisegefälle den Versendern zu vergütigen, ferner, wenn Euer königliche Majestät in Gnaden geruhten, die bisher stattgehabten hohen Akzisegefälle verhältnismäßig zu erniedrigen, und endlich, wenn eine rigoureuse Vigilanz²⁵ auf die Einschwärmung des fremden Bieres allergnädigst verfügt würde. Schon gegenwärtig ist der Preis der brauberechtigten Grundstücke um wenigstens $\frac{1}{3}$ Teil gefallen. Es ist für den hiesigen Ort durchaus wünschenswert, daß die Eigentümer derselben, welche bis hierher mit den wohlhabendsten Teil der Ein- wohner ausgemacht haben, in ihrem Wohlstande erhalten werden, indem das Sinken einer ganzen Klasse von Einwohnern in der Regel auch das Herunter- kommen anderer Klassen nach sich zieht und der hiesige Ort wenig Hoffnung hat, in seinem Nahrungszustande sich wiederum zu heben, wenn derselbe ein- mal heruntergekommen, da, wie wir unten alleruntertänigst zu zeigen uns be- mühen werden, auch die übrigen Nahrungszweige des hiesigen Orts durch die eingetretenen Konjunkturen einen außerordentlichen Stoß erhalten haben und der hiesige Ort, da er nur sehr wenig Grundeigenthum besitzt²⁶, kein Mittel weiter hat, sich wiederum emporzuheben. Wir müssen jedoch solches Euer königlichen Majestät allerhöchst erlauchten Ermessen alleruntertänigst anheim- stellen und gehen daher zur

2ten Abteilung der hiesigen Nahrungszweige, nämlich zu solchen, welche Folge des Gewerbefleißes der Einwohner, der geographischen Lage der Stadt, der mer- kantilischen Konjunkturen in Verbindung mit den Begünstigungen der obersten Landesbehörden sind, über. Hier lassen sich wiederum 2 Unterabteilungen machen, und zur 1ten derselben rechnen wir die hiesige M a t e r i a l h a n d - l u n g, zur 2ten aber die hiesigen F a b r i k e n und deren Absatz.

In Rücksicht der ersten Abteilung bemerken wir, daß schon seit Menschengedenken stets einige bedeutende H a n d l u n g s h ä u s e r hier existieren, indessen galt der hiesige Ort in der kaufmännischen Welt doch nie für einen bedeutenden Handelsplatz. Als aber im Jahre 1792 zwischen England und Frankreich der Seekrieg ausbrach, letzteres in diesem Kriege besonders glücklich war und sich solchergestalt die Alleinherrschaft auf der See anmaßte, so daß alles Kaufmanns- gut, welches nicht auf Schiffen unter englischer Flagge sich befand, als verloren angesehen wurde, wurde der hiesige Ort in Rücksicht der Handlung bedeutender. Er wurde der Speditionsplatz sämtlicher im Hafen zu Triest²⁶ einlaufenden und nach Norden bestimmten Waren, ferner der Speditionsplatz sämtlicher Pro- dukte, welche Rußland, Schweden und Dänemark aus den weitläufigen öster-

reichischen Staaten zum Teil aus Italien bezog, sowie auch derjenigen Waren, welche die österreichischen Staaten nach England und Spanien versandte. Dagegen ging der Zug sämtlicher nordischer Waren nach dem Österreichischen und Italien über Cottbus, sowie auch die hiesigen Kaufleute einen ansehnlichen Handel mit englischen Kolonialwaren nach dem Österreichischen trieben. Man rechnet, daß in damaligen Zeiten die hiesige Materialhandlung jährlich einen Geschäftsbetrieb von drei Millionen preußischer Taler machte, und man wird diese Summe nicht zu hoch finden, wenn man weiß, daß die Gebühren der hiesigen Kaufleute für die Spedition des englischen Zuckermehls in die Wiener Raffinerien jährlich im Durchschnitt 10 000 Reichstaler betrugen und ein einziges hiesiges Handlungshaus alljährlich für Spedition der böhmischen Glaskisten 1200 Reichstaler verdient hat. Noch weit beträchtlicher war die Spedition der Gusten²⁷ und anderer nordischen Waren. Außer diesem wichtigen Speditionsgeschäft aber extendierte sich von Jahr zu Jahr sowohl der Kommissions- wie auch Propagandahandel. Die Regierung begünstigte diesen Nahrungszweig dadurch, daß sie die Waren, welche über hiesigen Ort gezogen wurden, mit einem niedrigeren Transito impostierte²⁸, als diejenigen, welche ihren Zug über andere Städte in den preußischen Landen nahmen, worüber mitunter von mehreren, besonders von Magdeburg, bittere Beschwerden geführt wurden.

Die Vorteile, welche die gehobene Handlung dem hiesigen Ort brachte, fielen bald in die Augen, der Platz wurde in der kaufmännischen Welt bald bekannt. Es etablierten sich von Zeit zu Zeit junge mit Kenntnissen ausgerüstete Kaufleute, welche zu ihrem Nahrungsbetriebe Grundstücke brauchten, die sie hier zu teuren Preisen ankauften, alte Gebäude niederrissen und dagegen ansehnliche zu Niederlagen eingerichtete erbauten, wodurch der Preis eines Grundstücks, welches ehemals nur einige hundert Taler wert war, bald bis auf mehrere tausend Taler stieg. Die im Wohlstande sich befindenden Kaufleute beschäftigten mehrere Handwerker teils aus Bedürfnis, teils aus Hang zum Luxus²⁹. Durch die Auf- führung der zum Handel nötigen Niederlagen erhielten alle diejenigen Handwerker, deren Arbeiten bei Auf- führung der Gebäude gebraucht wurden, reichlichen Verdienst, die Handlung selbst aber half besonders dem hiesigen Böttchergewerk sehr auf. Da kein schiffbarer Fluß hierselbst vorhanden, auf welchem die Waren transportiert werden können, sondern alle diejenigen Waren, welche nach den österreichischen Staaten gehen, bis nach Prag, Wien und Triest den Weg zur Achse machen, diejenigen Waren aber, welche aus Norden kommen oder dort hingehen, auch von hier aus noch drei Meilen zur Achse transportiert werden müssen³⁰, so zog dies in den Zeiten, wo die hiesige Handlung blühte, eine Menge Fuhrleute herbei. Durch diese erhielten Schmiede und Stellmacher besonders Nahrung, vorzüglich aber befanden sich die Gastwirte wohl dabei, welche dann wieder eine Menge Getreide und RaCHFutter verbrauchten, wodurch denn auch so per indirectum das platte Land von der Handlung profitierte.

Seitdem aber von den Engländern die Seehäfen gesperrt sind³¹, ist die Handlung schon bedeutend in Abnahme geraten; den größten Stoß hat aber selbige durch die in den neuesten Zeiten vorgekommenen Veränderungen erlitten. Da nun gegenwärtig die politischen Konjunkturen der Handlung durchaus nicht günstig, auch die Erfahrung gelehrt hat, daß man keinen Tag vor Veränderungen sicher ist, welche alle bisherigen Handelsverbindungen aufheben, so haben sich mehrere der hiesigen Handlungshäuser zurückgezogen und extendieren³² sich nur so weit,

daß sie durch ihren Verdienst die Bedürfnisse ihrer Familie zu bestreiten imstande sind, indem sie nicht mit Unrecht befürchten müssen, bei Geschäften, welche nur einigermaßen ins Große gehen, um ihr Vermögen zu kommen. Daß die hiesige Handlung und mit ihr zugleich der Ort, ja sogar das platte Land leidet, glauben wir, werden wir nicht nötig haben zu beweisen, da bereits von uns oben die Vorteile aufgezeichnet worden sind, welche das Blühen der Handlung zur Folge haben.

Wie nun aber diesem abzuhelpen, darüber glauben wir, lassen sich wenigstens zur Zeit keine Vorschläge machen. Die Maßregeln, welche Frankreich hat ergreifen müssen, um dem verderblichen System der Engländer Einhalt zu tun, haben in der Handlung eine wahre Revolution hervorgebracht, und diese Revolution scheint noch lange nicht ihre Endschaft erreicht zu haben. Nun erst dann, wenn sich die Hauptinteressenten auf irgend eine Art werden vereinigt haben oder aber [man] auch nur einigermaßen für schnellen Wechsel sicher ist, dann erst werden sich Mittel und Wege ergreifen lassen, um der hier gesunkenen Handlung wieder aufzuhelfen. Bis dahin glauben wir, handeln die hiesigen Handlungshäuser sehr weislich, wenn sie ihre Fonds an sich zu ziehen suchen und sich so wenig wie möglich mit ihren Geschäften extendieren.

Was nun aber die hiesigen Fabriken und deren Absatz betrifft, so sind die vorzüglichsten hierselbst die Tuch-, Leinewandsmanufakturen und Lederfabriken. Die ersteren, nämlich die *Tuchmanufakturen*, beschäftigen 300 Meister mit ihren Gesellen, Lehrlingen und anderen *Ouvriers*³³, und wenn man annimmt, daß zu einem in beständiger Bewegung seienden Tuchmacherstuhl in der Regel 10 Menschen erfordert werden, circa 3000 Menschen. Schon von je an gehörte die hiesige Tuchweberei zu einer der vorzüglichsten Nahrungen des Orts. Als aber König Friedrich II. nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges sich bestrebte, den größten Teil der Manufakturwaren in seinem Lande hervorzubringen, damit nicht die hohen Produkte ausgeführt und sie nach Verwandlung in Fabrikate wiederum ins Land hereingebracht und solchergestalt wenigstens das Geld, was fremde Fabrikanten verdient, aus dem Lande exportiert würde, und um dieses besonders in Rücksicht der Wollmanufakturen zu bewirken, die Gutsbesitzer zur Veredelung der Schäfereien aufmunterte und die einheimischen Fabrikanten unterstützte, auch die Exportation roher Produkte und das Einbringen fremder Fabrikwaren verbot, dann fing sich auch die hiesige Tuchmanufaktur noch mehr an zu heben. Der Staat trug manches dazu bei durch Emanierung³⁴ der den einheimischen Fabriken günstigen Gesetze und durch Erteilung von Prämien auf Fabrikate, die englischen und niederländischen, wo nicht gleich, doch sehr ähnlich waren.

Der Aufnahme der hiesigen Tuchfabrik war aber besonders die französische Revolution günstig. Im Gefolge derselben standen die französischen und niederländischen Fabriken stille, so daß die im Revolutionszustande begriffenen Länder sowie auch andere Staaten, welche aus diesen bis dahin ihre Tücher gezogen hatten, ihre Bedürfnisse nunmehr aus anderen Ländern zu entnehmen suchen mußten, welches denn die hiesigen Fabrikanten, unterstützt von der Regierung, zu benutzen unvergessen waren. Das hiesige Tuchmachergewerk lieferte nunmehr im Durchschnitt jährlich 10 bis 11 000 Stück mehrenteils nach niederländischer und englischer Art aus veredelter Wolle fabrizierte Tücher, welche einige hiesige un-

ternehmende Fabrikanten auf die Messen zu Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Leipzig, Braunschweig und Magdeburg absetzten. Die Fabrikanten begnügten sich aber nicht allein mit dem Absatz hiesiger Tücher, sondern kauften auch aus den benachbarten, sowohl sächsischen als auch preußischen Städten eine Menge sogenannter deutscher Tücher auf, welche sie zu gleicher Zeit mit debitierten³⁵.

Daß diese für die hiesigen Tuchmacher glücklichen Konjunkturen einen wohlthätigen Einfluß auf den Nahrungsstand der hiesigen Einwohner überhaupt hatten, darf wohl erst nicht weiter bewiesen werden. Das Emporkommen vieler hiesiger Einwohner, die vor jenen Zeiten sich nur in sehr mittelmäßigen Vermögensumständen befanden, legt solches zur Genüge an den Tag; aber nicht allein dem hiesigen Ort war solches vorteilhaft, sondern auch die benachbarten kleinen Städte befanden sich dabei wohl. Denn nach einem ungefähren Durchschnitt gingen in den damaligen Zeiten für Spinnerlohn alljährlich nach den Städten Guben, Forst, Muskau etc. 40 000 Reichstaler. Diese für die hiesige Tuchmanufaktur glückliche Zeit blieb bis zum Ausbruch des französisch-preußischen Krieges im Jahre 1806.

Nach Abschluß des Tilsiter Friedens wurden dem Eingang der hier fabrizierten Tücher in die preußischen Staaten große Schwierigkeiten in den Weg gelegt, indem sie mit 25 % importiert wurden. Die sich während des Krieges verschlimmerten Vermögensumstände der Einwohner in den Gegenden, wo der Kriegsschauplatz gewesen, trugen auch zum minderen Absatz der hiesigen Tücher das ihrige bei. Hierzu kam noch, daß die hiesigen Tuchfabrikanten, welche besonders ihren Bedarf an veredelter Wolle aus Schlesien nahmen, eine bedeutende Abgabe für die Erlaubnis, die Wolle hierher exportieren zu dürfen, entrichten mußten. Und da auch durch die in dem Kontinental-Tarif auf alle englischen Kolonialwaren gelegten Abgaben die Farbwaren sehr im Preise stiegen, so war eine natürliche Folge davon auch ein höherer Preis der hiesigen Tücher, welcher dann wiederum einen minderen Absatz nach sich zog. Wenn nun auch vonseiten der französischen Regierung nach Kräften dafür gesorgt wird, daß auch in den unter dem Zepter des französischen Kaisers stehenden Ländern die Fabriken sich wieder heben, auch ganz neuerlich in diesen Ländern das Einbringen fremder Tücher untersagt worden³⁶, so ist zu befürchten, daß die hiesigen Tuchfabriken dadurch beträchtlich in der Folge leiden werden. Gegenwärtig ist der bedeutendste Debit dieser Fabrikwaren von hier nach dem russischen Reiche; und wenn man dafür garantieren könnte, daß dorthin beständig der gegenwärtige bleiben würde, so würden sich die hiesigen Tuchfabriken noch immer wohl befinden. Allein man muß fürchten, daß die Russen in dem Augenblick aufhören werden, ihren Bedarf an Tüchern hier zu nehmen, sobald zwischen England und dem russischen Reiche die Kommunikation wiederhergestellt sein wird. Tritt dieser Fall ein, so dürfte ein großer Teil der hiesigen Tuchfabrikanten gänzlich ohne Nahrung sein. Auf welche Art dann der hiesigen Fabrik wiederum aufzuhelfen, läßt sich gegenwärtig wohl nicht bestimmen, da der Absatz der Fabrikwaren, sowie auch der Handel im ganzen sich wohl stets nach den politischen Konjunkturen richtet.

Die hiesigen *Leinwandmanufakturen* lassen sich in zwei Abteilungen bringen, nämlich:

1. in solche, welche bloß rohe und ordinäre weiße Leinwand fabrizieren und absetzen, und

2. in solche, die bereits gebleichte Leinwand, und zwar feinere Sorte färben, drucken, appretieren und demnächst so vervollkommenet wieder debittieren.

Die erstere lieferte ehemals alljährlich ungefähr für 150 000 Reichstaler Ware und hatte ehemals ihren Absatz in Berlin und an etliche 30 preußische Regimenter. Da Berlin gegenwärtig lange nicht mehr die Konsumtion hat, die es bis 1806 hatte, und da auch die preußische Armee sehr verringert worden, so ist es natürlich, daß, da sich unterdessen kein anderer Absatz der hiesigen Leinwand gefunden hat, der Debit derselben gegen ehemalige Zeiten äußerst geringe ist. Es ist dieses nun um so mehr für den hiesigen Ort traurig, da sich mit Verfertigung dieses Fabrikats hieselbst 120 Meister nebst ihren Gesellen, Lehrlingen und Familien beschäftigten, welche größtenteils nur in sehr mittelmäßigen Vermögensumständen waren und welche sich daher gegenwärtig in großen Nahrungssorgen befinden. So sehr wir diese Leute bedauern, so wissen wir doch in diesem Augenblick kein Mittel anzugeben, wodurch ihnen gegenwärtig geholfen werden könnte. Eine große Unterstützung dürfte es indessen für sie sein, wenn Euer königliche Majestät die Gnade hätten, durch sie einen Teil des Leinwandbedarfs der Truppen liefern zu lassen.

Die zweite Gattung der hiesigen Leinwandsmanufaktur, nämlich die Druckereien, sind auch das nicht mehr, was sie bis zum Jahre 1806 gewesen. Die Ursachen davon sind fast die nämlichen, welche wir von dem minderen Absatz der hiesigen Tücher und ordinären Leinwand angegeben haben. Es ist aber die Möglichkeit vorhanden, daß diese Fabriken sich noch wiederum eher wie alle andern und gerade durch die gegenwärtigen politischen Konjunkturen heben können. In der gegenwärtigen Epoche steht nämlich die Baumwolle, besonders aber das baumwollene Garn in so hohem Preise, daß es bald eine im höchsten Grade kostspielige Sache sein wird, baumwollene Fabrikwaren zu tragen. Man wird daher genötigt sein, aus dem vaterländischen Produkte, dem Flachs, ein solches Fabrikat hervorzubringen, daß dadurch die baumwollenen Fabrikate entbehrlich werden. Es sind bereits darin in Berlin glückliche Versuche gemacht, denn man druckt gegenwärtig daselbst Leinwand ganz nach den Mustern, welche bisher in den Kattunen stattfanden, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß man damit bald soweit kommen wird, daß diese gedruckte Leinwand mit Recht dem Kattun an die Seite gesetzt werden kann. Es läßt sich von der Geschicklichkeit und Betriebsamkeit der hiesigen Färber und Drucker erwarten, daß sie auch bald dieses Fabrikat nachahmen und es ebenso gut liefern werden, wie es nur in irgend einer deutschen Fabrik geliefert werden kann, ja, daß sie bald, wie es besonders bei der hiesigen Ruffschen³⁷ Fabrik der Fall gewesen ist, sich vor allen anderen auszeichnen werden, und dann glauben wir, dürfen diese Leute wegen ihrer Subsistenz nicht besorgt sein.

Die hiesigen Lederfabriken machten ehemals auch einen bedeutenden Absatz, und derselbe hat sich auch in Rücksicht des lohgaren Leders bis hierher eben nicht sehr vermindert, da dieses Fabrikat in Kriegezeiten eine besonders gangbare Ware ist. Indessen hat sich der Absatz des weißgaren Leders³⁸ gegen ehemalige Zeiten bedeutend vermindert. Die Ursache davon liegt zum Teil mit darin, daß durch den gewesenen Krieg ein großer Teil des Publikums in Rücksicht seiner Vermögensumstände sehr zurückgekommen und daher seine Bedürfnisse durchaus eingeschränkt sind. Unter den jetzigen Umständen lassen sich auch

in Rücksicht dieses Fabrikats keine Mittel, demselben einen größeren Absatz zu verschaffen, angeben.

Außer den bisher Genannten trieben auch noch die hiesigen *Hutmacher*, *Handschuhmacher* und *Kammacher* ihr Metier fabrikenmäßig und bezogen mit den von ihnen verfertigten Waren besonders die Messen zu Frankfurt a. O., wo sie solche im großen absetzten. Allein das hat schon seit einem Dezennium aufgehört, und ist dieses für genannte hiesige Handwerker sich hervorgetane üble Ereignis nicht den in neueren Zeiten entstandenen Konjunkturen beizumessen, sondern besonders dem Umstande, daß sich auch im Herzogtum Warschau, wohin besonders ihre Waren gehen, ja auch in Rußland Leute ihres Metiers angesetzt haben, die nun den dortigen Bedarf an Ort und Stelle verfertigen. Bei so bewandten Umständen ist denn auch nicht zu hoffen, daß den hiesigen Hut-, Handschuh- und Kammachern³⁹ wiederum ein größerer Debit zu verschaffen. Diese Leute werden sich vielmehr damit trösten müssen, daß alle Dinge in der Welt einem beständigen Wechsel unterworfen sind.

So wie nun der Wohlstand der hiesigen Handlung und Fabriken wiederum das Wohlbefinden der kleineren Handwerker zur natürlichen Folge hat, so ist auch auf der anderen Seite wiederum natürlich, daß auch die kleineren Handwerker beim Herunterkommen der hiesigen Fabriken sehr leiden und solchergestalt auch der Nahrungsstand der hiesigen Ortseinwohner gegen ehemalige Zeiten sich sehr vermindert hat. Dies wird dem Publikum sehr drückend, besonders, da durch die gewesenen kriegerischen Vorfälle extraordinäre Lasten entstanden sind, und da selbst der Landmann bei dem gegenwärtigen Preise seiner Erzeugnisse, welche mit denen der Kunstprodukte in gar keinem Verhältnisse stehen, und der gegen die ehemaligen Zeiten auch sehr mit Abgaben belastet ist, sich so viel wie möglich einschränkt. Es scheint zwar, daß mehrere der hiesigen Handwerker dadurch gewonnen haben, daß sie nunmehr ihre Waren auch auf den Märkten in den benachbarten altsächsischen Städten feil bieten. Wenn man aber dagegen wieder annimmt, daß auch aus allen diesen Städten die Krämer und Kommerzianten die hiesigen Jahrmärkte beziehen, daß auch der hiesige Landmann nunmehr seine Waren aus demjenigen Orte nimmt, welcher ihm am nächsten liegt, da er ehemals nur einzig und allein hier kaufen konnte und durfte und Krämer aus anderen preußischen Städten wegen der Entfernung die hiesigen Märkte nicht besuchten, sondern die hiesigen Handwerker gewissermaßen ein Zwangsrecht über den ganzen Kreis ausübten, so glauben wir, ist der Gewinn der hiesigen Handwerker in dieser Rücksicht nur äußerst unbedeutend.

Es wäre zu wünschen, daß man mit Sicherheit Mittel angeben könnte, wie dem gesunkenen Nahrungsstande hierselbst wiederum aufgeholfen werden könne; indessen bei den jetzigen Zeitumständen ist solches nicht möglich, da selbige von der Art sind, daß auch nicht die geringste Garantie für die Wirkung eines einzigen geleistet werden kann. Es ist dieses um so mehr für den hiesigen Ort traurig, da er in seinem Grundeigentume gar keine Ressourcen⁴⁰ hat, und folglich, wenn die bisherigen Nahrungszweige erst einmal aufgehört haben, keine Hoffnung vorhanden ist, daß er sich so leicht wiederum heben wird.

Mehrere der hiesigen Einwohner sehen zwar mit den Verfall ihrer Nahrungen darin, daß die ehemaligen, zu preußischer Zeit gültig gewesenen Ausfuhrverbote nicht mehr existieren, welche bewirkten, daß so manche Produkte, wie z. B. Wolle, Leder, Leinen, Garn stets einen wohlfeilen Preis behielten, indem bei der

isolierten Lage des hiesigen Kreises der Landmann diese seine Produkte nicht anders als hiesigenorts absetzen konnte, und solchergestalt die hiesigen Fabrikanten sich selbst den Preis setzten, mit welchem sie diese Produkte bezahlen wollten. Es kann nun zwar sein, daß die Aufhebung der Ausfuhrverbote aus dem hiesigen Kreise und die Einführung eines freien Verkehrs zwischen demselben und Euer königlichen Majestät übrigen Staaten die Erhöhung des Preises einiger Produkte hervorgebracht hat, allein dagegen sind die Vorteile, welche der größere Teil des Publikums dadurch erworben hat, ungleich wichtiger, so wie es auch eine lächerliche Prätension⁴¹ sein und von einem übertriebenen Egoismus zeugen würde, wenn einige hiesige Klassen nahrungtreibender Bürger verlangen wollten, daß um ihres Privatvorteils willen ihnen erlaubt würde, ein Zwangsrecht über den ganzen Kreis auszuüben, wenn um weniger willen zwischen einem einzigen mitten im Lande liegenden Kreise und den ganzen übrigen Staaten eine Handlungssperre existierte und solchergestalt der hiesige Kreis einen statum in statu⁴² ausmache.

Wenn wir nun endlich Euer königlichen Majestät noch anzeigen sollen, welche hiesigen Einwohner in der Zeit, daß wir Allerhöchstdero Untertanen geworden sind, von hier fortgezogen, so müssen wir bemerken, daß zwar seit jenem Zeitpunkt die Seelenzahl hierselbst sich einigermaßen vermindert hat. Allein davon ist der Grund in dem abgenommenen Nahrungsstand nicht bloß zu suchen, und der größte Teil der fortgezogenen Menschen würde ohnedem den hiesigen Ort verlassen haben, und liegt der Grund davon mehrenteils in der bei der Fabrikation des hiesigen Tuchs eingetretenen Veränderung des Mechanismi. Bis vor einigen Jahren wurden zu jedem im Gange seienden Tuchmacherstuhl zwei Wirker gebraucht, seit einigen Jahren aber bedient sich ein großer Teil der hiesigen Fabrikanten der sogenannten Schnellschützen, wodurch er in den Stand gesetzt wird, das Wirken durch eine Person verrichten zu lassen. Es wurde ferner ehemals alle Wolle nur auf Rädern gesponnen. Ein großer Teil der hiesigen Fabrikanten, welche imstande gewesen sind, die große bare Auslage aufzubringen, bedient sich aber gegenwärtig statt der Räder der Spinnmaschinen, mit welchen ein oder höchstens zwei Personen in der Regel dasjenige leisten, wozu man ehemals fünf, sechs und mehrerer bedurfte. Da nun die Anzahl der Stühle nicht zugenommen, so ist es auch natürlich, daß in der hiesigen Tuchmanufaktur, wenn selbige auch noch sowohl in Qualität als Quantität dasselbe Fabrikat liefern sollte wie ehemals, eine beträchtliche Anzahl Menschen weniger gebraucht wird, und daß diejenigen, welche dadurch außer Arbeit gekommen sind, genötigt werden, den hiesigen Ort zu verlassen.

Es ist indessen noch nicht ausgemacht, ob durch das Wegziehen dieser Leute dem hiesigen Ort ein wahrer Verlust erwachsen ist. Die Konsumtion hat sich allerdings dadurch einigermaßen verringert; wenn man aber dagegen annimmt, daß bei den übrigen Ouvriers in den Fabriken selten Moralität und gute Sitten zu suchen und [sie] öfters allen Lastern ergeben sind, daß dergleichen Leute nur immer für den heutigen Tag leben und nie etwas für die Zukunft zu erwerben trachten und daher im Alter, wenn sie nicht mehr arbeiten können, gewöhnlich dem Orte, wo sie sich eine Reihe von Jahren aufgehalten haben, sehr zur Last fallen, auch mehrenteils eine Menge Kinder in die Welt setzen, die sie nicht zu ernähren imstande sind, und überhaupt das Blühen eines Ortes nicht nach seiner beträchtlichen Volksmenge, sondern vielmehr danach zu beurteilen ist, ob auch die darin

lebenden Menschen sich in gutem Nahrungsstande und in guten Vermögensumständen befinden, und wahre Moralität und gute Sitten eine ihrer Haupteigenschaften ist, so dürfte man ebenso gut folgern können, daß durch das Wegziehen dieser niedrigen [Leute] der Ort Vorteile errungen hat¹³.

Der angesessenen Fabrikanten, die ihr Domizilium von hier verlegt haben, sind nur folgende, nämlich Saretz, Sternberg, Schwarzer, Friedrich Lutze¹⁴, Friedrich Schultze und Samuel Lehmann, von welchen wir einige gern als unsere Bürger behalten hätten. . .“

Daß die Sache in Dresden ernstlicher weiterverfolgt wurde, ist kaum anzunehmen, einmal in Anbetracht der Schwerfälligkeit, mit der die sächsischen Behörden zu arbeiten pflegten, dann im Hinblick auf die Einsicht, daß es unmöglich sei, Entscheidendes zur Abhilfe beizutragen. So hören wir lediglich davon, daß die Oberamtsregierung am 11. März 1811 der Landesökonomie-, Manufaktur- und Kommerzien-Deputation eine Abschrift des Berichts zusandte und dieser anheimstellte, „ob und was unter den vorwaltenden Umständen zu besserer Aufrechterhaltung der Fabriken und Gewerbe in der Stadt Cottbus vielleicht geschehen dürfte“. Zwei Jahre später erübrigte sich jede Maßnahme sächsischerseits, denn am 31. März, endgültig am 25. September 1813 wurde der Cottbuser Kreis wieder preußisch.

Bei der Lektüre des Berichts denkt man bisweilen unwillkürlich an manchen Vorgang in der Gegenwart, wenn man sich natürlich auch der ungeheuren Wandlungen bewußt bleiben muß, die das wirtschaftliche Leben seit jener uns schon so fern gerückten Zeit erfahren hat.



Cottbus um 1810. Ansicht vor dem Mühlentor

Anmerkungen

- ¹ C. Gretschei u. F. Bülow, *Gesch. d. Sächs. Volkes u. Staates*, 3. Bd. (1853), S. 616—623 — W. Stieda, *Die Kontinentalperre in Sachsen*. In: *Berichte über die Verhandlungen d. sächs. Gesellsch. d. Wiss., Phil.-hist. Kl.* 65 (1913) — H. Kretzschmar, *Sächs. Gesch.*, 2. Bd. (1935), S. 137 f.
- ² F. Lütge, *Deutsche Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte 1960*², S. 407.
- ³ R. Lehmann, *Gesch. d. Niederlausitz*, 1963, S. 419 u. 438 f.
- ⁴ G. Krüger u. F. Specht, *Die Geschichte d. St. Cottbus*, 1941, S. 42 ff. u. 52 ff. — F. Liersch, *Wirtschaftliche Folgen d. Tilsiter Friedens für die Cottbuser*. In: *Unsere Lausitz. Heimatbeil. d. Laus. LZtg.* 1925, Nr. 55 — R. Lehmann, *Gesch. d. N.-L.*, S. 478
- ⁵ Zum Vergleich diene, daß Görlitz, die wirtschaftlich bedeutendste Stadt der Oberlausitz, 1790 7554, 1800 etwa 9000 Einwohner zählte, deren Zahl sich dann in den folgenden Jahren ebenfalls etwas verminderte.
- ⁶ K. Eicke, *Das bürgerliche Wohnhaus in Cottbus* (1917), S. 39 ff.
- ⁷ F. Schmidt, *Die Entwicklung der Cottbuser Tuchindustrie*, 1928, S. 146 ff.
- ⁸ Eine zusammenfassende Darstellung fehlt. Die kleine Schrift von A. Frankenberg, *Zur Gesch. d. Leinenindustrie d. St. u. ehemaligen Herrsch. Cottbus*, 1908, reicht nur bis zum Ende d. 30jähr. Krieges.
- ⁹ Chr. K. Gulde, *Authentische aus Archivakten gezogene Nachrichten von der Consumption des Cottbuser Bieres*. In: *Laus. Mag.* 1786, S. 83—87, u. Schumann, *Staats-, Post- u. Zeitungslexikon von Sachsen*, 5. Bd. (1818), S. 109.
- ¹⁰ F. K. Liersch, *Kaufmannskonzessionen im 18. Jh.* In: *Unsere Lausitz. Heimatbeil. d. Laus. LZtg.*, 1924, Nr. 13 f. — G. Krüger, *Der Cottbuser Materialwarenhandel i. 18. Jh.* Ebendort, 1927, Nr. 117.
- ¹¹ Krüger u. Specht, *Gesch.* (s. Anm. 4) S. 54.
- ¹² Ebendort, S. 54 — *800 Jahre Cottbus* (1956), S. 15.
- ¹³ Ehemal. Landesarchiv Lübben OAReg. Nr. 5. Die Besitznahme, provisorische Verwaltung u. Organisation des Cottbuser Kreises.
- ¹⁴ Ebendort, Rep. XX, Nr. 29; darin auch Bl. 6—22 der im folgenden abgedruckte Bericht. Er ist schon einmal von Martin Stahn behandelt worden, allerdings an einer etwas entlegenen, heute kaum noch zugänglichen Stelle, nämlich in der *Heimatbeil. d. Laus. LZtg.*, 1925, Nr. 64—67.
- ¹⁵ F. Schmidt, *Cottbuser Bier und Cottbuser Korn*. In: *Jb. d. Ver. f. Heimatk. Cottbus*, 1915, S. 3 f. u. 19.
- ¹⁶ Absatz.
- ¹⁷ Worauf diese Angabe beruht, bleibt unklar.
- ¹⁸ In Kraft.
- ¹⁹ Es handelt sich insbes. um Gr. Gaglow (halb), Kl. Gaglow, Gulben, Limberg, Ölsnig, in gewisser Weise aber auch um einige Dörfer bei Drebkau.
- ²⁰ Cottbuser Weißbier und vor allem Cottbuser Korn behielten ihre Bedeutung bis in unsere Zeit.
- ²¹ Warensteuer.
- ²² Bautzen, das bis ins 19. Jh., auch amtlich, Budissin, dem sorbischen Budyšin entsprechend, genannt wurde.
- ²³ Nach Berlin, Frankfurt, Stettin und anderen an Spree und Oder gelegenen Städten konnte man vom Schwielodsee bzw. von Ratzdorf an der Neiße mündung aus den Wasserweg benutzen.
- ²⁴ Scharfe Wachsamkeit.
- ²⁵ Nach späterer Berechnung besaßen die Kommunalgrundstücke nur einen Flächeninhalt von 43 Morgen 165 Quadratruten, davon 15 M. und 122 QuR. ertragloses Land und Wasser. Kämmerereibezitz waren die Dörfer Dissendchen, Kolkwitz, Madlow, Ströbitz und Kolonie Sachsenhof, während die unmittelbar an die Stadt grenzenden Dörfer Brunschwig in der Gasse, Brunschwig auf dem Berge, Ostro und das östlich der Spree gelegene Sandow zum Amt C. gehörten.
- ²⁶ Triest entwickelte sich seit Maria Theresia zum großen Import- und Exporthafen.
- ²⁷ Güster (Blicke), Fischgattung aus der Ordnung der Edelfische und der Familie der Karpfen.
- ²⁸ Mit Durchgangszoll besteuerte.
- ²⁹ Bezüglich der Hausbauten und ihre Gestaltung sei außer auf Eicke (Anm. 6) auf den *Kunstdenkmälerband Stadt und Kreis Cottbus*, 1938, S. 99 ff., hingewiesen.

- ³⁰ Nämlich bis Goyatz am Schwielochsee, wo Cottbuser Kaufleute Ausgang des 18. Jhs. die Siedlung Hoffnungsbay gründeten.
- ³¹ Am 11. November 1807.
- ³² Ausbreiten.
- ³³ Arbeiter.
- ³⁴ Erweiterung.
- ³⁵ Absetzen.
- ³⁶ Es handelt sich um das vorher erwähnte Patent vom 1. Oktober 1810.
- ³⁷ Gemeint ist der Leinewandhändler und Schönfärber Johann Gottfried Ruff.
- ³⁸ Bei der Lohgerberei wurde die Lederhaut mit Gerbstoff, bei der Weißgerberei mit Kalk, Alaun und Salz bearbeitet.
- ³⁹ Die Kammacher gehörten zu den Gewerbetreibenden, die im Laufe des 19. Jhs. völlig ausstarben. 1840 übten im Rgbz. Frankfurt noch 49 Personen diesen Beruf aus.
- ⁴⁰ Hilfsmittel.
- ⁴¹ Anmaßung.
- ⁴² Staat im Staate.
- ⁴³ Die hier zum Ausdruck gebrachte Anschauungsweise zeigt, daß damals ein tieferes Verständnis für die Lage der unteren Bevölkerungsschichten noch kaum vorhanden war.
- ⁴⁴ Lutze ging nach Beeskow, wo er eine neue Tuchfabrik leitete.

Zur Kulturgeschichte des Zuckers in Berlin und der Mark Brandenburg

Zucker aus Kaulsdorf, Rohr in Tahiti, Traubenzucker synthetisch

Eine Bekanntmachung des „Königl. Preußl. Polizey-Directorii“ aus der Zeit Friedrich II. fordert zum Nachdenken auf „über den Mißbrauch des Caffee und Thee-Trinckens“. Diese Getränke enthielten Stoffe, die „dem Opio“ gleichen; ihr Genuß verleite zu einem verstärkten Zuckerverbrauch, wodurch dem preußischen Staat jährlich große Summen für den Import von Kolonialzucker verloren gingen. Zucker — im 16. und 17. Jahrhundert eher Pharmakon als Genußmittel — war im 18. Jahrhundert nicht nur in Preußen eine Kostbarkeit und noch weit davon entfernt, mit Selbstverständlichkeit als eines der Grundnahrungsmittel verwendet zu werden. Hutzucker wurde gerieben und der erhaltene feine Zucker in kostbare Streudosen mit siebartig durchbrochener Deckelhaube gefüllt. Sie dienten aber auch als Behälter für eine Art Kräuterzucker-Bonbons, die man „luftig“ aufbewahren wollte. Die hohe Form dieser hübschen Behältnisse erinnert an Apothekergefäße. Ihre Vorbilder stammen aus Frankreich vom Hofe Ludwig XIV.¹ Aus dem Tafelgeschirr Friedrich II. von Preußen sind schöne Exemplare aus bemaltem Porzellan erhalten, die man heute im Schloß Charlottenburg sehen kann. Aus Holland sind die gleichen Formen als Silberschmiedearbeiten zu uns gekommen. Die beginnende Biedermeierzeit besitzt behäbige, bürgerlichere Zuckerdosen. Je nach dem Wohlstand ihres Besitzers sind sie aus poliertem oder ziseliertem Silber, aus bemaltem Rubin- oder Kobaltglas, aus Kupfer, Messing oder nur aus lackiertem Blech oder metallbeschlagenem Holz gefertigt, aber immer mit Schlüssel und Schloß versehen. Die Zuckerhüte werden mit Zuckerhutze, -hammer und Pistill zerbrochen, die Stücke in die Dose gefüllt und mit einer zierlichen Zuckerschere entnommen, die es in phantastischen Vogel-Formen gibt². Im Spätbiedermeier erscheinen plötzlich offene Schalen für Zucker. Es sind aus farblosem oder überfanganem Glas geschliffene Kristallschalen auf hohem Fuß. Man nennt das farbige auch „brillantiertes“ Glas. Nicht weniger brillant erstrahlen die Schaumglas-Zuckerschalen, hohl geblasen und leicht in der Hand, aus verspiegelm Glas. Sie sind eine typisch berlinische Variante, auch eine billigere, der Kristallschalen, die übrigens später auch in Preßglas und mit Henkeln versehen auftauchen. Die existierenden Formen und Beispiele sind zahlreich und vielfältig. Aus allem ist zu sehen, daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Zucker rasch weit weniger kostspielig wurde, nicht mehr in der Dose als Kostbarkeit behütet war.

Der erste Schritt zu seiner Wohlfeilheit im kontinentalen Europa wurde in Berlin von Andreas Sigismund Marggraf getan. Die väterliche Apotheke³, sein Geburtshaus, — sie hieß im Laufe der Zeit zum Weißen, zum Schwarzen, zum Goldenen Bären, — stand in der alten Innenstadt, an der Ecke Spandauer- und Probststraße. Heute ist die Stelle dem Erdboden gleichgemacht. Der Vater, erster königlicher Hofapotheker, läßt den Sohn in Berlin und Straßburg Chemie, in Halle Medizin, und Metallurgie und Mineralogie in Freiberg studieren. 1735

Spätbiedermeierliche Schaumglas-Zucker-
schalen aus Berlin mit zeittypischen
Motiven. Rosen, Ranken, Früchte



zunächst kurze Zeit Assistent des Vaters in der Bärenapotheke, wird der forschungsbegabte und nach den damaligen Möglichkeiten hervorragend ausgebildete junge Wissenschaftler schon im Alter von 29 Jahren zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt. 1760 wird er Direktor der Physikalischen Klasse der Akademie. Er untersucht systematisch die Bestandteile von Pflanzensäften und gerät dabei schließlich auch an die Pflanzeninhaltsstoffe, die süß schmecken. In einigen einheimischen Pflanzen findet er ein kristallisierbares, süßschmeckendes „Salz“, das von dem im sogenannten indischen Zuckerrohr enthaltenen Rohrzucker durch nichts zu unterscheiden, also mit ihm identisch ist. Er sieht bereits voraus, daß eine dieser Pflanzen, die besonders reich an Rohrzucker ist, eine praktische Zuckergewinnung in Deutschland zuließe: die Runkelrübe. Von Marggraf stammen auch andere Entdeckungen. Er fand als erster die Ameisensäure und eine Methode zur Gewinnung von Phosphorsäure; von ihm stammt das sogenannte Berliner Blau. Er verwendet als erster das Mikroskop als wissenschaftliches Werkzeug für chemische Untersuchungen. § 3 seiner berühmten Abhandlung über „Chemische Versuche aus verschiedenen einheimischen Pflanzen einen wahren Zucker zu verfertigen“⁴ lautet:

„Die Pflanzen, deren Wurzeln ich zu meinen chemischen Untersuchungen wählte, und die mir wirklich eine große Quantität eines wahren Zuckers gaben, sind keine ausländischen Pflanzen, sondern sie wachsen in unsern und andern Gegenden in großer Menge, werden häufig gebraucht, und verlangen nicht eben ein sehr gutes Erdreich, oder eine besondere Wartung. Sie sind 1) der weiße Mangold, beta alba, oder Cicla officinarum C. B. Beta Cicla Linn. 2) Die Zuckerwurzel Sisarum Dodon. Sium Sisarum L. 3) Die rothe Rübe. Beta rubra, Beta radice Rapae C. B. Beta vulgaris L. Die Wurzeln von diesen drei Pflanzen haben mir immer sehr viel reinen Zucker gegeben. Die vornehmsten Kennzeichen, aus welchen man auf die Gegenwart des Zuckers in diesen Pflanzen schließen kann, sind, daß sie, wenn sie in Scheiben zerschnitten und getrocknet werden, nicht allein sehr süß schmecken, sondern daß man auch vorzüglich durch ein Mikroskop weiße krystallische zuckerartige Theilchen auf demselben bemerkt.“

Er ruinierte seine Gesundheit durch Überarbeitung und erlitt 1774 einen Schlaganfall. Seine Schriftstücke sind seitdem von fremder Hand geschrieben, er blieb also bis zu seinem Tode 1782 gelähmt. Sein Leben verbrachte er in außerordentlicher Bescheidenheit und Zurückhaltung⁵. Es ist bekannt, daß er fachlichen Wortstreitereien abhold war. Die Einrichtung und Ausrüstung des Laboratoriums in der Dorotheenstraße gehörte ihm und wurde von ihm selbst bestritten. Dies geht aus einem Brief an die Akademie hervor⁶, in dem er darum



Kupferstich von Bollinger, 1800
(im Besitz des Berliner Zuckerinstituts)



Einziges zeitgenössisches Porträt
(J. F. G. Unger) (mit freundlicher
Genehmigung des Verlages Dr. A. Bartens)

bittet, ihm sein Eigentum mit Rücksicht auf seinen eventuellen Nachfolger, der sonst vor plötzliche hohe Anschaffungskosten gestellt würde, für ein paar hundert Rthlr. abzukaufen. Seinem Schüler Franz Carl Achard überläßt er die Auswertung der Zucker-Entdeckung. Achard gehört einer Refugié-Familie an, die aus der Dauphiné stammt, 1685 nach Genf ging und 1724 nach Berlin kam. Er ist der Sohn des Predigers Guillaume Achard⁷, nicht — wie man's falsch im Brockhaus liest — des Justizrats und Mathematikers François Achard; das war sein Großonkel. François' Bruder Antoine⁸ war ein weiterer namhafter Großonkel der begabten Achard'schen Familie, der als Vorgänger Guillaumes ein berühmter Prediger der französisch-reformierten Kirche am Gendarmenmarkt war; er verstand kein Wort Deutsch. Das Haus, in dem Franz Carl Achard 1753 geboren wurde, war kein Pfarrhaus, sondern Privatbesitz des Pfarrherrn, also der Familie Achard, und stand Ecke Französische Straße 40/41 und Markgrafenstraße Nr. 53/54. (Es ist 1863 abgerissen worden). Achards Vater starb, als der Sohn zwei Jahre alt war. Der Stiefvater hieß Vigne und unterhielt, scheint es, ein Zuckerlager. Vielleicht kam Achard also schon als Kind mit dem Thema seines Lebens in Berührung. Er ist ein eigenwillig begabter und wird ein unternehmender und wegweisender, aber kein glücklicher Mann. Als Direktor der Physikalischen Klasse der Akademie wird er der Nachfolger Marggrafs, dessen Schüler er war. Friedrich II. schätzte ihn als jungen Chemiker bereits so sehr, daß er ihn jede Woche bei sich über seine Experimente vortragen ließ, zögerte aber doch eine zeitlang bei der Neubesetzung des Direktorpostens der Physikalischen Abteilung, ihn zu berufen; denn er liebte es, Ausländer nach Berlin zu ziehen. Der junge Achard aber, der ein schlechtes Französisch sprach, war für ihn bereits Preuße. Auf seinem „Landgute Causldorff ohnweit Berlin“ arbeitet Achard etwa seit 1786 in der Nachfolge Marggrafs. Er züchtet nur solche Runkelrüben, die sich besonders zur Zuckergewinnung eignen, und wählt von diesen

besonders zuckerreiche zu weiteren Versuchen aus. Hier werden in einer Verarbeitungsperiode die ersten größeren Mengen, das sind 1000 Zentner Rüben verarbeitet und 1600 Pfund Zucker gewonnen. Hier beginnt er „aus heißer Liebe für das Preußische Vaterland einen neuen Zweig Europäischer Industrie zu schaffen“. Kurios das betonte Nationalbewußtsein des assimilierten Franzosen, das sich später beim Sohn fortsetzt; Felix Achard gehörte dem Lützow'schen Freikorps an. Gut Kaulsdorf brennt zum großen Teil ab, er muß es verkaufen. Die „Achard'sche Sirupkocherei“, die man später restauriert hat, da die Grundmauern noch standen, wird noch heute gezeigt. Seit 1926 gibt es ganz in der Nähe eine Achardstraße.



*Die „Sirup-
kocherei“ Achards
in Kaulsdorf*

Einige Jahre später erwirbt er „eine ländliche Oekonomie auf dem Dorfe Französisch Buchholtz, 1 Meile von Berlin“ (heute Bezirk Pankow). Nach unausgesetzten Studien über die Kultur der Runkelrübe, die er zur „Zuckerrübe“ machte, und technischen Versuchen in kleinerem Maßstabe zur Gewinnung des Zuckers aus den selbst gezogenen Rüben, glaubt er sich des Erfolges endlich sicher und trägt am 11. Januar 1799 in einer Immediat-Vorstellung dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. seine Ergebnisse vor, unterstützt durch Gutachten des Chemikers Professor Martin Klaproth⁹, (Klaproth war übrigens ein Neffe Marggrafs), des Hofgärtners von Sanssouci, Herrn Joh. Wilhelm Sello, und ein Attest der Direktion der Berlinischen Zuckersiederei-Compagnie. (In der Zuckersiederei, d. h. Raffinerie in der Holzmarktstraße 13, wurden die ersten Raffinationsversuche mit Achard'schem Rohzucker unternommen; deren Direktion hat Achard vielfach gefördert.) Achard überreichte eine Probe des von ihm aus Rüben gewonnenen Zuckers, erbittet Privilegien und finanzielle Unterstützung beim Ankauf größerer Ländereien und zur Errichtung einer regelrechten Zuckerfabrik. Mit richtigem Blick wird die Bedeutung einer inländischen Zuckerfabrikation und ihre Gemeinnützigkeit vom König gewürdigt. Demgemäß werden sogleich „als von der höchsten Wichtigkeit“ umfassende Anbauversuche auf geeigneten Äckern der Domänengüter aller Provinzen des Staates

auf königliche Kosten anbefohlen. Achard erhält die Privilegien nicht, aber die geldlichen Hilfsmittel für den Bau einer Fabrik in Cunern, im Kreise Wohlau in Schlesien, nahe der damaligen polnischen Grenze. Er gewinnt hier Zucker in einem Prozeß, der außerordentlich unvollkommen und heute betrachtet in höchstem Maße unrentabel gewesen ist. Die Erkenntnisse über einen richtig geleiteten Rübenanbau sind jedoch seit Achard im wesentlichen kaum weiter vorgeschritten. Aus seinen Schriften wissen wir, daß er kein Moment außer acht ließ, das bei der Rübenkultur von schädlichem oder positivem Einfluß ist. Achard hat genaue Zeichnungen und Pläne der Fabrik in Cunern hinterlassen. Hiernach ist später ein stark verkleinertes aber kunstvolles Modell gefertigt worden, das im Museum des Zuckerinstituts steht und das Entzücken aller Besucher ist.

Unternehmer und Wissenschaftler aus allen europäischen Staaten besuchten Achard und haben ihn um Rat gefragt. Er bildet junge Leute in der Kunst des Rübenzuckerfabrizierens aus. Die Berichte aus seiner Fabrik rufen in Europa sensationelles Interesse hervor und veranlassen in Frankreich, Rußland, Österreich Wiederholungsversuche der Achard'schen Arbeiten. 1801—1802 erbaut und in Betrieb genommen, brennt die Fabrik Cunern bereits 1807 ab. Dieser Schlag führt zur endgültigen Verarmung Achards und verursacht zusammen mit anderen Enttäuschungen, Widerwärtigkeiten und einem schweren Leiden die endgültige Ermüdung dieses intuitiven und außergewöhnlichen Mannes.

Seine allerersten Zuckergewinnungsversuche hatten noch in dem mit der Wohnung zusammengelegenen akademischen Laboratorium, Letzte Straße Nr. 7, stattgefunden, das zu diesem Zwecke besonders eingerichtet und „Königliche Runkelrübenzuckerfabrik“ genannt worden war. Es ist das Gebäude der späteren Dorotheenstraße 10 gewesen, in dem zuvor Marggraf und späterhin Mitscherlich¹⁰ Dienstwohnung und Laboratorium hatten. An diesem Hause wurden im 20. Jahrhundert Gedenktafeln angebracht und Büsten von Marggraf und Achard nach Entwürfen des Bildhauers Ferdinand Lepcke. Bis auf Abgüsse der Porträtbüsten und Reliefplaketten der Bildnisse vom gleichen Künstler, die sich heute teils im Märkischen Museum, teils im Institut für Zuckerindustrie in der Amrumer Straße befinden, ist nichts mehr von diesem Hause erhalten.

Achard sind zu seinen Lebzeiten von Instituten, Akademien, wissenschaftlichen Gesellschaften verschiedener Länder und Fakultäten viele Ehrungen zuteil und Ehrenmitgliedschaften übertragen worden. Auf dem Titelblatt der von ihm veröffentlichten Schriften reiht sich ihre Aufzählung an seinen Namen. Erfinderisch und unternehmend war er auf physikochemischem Gebiet im weitesten Sinne. Er beschäftigte sich mit dem Einfluß der Elektrizität auf die Gehirntätigkeit, andererseits mit der Zusammensetzung der Edelsteine und Möglichkeiten zu ihrer synthetischen Herstellung. Er hat auch den ersten optischen Telegrafen zwischen Spandau und Bellevue konstruiert, der auf Pontonwagen montiert, also beweglich und verstellbar war und zu dem er einen Telegrafen-Code in deutscher und französischer Sprache herausgab. Es geht ihm aber schließlich wie so unendlich vielen anderen verdienstvollen Männern vor und nach ihm: als er im Alter von 68 Jahren an der „Brustwassersucht“ (gemeint ist wahrscheinlich ein Bronchial- und Lungenleiden) qualvoll stirbt, widmet nicht einmal mehr die Akademie der Wissenschaften in Berlin ihm einen Nachruf. Die Zeitgenossen hatten ihn rasch und gründlich vergessen.

Ebenso konsequent wie die Keimzelle dieser Weltindustrie Rübenzucker im hungrig-sparsamen Preußen entstehen mußte, ebenso unvermeidlich anscheinend wurde die Weiterentwicklung aus diesem Anfang durch preußische Amtsschimmel wieder unterbrochen. Dagegen erkannte sogleich Napoleon Sinn und Nutzen der Sache und fand in der einheimischen Zuckerproduktion eine Waffe im Wirtschaftskrieg gegen England im Schutze der von ihm verhängten Kontinentalsperre. Nachdem man sich in Frankreich schon daran gemacht hatte, zum Süßen den Traubenzucker als Sirup aus den sonnenreifen Languedoc- und Provence-Weintrauben zu gewinnen¹¹, ließ er nun in seinem Lande die ersten Zuckerfabriken nach Achard'schem Muster entstehen. Seitdem hat sich Frankreich auf dem Gebiete der zuckertechnischen Forschung große Verdienste erworben, die nicht genug hervorgehoben werden können. In England versuchte man während der gleichen Zeit, die Kenntnis von der neuen Art, aus Rüben Zucker zu gewinnen, zu unterdrücken. Achard wurden einmal 50 000, einmal sogar 200 000 Reichsthaler geboten, wenn er sich bereit fände, seine Entwicklungen zu widerrufen, einen Irrtum zu proklamieren. Damals vermutete man, daß es sich um englische Geldgeber handelte. Dieser Richtung gehörte jedenfalls auch eine Anzahl Fachleute an, die zu beweisen suchten, daß aus Rüben gewonnener Zucker einen nicht zu tilgenden bitteren Beigeschmack besäße, der ihn ungenießbar mache. Achard befand sich demnach im Kreuzfeuer politischer und wirtschaftspolitischer Bestrebungen widersprüchlichster Richtungen¹², sobald die Marggrafsche Entdeckung von ihm aus dem Laboratorium auf den größeren, den technischen Maßstab übertragen worden war. Zugleich aber haben er und seine Zeit ein ethisches Anliegen. Von ungleich sympathischerer Naivität als das politische Geschehen zu Anfang des 19. Jahrhunderts sind Betrachtungen, die Achard seinem 1809 erschienenen Buche „Die europäische Zuckerfabrikation aus Runkelrüben in Verbindung mit der Bereitung des Brandweins, des Rums, des Essigs und eines Coffee-Surrogats aus ihren Abfällen“¹³ voranstellt:

„... (die) weisen Regierungen der Staaten ... können zum Teil in der Ausübung dieses neuen Zweiges europäischer Industrie ansehnliche Vortheile finden und sämtlichen muß der Genuß des Zuckers als Erzeugniß waterländischen Kunstfleißes anziehender werden, als er es bei der Rückerinnerung an dem die Menschheit empörenden Schicksal der vielen tausend Schlachtopfer des Eigennutzes seyn kann, durch welche er in andern Welttheilen bereitet wird.“

Wir erfahren so, daß die heute geübte „Entwicklungshilfe“ keine gar so neue Sache ist. Bereits Achard und mit ihm dem gebildeten Staatsbürger seiner Zeit ging es um die Verbesserung der Lebensbedingungen der Eingeborenen in den tropischen Gebieten. Das Vorbild im friedlichen Kampf für die Sklavenbefreiung lieferten in Nordamerika die Quäker, die sich vom Kolonialzuckerverbrauch unabhängig zu machen suchten, indem sie die landeseigene Ahornzucker-Fabrikation ins Leben riefen und gleichzeitig vernehmlich auf das Schicksal der Arbeitssklaven in den Zuckerrohrplantagen hinwiesen. 1799 erscheint in Berlin ein Büchlein von einem Manne, der sich J. G. Braumüller nennt. Es erregte Aufsehen und war in mehreren Auflagen rasch vergriffen. Es hat die Entdeckung Marggrafs und die Versuche Achards zum Thema und heißt: „Der neueste deutsche Stellvertreter des indischen Zuckers oder der Zucker aus Runkelrüben, die wichtigste und wohlthätigste Entdeckung des 18ten Jahrhunderts“¹⁴. Im 15. und letzten Kapitel seines Buches, das er überschreibt: „Ueber die europäische

Rübenzuckerfabrikation bloß als Sache der Menschheit betrachtet“, zitiert Achard den Braumüller'schen Bestseller:

„Es ist, (sagt Herr Braumüller, und mit ihm jeder Mensch, dessen moralisches Gefühl nicht ganz abgestumpft ist), eine Vorstellung, die alles menschliche Gefühl empört, wenn man bedenkt, wie die Menschen als Thiere verkauft, behandelt, von ihrem Vaterlande, ihrer Familie, und von allem, was ihnen das liebste ist, weggerissen werden, und dagegen Grausamkeit, schlechte Kost und Kleidung, und immerwährende Krankheiten, so lange sie leben, zu erdulden haben . . . Glückselig schätzen die Gefährten der Elenden diejenigen, die auf der Reise sterben (von Guinea nach Amerika) . . . Man hat berechnet, daß wenigstens die Hälfte stirbt, ehe die Schiffe die westindischen Gräber erreichen . . .“

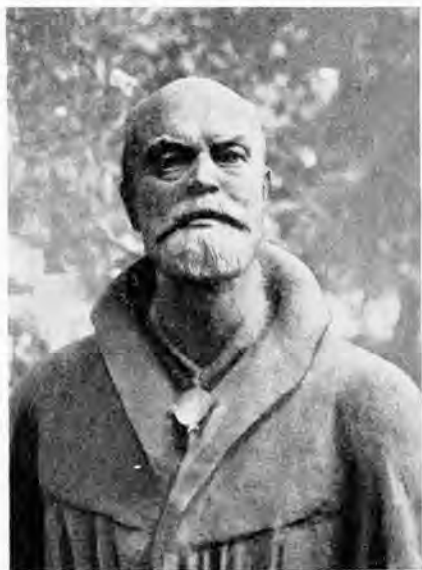
Es folgt eine Beschreibung des ungesunden Klimas, der sich ausbreitenden Mangelkrankheiten, die sich in Magenleiden und dauernden bösartigen Hautausschlägen manifestieren und der grausamen Behandlung durch die Pflanzer. Doctor Benjamin Moseley wird zitiert, der festgestellt hat, daß eine halbe Million Afrikaner als Sklaven im Zuckerrohranbau beschäftigt sind. Der billigste Arbeiter kostet 80 Rthlr. nach preußischem Gelde. Man bezahlt aber in Flintensteinen, Rollen Tabak, Ladungen Schießpulver, Hirschfängern und ähnlichen Dingen. Eine der ersten preußischen Werbeschriften für inländischen Zucker hat in diesem Sinne — neben einer Abbildung der Zuckerrübe, wie sie damals aussah — folgenden Text:

Wer verachtet, was das Inland bringet;
Was die Rübe, wie das Rohr uns beut? —
Wenn die Kunst nur gleichen Werth erzwinget,
Wenn des Sklaven Freiheit nur gelinget,
Und in schwache Brust Genesung streut;
Heil der Industrie dann unserer Zeit!¹⁵

Einen Wissenschaftler gab es, der sich zu dieser Zeit jahrelang in der Gegend des Zuckerrohrs und der Sklaven aufhielt. Er wurde am 14. September 1769 im Colomb'schen Hause in der Jägerstraße 22 geboren und wuchs zusammen mit seinem zwei Jahre älteren Bruder auf dem elterlichen Landsitz, Schloß Tegel, auf: Alexander von Humboldt, Berliner mit interessanter Genealogie — seine Vorfahren kommen aus der Provence und aus Schweden, aus Paris und aus Schottland — ist Enzyklopädist und Kosmopolit, ist nicht mehr Idealist sondern einer der ersten exakten Naturwissenschaftler. Die heutige Encyclopaedia Britannica¹⁶ bezeichnet ihn als den neben Napoleon berühmtesten Mann der Welt in seiner Zeit. Seine „Ansichten der Natur“¹⁷ wurden damals überall gelesen und in viele Sprachen übersetzt. Er beschreibt darin alle Arten des Zuckerrohrs, denen er begegnete, ihre Sorteneigentümlichkeiten, Zuckergehalte und Eignung für die Zuckergewinnung¹⁸. Die westindischen Zuckergebiete danken ihm noch heute für die Beiträge, die er für ihre wirtschaftliche Entwicklung geliefert hat. Dies stand erst kürzlich in einer kubanischen Zuckerzeitschrift zu lesen¹⁹. Drei Dinge hat Humboldt auf dem Gebiet des Zuckers speziell bearbeitet. Er suchte nach praktischen Möglichkeiten zur Herabsetzung der Brennstoffkosten in den Zuckermöhlen. Die Rohrrückstände, Bagasse („bagaso“) genannt, die unter Verbreitung übler Gerüche herumlagen und verdarben, wurden auf seine Anregung hin als Heizmaterial nutzbar gemacht. Vorher heizte man mit Orangenholz. Damit waren diese beiden Probleme gelöst. Ebenso hat sich Humboldt mit der Ver-

besserung der Kristallisationseigenschaften der Zwischenprodukte bei der Rohrzuckerfabrikation beschäftigt. Auf dem Gemälde von Weitz, das im Schloß Tegel hängt, ist Humboldt unter einem „Pisang-Baum“, inmitten der exotischen Flora der „Neuen Welt“ mit einem Herbarium beschäftigt, dargestellt. Auch die Wandmalereien im „otahitischen“ Turmgemach des Schloßchens Pfaueninsel erinnern daran, daß Humboldt wesentliche Kenntnisse nicht nur über den geographischen, sondern auch über den botanischen und natürlich auch den wirtschaftlichen Habitus dieser fremden Inselwelt hierher brachte, ja seinem König und seinen Zeitgenossen so interessant vor Augen zu führen wußte, daß Humboldt geradezu Mode wurde; auch in Charlottenhof-Potsdam hatte der König für ihn ein zeltartig ausgestaltetes Otahiti-Zimmer einrichten lassen. Humboldt war es auch, der den Gedanken anregte, den Orden Pour-le-Mérite nicht nur für militärische und staatsmännische Verdienste sondern auch als Auszeichnung für wissenschaftliche Leistungen zu verleihen.

Diese Ehrung wurde später einem Manne zuteil für seine Arbeiten auf zuckerchemischem Gebiet, der in Berlin 1892 die Nachfolge A. W. von Hofmanns als Professor für Chemie antrat: Emil Fischer²⁰, der aus dem niederrheinischen Euskirchen stammte. Emil Fischer erhielt 1902 den Nobelpreis in Anerkennung seiner Verdienste in Verbindung mit Untersuchungen über Substanzen der Puringruppe (Coffein, Veronal) und über die Synthese von Zuckern. In der Zuckerchemie hat er eine ganze Reihe von „chemischen Geschwistern“ des Rohrzuckers entdeckt und synthetisiert. Berühmt geworden ist seine Synthese des Traubenzuckers, einem Baustein des Rohr- oder Rübenzuckers, der ja eine Verbindung aus einem Molekül Traubenzucker mit einem Molekül Fruchtzucker unter Wasseraustritt darstellt. Emil Fischer war ein besessener Forscher und vor-



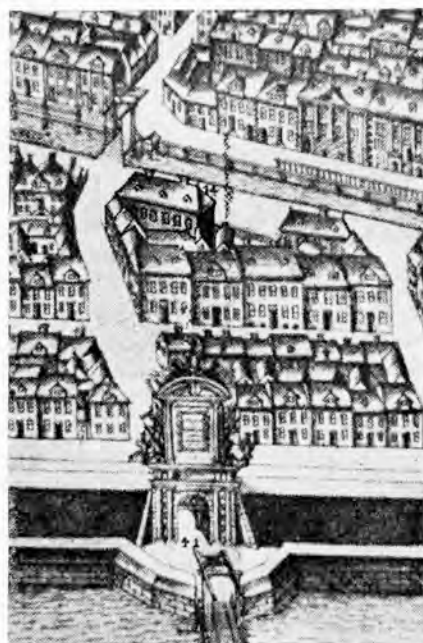
Bronzeabguß des Emil-Fischer-Denkmal von Fritz Klmsch im Garten des Warburgschen Instituts in Berlin-Dahlem

züglicher Hochschullehrer. Seine Vorlesungen waren berühmt und stets überfüllt. Er arbeitete mit hohem Einsatz: lange Zeit litt er an schweren Vergiftungserscheinungen, die er sich durch seine Experimente mit Phenylhydrazin zugezogen hatte. Er hatte diese Substanz entdeckt und ihre Fähigkeit bei der Identifizierung von Zuckern als charakteristisches Hilfsmittel zu fungieren, erkannt und ausgenutzt. Fischers Schüler haben Anekdoten über ihn gesammelt; sein Wesen erscheint zugleich als skeptisch, gütig, kritisch, sarkastisch; da er aus wohlüberlegten Gründen ein Gegner des Frauenstudiums war, erklärte man ihn auch gern zum Weiberfeind. 1919 setzte der schwer Krebskranke durch Cyankali seinen Schmerzen selbst ein Ende. Emil Fischer liegt auf dem Wannseefriedhof in der Lindenstraße begraben. Das Fischer-Denkmal von Fritz Klimsch, das früher zusammen mit dem Robert Kochs auf dem Luisenplatz stand, ist nicht erhalten. Vorhanden ist ein Bronzeabguß, der nach dem Kriege im Garten des Max-Planck-Instituts für Zellphysiologie in Dahlem, am Ende einer kleinen Lindenallee, aufgestellt worden ist. Hier hält sich Fischer in geistesverwandter Umgebung auf. Der Leiter dieses Instituts, Otto Warburg, ist einer der profilierten Wissenschaftler unserer Zeit; er ist Fischer-Schüler und wurde berühmt durch seine Theorie der Photosynthese, d. h. der Entstehung des Zuckers in der Pflanze durch Verwandlung von Lichtenergie in den „Brenn-“, Nahrungs- und Speicherstoff Zucker mit Hilfe des Blattgrüns. Warburg erhielt den Nobelpreis und neuerdings die Ehrenbürgerwürde unserer Stadt.

Der Große Kurfürst als Aktionär —

Ein Forschungsinstitut für die Zuckerindustrie der ganzen Welt

Im Jahre 1508 wurde in Antwerpen die erste Ladung Zucker, Rohzucker aus Zuckerrohr, der in Fässern ankam, gelöscht. Ähnlich ging es in Amsterdam²¹, in Hamburg, in London zu, also in den großen Seehandelshäfen und Handelsstädten der Länder, die aus eigenen überseeischen Plantagen Rohstoffe gewannen oder die durch vorteilhafte Handels- und Zollverträge beim Bezug die Vorhand hatten. Dort entwickelten sich schon im 16. und 17. Jahrhundert Unternehmungen, die die Verarbeitung und Veredlung von Gütern aus den Kolonien betrieben. Berlin und die Mark wurden als „Hinterland“ von Hamburg aus mit Tabak und Zucker versorgt. Mehrere hundert Jahre hindurch gelang es nicht, im preußischen Binnenlande die wirtschaftliche Vorherrschaft Hamburgs zu brechen. Der Zucker, der aus Hamburg kam, war lange Zeit noch immer von besserer Qualität und geringerem Preis als der in Berlin raffinierte. Geht man der Geschichte des zunächst nicht sehr geglückten gewerblichen Unternehmertums in der Kurmark nach, so finden sich selbständige, „unzüftige“ Gewerbetreibende dort zuerst um 1660. Um diese Zeit wurde die erste kurfürstliche Konzession einem Kaufmann Johann Weyler aus Amsterdam erteilt, der hier in Berlin eine Fabrik „weicher Seife“ nach holländischer Art und eine Zuckersiederei als neue Manufakturen anlegen wollte. Anscheinend ist es aber dazu nicht gekommen. Nachweisen läßt sich jedenfalls erst etwas später, daß der kurfürstliche Lehn-Secretarius Daniel Stephani und der Kammerrat Elard Esich 1678 eine Wollmanufaktur und ein Jahr später eine Zuckersiederei gründeten²². Diese beiden Fremden waren demnach die ersten, wenn auch nicht die ersten erfolgreichen Unternehmer in Berlin. Eine zeitlang spielten sie im Berliner Wirtschaftsleben eine Rolle, verschwanden aber bereits 1684 wieder aus der Stadt. Die



„Nr. 14: Die Zuckersiederey“, Ausschnitt aus dem Plan von Bernhard Schultz (1688)

Zuckersiederei war ein reiner Fabrikbetrieb und wurde 1680 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, als erstes Unternehmen dieser Art. Der Kurfürst selbst war daran beteiligt und hat ihr 1686 zur Sanierung 6000 Tlr. zugewiesen. In dem von Bernhard Schultz im Todesjahr des Großen Kurfürsten (1688) gestochenen Plan der Stadt ist sie unter „14. Die Zuckersiederey“ an der heutigen Jungfernbrücke nahe dem Leipziger Tor zu finden. Bis jetzt ist noch nicht ausfindig gemacht worden, wie lange die „Zuckersiederey“ existierte, ob sie ihren fürstlichen Aktionär lange überlebt hat.

In Berlin gelang es dann erst wieder dem geschäftlichen Talent der Herren Splitgerber & Daum, später Splitgerber & Schickler²³, bzw. Gebr. Schickler, mit Unterstützung ihres Königs und unter Zuhilfenahme von eigenem Kapital, ungewöhnlicher Tüchtigkeit, viel Geschick und regen Beziehungen zu den Kolonialmächten, den Wettbewerb gegen die wirtschaftliche Vorherrschaft Hamburgs aufzunehmen: Die Splitgerbers gründeten nacheinander drei Raffinerien, teils auf eigene Kosten und auf eigenem Grundstück, teils auf vom König geschenktem Platz. Begünstigt waren sie dabei durch ein Privileg Friedrichs II. und durch seine Erlaubnis, zoll- und schleusengeldfrei Steinkohle aus Oberschlesien einzuführen. Das erste kleinere Unternehmen entstand, nach holländischem Muster erbaut, 1749 in Neu-Cölln am Südufer der Spree. Die „Splitgerber-Gasse“ am Märkischen Museum erinnert noch daran. Es folgte die zweite Fabrik 1751 am gegenüberliegenden Spreeufer, auf dem Holzmarkt am Stralauer Tor²⁴. Das größte Werk samt einem „Kontor“ wurde 1753 an der Contrescarpe vor dem Stralauer Tor nach englischem Vorbild angelegt. Durch königlich ver-



*Spltgerbers Zuckersiederei
1749 an der Waisenbrücke
erbaut*

briefte Rechte erwarb Spltgerber das Monopol der Zuckerraffination für Brandenburg und Pommern, war also konkurrenzfreier Unternehmer. Man beklagte sich bitter darüber, daß er trotz gegenteiliger Zusagen seinen Raffinadezucker teurer als Hamburger Zucker verkaufte, nachdem die Leistung der drei Spltgerber-Schicklerschen Raffinerien als ausreichend angesehen wurde, und also durch königliches Dekret jegliche Einfuhr von fremdem Zucker nach Brandenburg verboten wurde. Nachdem der königliche Gönner gestorben war, konnten die Unwillen erregenden Privilegien nicht länger erhalten werden. Das Gewerbe der Zuckerraffination wurde gegen gewisse Konzessionen freigegeben²⁵.

Das war 1787/88. In diesem Jahr gründete der Kaufmann T r e s k o w eine Zuckersiederei, 1789 entstand diejenige von Heinrich J o r d a n , die in der Neuen Münzstraße 8 und 9 gelegen haben soll. Weiter gründete ein Siedemeister namens R o e n n e k a m p oder Rönnekamp 1792 eine Zuckersiederei. Spltgerber & Schickler kaufen 1793 die Treskow'sche Siederei auf und verbünden sich mit Jordan zu einem Rechtsstreit gegen die von Roennekamp 1793 gegründete Aktiengesellschaft, die sich „Berlinische Zuckersiederey Compagnie“ nennt. Zur Einigung kommt es mit einer Verpflichtung für die „Compagnie“, die besagt, daß diese Gesellschaft niemals mehr „Pfannen“ besitzen dürfe als die Schickler'sche Pfannenzahl insgesamt betrage, das waren damals 12. Man liest etwas von einem Haus Roennekamps in der Münzstraße, das eine kleine Zuckersiederei beherbergte, die von der neu gegründeten Compagnie zunächst übernommen wird. Später (1800) bot sich ihr eine vorteilhafte Kaufmöglichkeit für das Grundstück Holzmarktstraße 12, 13, 14. Dort wurde dann eine große Fabrik angelegt. 1842 hat die Gesellschaft Dampfmaschinen eingeführt. Von dieser Zeit an nahm die Zuckerindustrie allgemein einen immensen Aufschwung, weil die Gewinnung des Rohzuckers aus Rüben im Inlande selbst nun endlich generell praktiziert wurde und gleichzeitig die Einfuhr von Kolonialzucker hoch besteuert wurde. 1859 erfolgte die Auflösung der „Berlinischen Zuckersiederey Compagnie“²⁶. Man hatte ein Jahr lang verlustreich gearbeitet, umfassende Neuanschaffungen und -einrichtungen wären notwendig geworden, die Konkurrenz steigerte sich ungeheuer. Für die Aktionäre war zudem der Moment der Auflösung ein günstiger. Ihr eingezahltes Kapital hatte sich in den 67 Jahren des Bestehens der Compagnie beinahe verzwanzigfach, eine phantastische Vorstellung. Das Projekt selbst ging für die verhältnismäßig niedrige Summe von 90 000 Tlr. an die Herren Schulze und Kahlbaum über.

Das vierte Konkurrenzunternehmen, das neben Schickler erstand, war 1795 eine Siederei von G e r i k e , die im Jahre 1801 im Besitze des wohlhabenden Ban-

kiers Jacob Hertz B e e r erscheint, gelegen in der Heiligen-Geist-Straße Nr. 4. Die 'Neueste' Ausgabe vom „Conversations-Handbuch für Berlin und Potsdam von 1834“²⁷ nennt dann folgende Zuckerraffinerien: die der Gebrüder B e h r e n d, Neue Friedrichstraße 9 und 10, die von B o r c h m a n n, Schäferstraße 24; die der Gebrüder E u l n e r, in der Prenzlauer Straße 29; Gebr. G l a d e b e c k, Auguststraße 68; die von K u p s c h, Oranienburger Straße 47; H. G. L e h m a n n in der Schönhauser Straße und Carl W. S c h r ö d e r et Comp., Gartenstraße 74, und „endlich die jüngste dieser Fabrik-Etablissements, Markgrafenstraße Nr. 19, welches am Morgen des 28. Juli 1835 in Flammen aufging“. Nachdem die Berlinische Zuckersiederei Compagnie den ersten Zucker Achards raffiniert hatte, begannen auch Schicklers sich für die Zuckerfabrikation aus Rüben zu interessieren²⁸. Sie baten 1799 um eine königliche Konzession, Zuckerrüben anbauen und zu Zucker verarbeiten zu dürfen. Es bat auch der Bäcker Peter Schauss darum, auf seinem Gut in Reinickendorf 6 Morgen Rüben anbauen und verarbeiten zu dürfen, und es bat der bereits bei Achard in die Lehre gegangene begüterte Kaufmann Daniel Wulff um eine ähnliche Genehmigung, ganz auf eigene Kosten sich der Runkelrübenverarbeitung widmen zu dürfen, und mit diesen ersten Interessenten kamen viele andere. Alle Bitten wurden individuell aber abschlägig beantwortet, dem einen, weil er Jude, dem anderen obwohl er Christ war. Wahrscheinlich wäre es gescheiter gewesen, die Konzessionen zu erteilen und damit einen Wettbewerb auszulösen. Aber die Pedanterie der preußischen Behörden bremste eine Entwicklung, die sonst einen weit rascheren Fortgang genommen und nicht erst eine Schlummerperiode von mehreren Jahrzehnten Dauer durchgemacht hätte. Nach 1807 gab es in Friedrich Wilhelm Leopold v. B a e r e n s p r u n g einen Berliner Oberbürgermeister, der auffällig unterrichtet und interessiert in Physikochemie und Technologie war, wie man es heute nennen würde, der sich Vorträge des Herrn Obermedizinalrat H e r m b s t ä d t in Berlin über Zuckergewinnung²⁹ anhörte und der dann aus eigenem Impuls kurmärkische Beamte zur Zuckerfabrikation anzuregen suchte, so den Amtsrat Hubert in Jochen, Oberamtmann Gumtau in Blankenfelde, den Beamten Bork zu Fahrland. Er kaufte Geräte, Werkzeug, Hilfsstoffe zur Rübenzuckerfabrikation, schrieb ihnen „Gebrauchsanweisungen“ auf und erreichte, daß diese gutshöfischen Kleinstbetriebe Mengen von einigen 10, 60, 100 Pfd. Zucker produzierten. Vielleicht wäre es ihm auch gelungen, durch den Versuch im kleinen die Lust am Zuckerfabrizieren überhaupt zu wecken, wären da nicht die Behörden gewesen. Sie taten alles, um die Kleinunternehmer zu entmutigen. Auf das neue Gewerbe wurden geradezu lächerlich hohe Steuern gelegt und die „Fabrikanten“ standen unter der ständigen lästigen Kontrolle und störenden Einmischung der „Akzise-Offizianten“ der Regierung. Als 1836/37 im übrigen Deutschland doch etwa 122 Rübenzuckerfabriken arbeiteten, begannen endlich die seinerzeit unter den Begründern und Direktoren Le Coq, Toussaint, Rönne-kamp mit Achard befreundete „Compagnie“ in ihrer Siederei Holzmarktstraße 12/13 und Schicklers in der Holzmarktstraße 15 und Alexanderstraße 14/17 mit der ausschließlichen Refinement von Rübenzucker. Nur die sogenannte Neue Zuckersiederei (Jordan) in der Münzstraße 8/9 verarbeitete noch Kolonialzucker. Die übrigen Siedereien stellten ihren Betrieb um diese Zeit ganz ein.

Kurz bevor Achard seine große Rübenzuckerfabrik errichtete, hatte übrigens Hermbstädt im Tiergarten damit begonnen³⁰, bestimmte Ahornarten — getreu

dem Vorbild der Quäker — anzupapfen, um Ahornzucker zu gewinnen. Auch er legte seine Resultate zusammen mit einigen „Quäntchen“ Ahornzucker und ein paar Lot Ahornsirup als Proben seiner Versuche dem König vor. Friedrich Wilhelm III. bestimmte darauf im März 1799, die Hermbstädt'schen Versuche im Tiergarten zunächst für ein Jahr auszusetzen, bis man sehen könnte, was bei den Großversuchen Achards herauskäme. Dessen Ergebnisse waren dann so überzeugend, daß selbstverständlich von Ahornzucker in Preußen nie mehr die Rede war. Die Tendenz zu kleinen Zuckerfabriken auf Gutshöfen bestand in der Mark Brandenburg noch eine zeitlang weiter. Die wirklich namhaften Zuckerfabriken, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelten, und die noch bis in unsere Tage hinein existieren, sollen in historischer Reihenfolge hier erwähnt werden. Das älteste Werk ist Sachsendorf im Oderbruch, es entstand 1850, wurde allerdings später nur noch als Trocknung verwendet und wird von Voßberg-Steintoch aus mitdirigiert. Die Zuckerfabrik Voßberg wurde 1863 erbaut und lebt heute weiter als Zuckerfabrik Letschin. Die nächste Gründung ist 1867 auch im Oderbruch erfolgt: Zuckerfabrik Thüringswerder bei Wriezen, heute Weißzuckerfabrik. 1872 entstand die Prenzlauer, heute ebenfalls eine Weißzuckerfabrik, die 1891 von der Aktienzuckerfabrik Strasburg in der Uckermark angekauft wurde. Strasburg selbst ist 1880/82 erbaut worden. Begründer und Aufsichtsratsvorsitzender ist „Herr Rittmeister, Rittergutsbesitzer und vorsitzendes Mitglied des Landwirtschaftlichen Vereins zu Strasburg“, Herr Georg von Arnim-Güterberg. Hinter diesem Namen möchte man noch einen Mann von „Stechlinischer“ Prägung vermuten. Strasburg hat gleich beim Bau die erste elektrische Beleuchtungseinrichtung erhalten, die eine Zuckerfabrik in Deutschland je aufzuweisen hatte. Man begann in Strasburg mit einer täglichen Verarbeitungsrates von 1 980 dz Rüben bei einer Ausbeute des in den Rüben enthaltenen Zuckers von 8 % als „Rohzucker im Sack“, d. h. man verarbeitete pro Kampagne 120 000 dz Rüben. Das ist für heutige Begriffe ungemein wenig und nicht nur diese Fabrik hat im Laufe von 100 Jahren Forschung und Entwicklung ihre Leistungen unterdessen verzwanzigfacht. In der Chronik von Strasburg³¹ liest man von Zuckerfabriks-„Krankheiten“, wie sie nicht nur in Strasburg vorkommen: Ärger mit der zu knappen Wasserversorgung (aus dem Lauenhaagener See), Bohrung eines Tiefbrunnens zur Behebung dieser Sorgen, Wasserreinigungsversuche mit Rücksicht auf die Fischzucht, zwei Kalkofenbrände und schließlich in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg — der vom Chronisten als schwerstes je dagewesenes „Völkerringen“ bezeichnet wird — wilde Streiks bei den Arbeitern in der Prenzlauer Schwesterfabrik. Ein Versuch der Prenzlauer, den Streik auf die Strasburger Arbeiter zu übertragen, scheitert an „der Haltung unserer Belegschaft“! Diesem Gewitter hielt Strasburg also noch stand. Bemerkenswert ist auch, daß es gelang, das Vermögen der Gesellschaft durch die Inflation zu retten. Nach dem II. Weltkrieg wurde die Zuckerfabrik Strasburg demontiert. Sie existiert heute nicht mehr.

Erwähnt werden in der Chronik Nachbarfabriken, offensichtlich kleine Unternehmen, die um die Jahrhundertwende existiert haben, Woldegk und Golzow, und die im ersten Weltkrieg bereits eingingen. Als heute noch bestehende Werke, die nach 1945 eine andere Wendung ihres Geschicks erfuhren, bleiben zu nennen die verhältnismäßig nahe bei Berlin gelegenen heutigen Weißzuckerfabriken Nauen und Ketzin, seinerzeit unter gemeinsamer Direktion, als jüngste Grün-

dungen der Mark: sie arbeiten seit 1889 und 1901. Alle märkischen Zuckerfabriken sind heute „volkseigene Betriebe“.

Im Jahre 1850 wurde der „Verein für die Rübenzuckerindustrie im Zollverein“ gegründet, der heute nurmehr „Verein der Zuckerindustrie“ heißt. 1867 erbot sich ein idealistischer und einigermaßen vermöglicher Chemiker, Carl Scheibler, der bereits in der Zuckerindustrie in Pommern tätig war, auf eigene Kosten ein zentrales Laboratorium zu betreiben, das die Zuckerfabriken, die dem „Verein“ angehörten, in allen technischen und chemischen Fragen, die etwa auftreten könnten, beraten und betreuen sollte. Von hier aus sollte auch Nachwuchs für die Zuckerindustrie ausgebildet werden. Das Labor wurde in Berlin eröffnet, und zwar zunächst in der Alexandrinenstraße Nr. 24. Später wurde es der Land-



Handwritten signatures and names:
 Pfundtner, Kunstling, Kehrbach, Ludwig, Reichenow, Schmidt, v. Minckwitz, H. Thayer, Heinrich Seidel, J. Trajan, W. Thol, C. Scheibler

Geheimrat Scheibler (1. von rechts) gibt in seiner Villa ein „Frühstück“ für den trinkfreudigen und prominenten Freundeskreis

wirtschaftlichen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität angeschlossen. Scheibler hat nach vielen Differenzen mit dem „Verein“ — dazu war es durch die Unerfahrenheit beider Partner mit der Verwaltung einer solchen Institution gekommen — sich von seinem Posten zurückgezogen, nachdem er in zwanzigjähriger Tätigkeit über 100 zum Teil bedeutende Arbeiten veröffentlicht hatte, die sich mit Problemen der Zuckertechnik befassen.

Scheibler war, wie man sieht, ein sehr produktiv arbeitender Forscher, zugleich war er ein universell gebildeter und lebenslustiger Mann, der einem Freundeskreis literarischer Zechbrüder angehörte, zu denen Johannes Trojan, Heinrich Seidel, Lindenberg, Pietsch, Schaper gehörten³². Nicht der Institutsbegründer Scheibler, sondern einer seiner namhaftesten Nachfolger, Geheimrat Professor Alexander Herzfeld³³ war so glücklich, durch seine Initiative und nunmehr auch durch den „Verein“ finanziert, dieses Laboratorium schöner und größer erstehen zu lassen. Als „Institut für Zuckerindustrie“ erhielt es 1903 ein eigenes Gebäude in der Amrumer Straße im Norden unserer Stadt. Vor der Jahrhundertwende schon kamen dahin Schüler aus fremden Ländern. So studierte am Institut im Jahre 1877 witzigerweise der spätere Erfinder des künstlichen Süßstoffes „Saccharin“, der Deutschrusse Constantin Fahlberg. Überflüssig zu sagen, daß das Saccharin auf dem Markt als die große „Konkurrenz“ unseres Zuckers — sein chemischer Name ist „Saccharose“ — anzusehen ist. Im gleichen Jahr wie Fahlberg war ein russischer Zuckerfabrikant mit seiner Tochter hier. Er kam, nachdem er seine Studien abgeschlossen zu haben glaubte, sechs Wochen später den tausende Kilometer weiten Weg noch einmal zurück, nur weil er ein paar Handgriffe vergessen hatte³⁴.

Herzfeld ist der Begründer der ICUMSA (International Commission for Uniform Methods of Sugar Analysis), einer internationalen Normenkommission zur Vereinheitlichung der Zucker-Analytik. Innerhalb dieser Kommission und auf seinen Reisen in die Zucker-Länder der Welt knüpfte er vor Jahrzehnten die



Das Institut für Zuckerindustrie in der Amrumer Straße (Berlin-Wedding) im Flaggenschmuck zur Begrüßung internationaler Tagungsgäste (September 1962)



*Porträt Prof. Herzfelds von Feyerabend,
1931 (Besitz des Zuckerinstituts)*

Kontakte, die das Institut heute noch pflegt. Im Institut prägte er den Geist, der es noch heute beherrscht und in dem die internationale Zusammenarbeit nun im Sinne der „Entwicklungshilfe“ weitergeht. Man identifiziert nicht zu Unrecht den Charakter eines Instituts häufig mit dem seines Direktors. Der Ruf von der Integrität Herzfelds hat es vermocht, dem Berliner Institut über zwei Kriege und die barbarische Zeit der zwölfjährigen Diktatur hinweg seine Freunde in vielen Ländern der Erde zu bewahren. Das schöne Porträt, das 1931 Feyerabend in der „sachlichen“ Auffassung der nachexpressionistischen Zeit von ihm malte, zeigt einen kultivierten, feinnervigen Gelehrtentyp. Herzfeld steht in seinem Laboratorium. Der Maler erlaubte sich den Kunstgriff, aus einem Fenster des Instituts heraus einen Blick auf eben dieses Institut im Hintergrund darzustellen, eine kleine Verfremdung, die es ermöglicht, den Schöpfer des Hauses und das Symbol seiner Lebensarbeit mit einem Blick zu erfassen.

Der ICUMSA, die im vergangenen Jahr dem Berliner Institut einen Tagungsbesuch abstattete, gehört der derzeitige Leiter der Berliner Forschungsstätte, Professor Hermann Hirschmüller, als Vizepräsident an. Mit seiner Hilfe überwand das Institut nach 1945 eine schwere Krise. Es mußte sich von der Humboldt-Universität lösen. 1951 wurde ein Lehrstuhl für Zuckertechnologie an der Technischen Universität in Charlottenburg geschaffen, der das Institut nun angehört. Es entwuchs auch gänzlich der deutschen Zuckerindustrie, ist also keine Vereinsangelegenheit mehr, sondern wird vom Bund und den Ländern

(Königsteiner Abkommen) finanziert. Es erfüllt heute besondere, genau geplante internationale Aufgaben. Neben den deutschen Kommilitonen arbeiten in den Laboratorien, sitzen im Hörsaal Studenten aus Argentinien, Indonesien, Pakistan, aus dem Sudan, aus Griechenland, aus Indien und aus vielen anderen Ländern, das heißt, mehr als ein Drittel der „Zuckertechnologen“ in Berlin spricht eine andere Muttersprache als „Berlinisch“.

Das Institut aber, das seine Türen für alle offen hält, will 1967 sein hundertjähriges Bestehen feiern, seiner Entstehung und seiner zuckergeschichtlichen Tradition eingedenk.

Anmerkungen:

- ¹ Lorenz, Silvia: Alte Zuckerdosen. In: Zeitschrift f. d. Zuckerindustrie 11, 1961, S. 145.
- ² Stengel, Walter: Zucker und Zuckergerät, Quellenstudien zur Berliner Kulturgeschichte (Märkisches Museum). Berlin 1952.
- ³ Bruhns, Guntwin: Erinnerungen an A. S. Marggraf. In: Zs. f. d. Zuckerind. 9, 1959, S. 75.
- ⁴ Abdruck in: Physik. und Mediz. Abh. d. Kgl. Akademie der Wiss. zu Berlin, aus dem Lat. u. Franz. übersetzt von Joh. L. C. Mümler, D. d. A. 3. Bd., 24. Abhandlung, 1747, S. 238–51. Gotha 1783.
- ⁵ Zaunick, Rudolph: Andreas Sigismund Marggraf – zu seinem 250. Geburtstag. In: Zs. f. d. Zuckerind. 9, 1959, S. 71.
- ⁶ Scheibler, Carl: Aktenstücke zur Geschichte der Rübenzuckerfabrikation in Deutschland während ihrer ersten Entwicklung. In: Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Vereins f. d. Rübenzuckerindustrie d. Dt. Reichs. Berlin 1915.
- ⁷ Ulrich, Karl: Franz Carl Achard, 28. 4. 1753–28. 4. 1953. In: Zs. f. d. Zuckerind. 3, 1953, S. 145.
- ⁸ Nach der Erneuerung der Akademie durch Friedrich II. (1744) wurde Antoine Achard Direktor der Klasse für Spekulative Philosophie.
- ⁹ Klaproth, Martin, (1743–1817), Entdecker des Urans; vgl. E. Faden: Uran in Berlin. In: Jb. f. brand. Landesgesch. 10, 1959.
- ¹⁰ Mitscherlich, Eilhard (1794–1863) kommt 1818 nach Berlin als Chemiker und wird mit 24 Jahren mit einem Schlage berühmt durch die Entdeckung des Gesetzes der sog. Isomorphie in der Kristallographie. Er entwickelt die optische Methode der Zuckerbestimmung, das „Polarisationsverfahren“, an dem bisher hauptsächlich franz. Forscher gearbeitet hatten, bis zu einer gewissen Vollkommenheit weiter. Ferner existieren von ihm eine Fülle zuckeranalytischer und kohlenhydratchemischer Arbeiten. Er gab ein zu seiner Zeit berühmtes Lehrbuch der Chemie heraus und entdeckte den Zucker Trehalose, der dem Rohrzucker in gewissen Eigenschaften verwandt ist. Er starb am 28. 8. 1863 in Berlin; sein Denkmal (von Hartzer) steht vor der Humboldt-Universität.
- ¹¹ Ulrich, K.: Traubenzucker als Ersatz für Rohrzucker während der Kontinentalsperre. In: Dr. Zuckerind. 56, 1931, S. 199.
- ¹² Grotkass, Rudolf E.: F. C. Achards Beziehungen zum Auslande, seine Anhänger und Gegner. In: Centralbl. f. d. Zuckerind. 37, 1929, S. 1381.
- ¹³ Achard, F. C.: Die europäische Zuckerfabrikation aus Runkelrüben..., beschrieben und mit Kupfern erläutert von ihrem Urheber... Leipzig 1809.
- ¹⁴ Dieser „Braumüller“ ist von Vermutungen umwittert; die Broschüre ist erstmalig am 26. 1. 1799, also nur 2 Wochen nach Achards Vorstellung bei Friedrich Wilhelm III., in der Berlinischen Zeitung dem „Publikum zum Kauf annonciert“ worden. Dies beweist, daß Achard von der Vorbereitung und Drucklegung gewußt haben muß. Man behauptet sogar, Achard selbst sei der Verfasser. Einer zweiten Version nach ist es dagegen Johann Daniel Friedrich Rumpf, der Verfasser von „Deutschlands Goldgrube“ usw. Außerdem bestehen noch zwei andere Verfasserangaben in den diversen Zuckerbibliotheken der Welt.
- ¹⁵ Frh. von Koppy auf Krain: Die Runkelrübenzuckerfabrikation. Breslau 1810.
- ¹⁶ Vol. 11, London 1962, p. 880.
- ¹⁷ v. Humboldt, A.: Ansichten der Natur mit wissenschaftl. Erläuterungen. 1. Bd., Stuttgart 1849, 3. Aufl.
- ¹⁸ Seit 1820 war der Geograph Carl Ritter (1779–1859) Professor in Berlin. Von seinen berühmten Vorlesungen ist hier diejenige anzuführen „Über die geographische Verbreitung des Zuckerrohrs (Saccharum officinarum) in der Alten Welt vor dessen Verpflanzung in die Neue Welt“, gehalten am 21. 11. 1839 vor der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Er berichtet hier erstmalig erschöpfend über die Herkunft des Wortes „Zucker“ aus dem Ostindischen (Sanskrit) und Arabischen (Philol. u. histor. Abh. d. Kgl. Akad. d. Wiss. zu Berlin, Jahresband 1841, S. 305–412). – H. Sölken: Über die Herkunft des Wortes „Zucker“, zur Erinnerung an den großen Geographen Carl Ritter. In: Zs. f. d. Zuckerind. 9, 1959, S. 462.
- ¹⁹ „Cubazucar“, (Habana), Sept. 1961. – Sein Denkmal vor der Humboldt-Universität trägt die Inschrift: „Al segundo descubridor de Cuba, La Universidad de la Habana 1939“.

- ²⁰ Ulrich, K.: Emil Fischer, 1852–1952. In: Zucker 5, 1952, S. 494.
- ²¹ Reesse, J. J.: De Suikerhandel van Amsterdam. Haarlem 1908.
- ²² Rachel, Hugo: Das Berliner Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, (1931), S. 37 f., 213–219.
- ²³ Lentz, F. – Unholtz, O.: Die Geschichte des Bankhauses Gebr. Schickler. FS zum 200jährigen Bestehen. Berlin 1912.
- ²⁴ Abgebildet und mit Kommentar Fr. Nicolais versehen in: Berlin – Ansichten aus alter Zeit. Hrsg. P. O. Rave, Honnef 1959, 2. Aufl. – Auf dem verschollenen Gemälde von Fedhelm (Märk. Museum) sind angebl. sogar alle drei Splitgerber-Raffinerien abgebildet. Erwähnt wird die eine in Julius von Voß' Posse „Der Stralauer Fischzug“ (1821). Die Tante sagt zu ihrer Nichte Friederike Jucht: „An die Strahloer Brücke war'n Gedränge, daß man dachte, sie würden eenen alles Zeug vom Leibe reißen und uf die Spree konnte keen Appel zur Erde vor Schiffe. Un links, grade über die Zuckersiederei an die Wand hin, standen dr'ne Milljon Stühle, da saßen wieder Leute druf, die wollten't Vorbeifahren mitansehn...“
- ²⁵ Das in der Geschichte schwankende Charakterbild des Hauses Splitgerber wird verschönt und aufgerichtet in der Polemik Friedrich Nicolais gegen den Hamburger Prof. Büsch, der 1790 eine kleine Schrift herausgegeben hatte unter dem Titel: „Über die hamburgischen Zuckerfabriken und den vergeblichen Wetteifer der nordischen Staaten mit denselben“. Nicolai antwortet 1792 mit „Anmerkungen über die Zuckersiedereyen in den preußischen Staaten, zu Erläuterung einiger Urtheile des Herrn Prof. Büsch in Hamburg über dieselben“. Darin reibt er den Hamburgern in temperamentvoller Art unter die Nase, daß nicht der berlinisch-preußische (also Splitgerbers) Zucker, sondern der Hamburger schlecht sei: am Boden der Zuckerhüte fände sich Schmutz, der Zucker sei gefärbt, und die vorgetäuschte Weiße verlöre sich nach „zwei bis drei Monat“. Die Berliner Preise hätten „in gewisser Betrachtung“ noch unter den Hamburger Preisen gelegen, denn das Haus Splitgerber hätte, als die Preise im „amerikanischen Kriege, als Frankreich an diesem Kriege Theil nahm“, trotz einer kriegsbedingten enormen Rohzuckerpreis-Steigerung „die alten Preise über achtzehn Monath lang zum Besten des Publikums gehalten, bevor es selbige erhöhte“. Auf etwa 40 Seiten, die das Büchlein insgesamt umfaßt, zieht er heftig, wenn auch immer höflich, gegen den vom monopolistischen Zucker-Dünkel besessenen Hamburger Professor zu Felde und singt ein Loblied auf die Berliner Zuckerraffinerien.
- ²⁶ Rühl, Ernst: Die Berlinische Zuckersiederei-Compagnie. In: Der Bär, 1876.
- ²⁷ Conversations-Handbuch, (1834), S. 830.
- ²⁸ Ulrich, K.: Erste Versuche der Rübenzuckergewinnung in und um Berlin. In: Zs. f. d. Zuckerind. 4, 1954, S. 135.
- ²⁹ Herbstädt, Sigismund F.: Anleitung zur praktisch-ökonomischen Fabrikation des Zuckers aus den Runkelrüben, nebst einer Anweisung zur Fabrikation des Syrups und Zuckers aus Stärke, aus Ahornsafte, aus Äpfeln und Birnen, aus Weinmost, aus Pflaumen, aus Moorrüben, aus Mais sowie zur Benutzung jener Substanzen auf Branntwein und Essig. 2., verm. u. verb. Aufl. mit 5 Kupfern, Berlin 1814.
- ³⁰ Ulrich, K.: Zuckergewinnung im Berliner Tiergarten. In: Dt. Zuckerind. 55, 1930, S. 569.
- ³¹ Denkschrift der Uckermärkischen Zuckerfabriken AG., Strasburg/Uckermark, zur Feier ihres 50j. Bestehens. Strasburg 1932.
- ³² Lindenberg, Paul: Zur Erinnerung an Geheimrat Prof. Dr. Carl Scheibler. In: Dt. Zuckerind. 66, 1941, S. 672.
- ³³ Der Schwiegersohn Herzfelds, Dr. Albert Bartens, gründete einen Verlag und eine Zeitschrift für Zuckerindustrie und -wirtschaft in Berlin-Nikolassee, der noch immer in Händen der Familie ist und als einziger Fachverlag dieser Art in Deutschland erfolgreich weitergeführt wird. Die hier erscheinende „Zeitschrift für die Zuckerindustrie“ ist mit ihren monatlichen wirtschaftlichen Informationen ein lebendiger Kontaktträger zwischen dem Zuckerhandel Berlins und der übrigen Welt.
- ³⁴ Herzfeld, Alexander: Rückblick auf die Entwicklung des Instituts für Zuckerindustrie, aus Anlaß seines fünfzigjährigen Bestehens, Berlin 1917.

Für ihre liebenswürdige Unterstützung bei dieser Arbeit möchte ich Herrn Gunnar Stehr, dem leitenden Bibliothekar, Frau Eva Dieckmann, der Fotografin und Graphikerin des Zuckerinstituts, Herrn Guntwin Bruhns, dem Herausgeber der „Zeitschrift für die Zuckerindustrie“, und meinem Mann, dem Zeichner Heinz Schmidt-Berg, sehr danken.

Werner Bastine:

Brandenburgisches Manna

(*Glyceria fluitans* (L.) R. Br.)

Ein Beitrag zur Monographie eines Wildgetreides

Keinem Historiker, zumindest nicht dem, der sich vornehmlich mit den kulturellen Erscheinungen im Leben seines Volkes in Vergangenheit und Gegenwart beschäftigt, wird es erspart bleiben, im Verlaufe seiner Forschungsarbeit gelegentlich auch einen Seitenblick auf die geschichtliche Entwicklung der menschlichen Nahrung zu werfen, sei es auch nur, daß er an Hand von Quellen untersucht, auf welche Weise die Menschen in der Lage waren, Notzeiten, wie sie Kriege, Epidemien, Katastrophen und Mißernten zur Folge hatten, zu überleben und sich eine neue Existenz aufzubauen, oder daß er feststellt, wie die Entdeckung und Erforschung neuer Länder und Kontinente auch neuartige Nahrungs- und Genußmittel für den Gebrauch im eigenen Vaterland erschloß und zugänglich machte. Es erscheint mir deshalb auch gar nicht so abwegig, wenn sich die vorliegende Arbeit mit einem Nahrungsmittel beschäftigt, daß einst in unserer engeren Heimat eine verhältnismäßig große Bedeutung erlangt hatte und dessen Gebrauch



Brandenburgisches Manna

nicht nur von der Findigkeit der Bewohner zeugt, die Gaben der Natur für ihre Zwecke auszunutzen, sondern auch vom Bestreben des Kaufmanns, alles nur Brauchbare und Geeignete an natürlichen Produkten zum Handelsgut zu machen, und nicht zuletzt von der Sparsamkeit der einfachen Leute, auch das, was ihnen zuwächst und keiner Saat und Pflege bedarf, auf den täglichen Speisezettel zu setzen.

Die Samen des unscheinbaren Schwadengrases (*Glyceria fluitans* (L.) R. Br.; in älteren Floren neben noch anderen Bezeichnungen auch *Festuca fluitans* u. *Poa fluitans*), von dem im folgenden die Rede ist, fanden lange Zeit in unserer Nahrung als Schwaden- oder Mannagrütze Verwendung. Tatsächlich sind schon die roh genossenen reifen Samenkörner von angenehmen, süßlichen Wohlgeschmack. Daher auch der botanische Name *Glyceria* vom griechischen *glykys* = süß. Ich möchte es mir hier ersparen, eine morphologische Beschreibung des Schwadengrases zu geben, da sie in jedem botanischen Werk, das sich mit der Flora unseres Heimatgebietes beschäftigt, zu finden ist.

Das Schwadengras ist in ganz Europa, im europäischen und asiatischen Teil der Sowjetunion (ausgenommen im hohen Norden) und in Nordamerika überall an Teichen, sumpfigen Stellen, Flüssen und Gräben zu finden. Es bevorzugt keine bestimmte Gegend, sondern wächst auf den Nordseeinseln und in England ebenso gut wie in den Alpen und in den Dolomiten. Da es zu den rheobionten Arten der Wasserpflanzen gehört, findet es die günstigsten Wachstumsbedingungen in den Randzonen der strömenden Gewässer.

Das Verbreitungsgebiet des Schwadengrases deckt sich jedoch nicht mit dem Gebiet, in dem der Gebrauch seiner Früchte einst eine beträchtliche Rolle in der Ernährungswirtschaft gespielt hat.

Die Kenntnis und Verwendung des Schwadens rührt sicher noch von den Anfängen der menschlichen Wirtschaft her, als die Nahrungsbeschaffung neben der Jagd in einer regen Sammeltätigkeit bestand. Durch Zufall mag der Mensch damals die Genießbarkeit des Schwadensamens entdeckt haben.

Der Schwaden gehört zu den Wildgetreiden, aber keine bewußte Züchtung — zunächst nach Gefühl und später unter Berücksichtigung wissenschaftlicher Erkenntnisse — hat sich jemals bemüht, aus der Wildform eine Kulturform zu entwickeln, wie es bei den heute angebauten Getreidepflanzen der Fall war. Um so verwunderlicher erscheint es, daß es in den vergangenen Jahrhunderten diesem einfachen Wildgetreide gelungen ist, sich einen Platz auf der Speisekarte unserer einheimischen Bevölkerung und sogar auf dem europäischen Markt zu erobern.

Die ersten schriftlich fixierten Nachrichten über das Einsammeln des Schwadens und über seine Verwendung stammen aus der Zeit des Humanismus und der Reformation. Das ist nicht sonderlich merkwürdig, denn nicht nur theologische und philosophische Fragen beschäftigten die großen Geister dieser Zeit, sondern auch die Naturwissenschaften waren Gegenstand intensiver Forschung und Lehre¹. Die Kenntnisse der Schriftsteller des Altertums wurden gesammelt und von den dazu Berufenen durch eigene Erkenntnisse erweitert. Zu den auserlesenen Gelehrten der Reformationszeit gehörte auch Valerius Cordus, der sich, von Melanchthon dazu angeregt, durch eigenes Forschen auf dem Gebiet der Botanik umfangreiche Kenntnisse erwarb. Valerius Cordus erwähnt wohl zum erstenmal die *Glyceria*-Frucht in seiner Dioscorides-Ausgabe von 1543². Dort nennt er schon p. 125 lib. II cap. 87 unter *Oryza* den Schwaden oder das Himmelsbrot,

P. 474 heißt es dann weiter: „Porro invenitur apud nos in palustribus et uliginosis locis frumentum quod Schwaden vocamus.“ Auch L u t h e r hat — trotz der Befangenheit in den Anschauungen seiner Zeit — ein offenes Auge und Ohr für alle Erscheinungen und Probleme, die außerhalb des theologischen Bereichs liegen. Auch ihm ist der Schwaden bekannt. Die Stelle, in der er in den „Tischreden“ darüber spricht, sei als eine der ältesten Belegstellen für die Verwendung des Schwadens hier vollständig wiedergegeben: „Ich ... halts gewiß bey mir dafür / und gläube / daß Schwaden³ Himmelbrod sey; so eckel⁴ ists / wenn man mit einem Finger davon nascht / so ists verdorben. Schwaden samlet man frühe / wenn der Thau fällt / in einem Siebe / wächst nicht / sondern kömmt vom Thau / alsbald aber die Sonne auffgangen ist / zerschmelzets und zergethets. Die Aerzte heißens Manna⁵ / es wächst auff keinem Zweige oder Kraut / sondern fällt in Thau. Man säet und pflantzet es nicht / kömmt nur vom Thau / man schüttelt die Reiser / so fälltets abe / man kochets wie man will.“⁶ Valerius Cordus hat vermutlich den Schwaden bei Wittenberg kennengelernt. Daß in den Niederungen der Schwarzen Elster der Schwaden gesammelt wurde, bestätigt auch später (1722) J. B. v. R o h r in seinem „Hauswirtschafts-Buch“ (S. 546)⁷. Es sei aber jetzt zunächst über die Gebiete gesprochen, in denen der Schwaden im Brandenburgischen gesammelt und verwendet wurde. 1706 berichtet der Frankfurter Professor B e c k m a n n, daß Schwaden bei Frankfurt „in den herumbliegenden Gegenden ... in nicht geringer Anzahl“⁸ gefunden und gesammelt wird, und er bestätigt die Mitteilung von P a n c o v i u s⁹, der 1673 „Cüstrin“ und „Spandow“ als Fund- und Sammelorte angibt. Darüber schreibt auch 1690 E l s h o l z, der Leibarzt des Großen Kurfürsten: „Der Ort / da dis Schwaden-graß hie zu lande am meisten wächst / ist die morastige gegend ümb die beyden Haupt-Vestungen / Cüstrin und Spandow: wiewol es auch an mehrten Orten dieser Landschaft zu finden seyn mag: abgesehen es gleichfals in Polen / Böhmen / Welschland / und andern Provintzen Europae von sich selbst wächst.“¹⁰ 1714 wird von G r o ß e r¹¹ ganz allgemein die Lausitz als Sammel- und sogar Anbauggebiet genannt, ohne daß er auf bestimmte Örtlichkeiten näher eingeht. Genauer ist die Angabe aus einem Beitrag vom Jahre 1787 über den Acker- und Gartenbau in der Herrschaft Cottbus, in dem es heißt: „Ob es gleich nicht an Wiesen mangelt, so wird doch nur wenig Schwaden (Manna polonica) geschlagen.“¹² Wahrscheinlich hat sich aber im Spreewald das Ernten des Schwadens sehr lange gehalten, denn noch 1866 werden die Glyceria-Früchte „vom Spreewälder in Siebe gesammelt und mit Stöcken abgeklopft“¹³. Daß im brandenburgischen Gebiet das Schwadenschlagen im 18. Jahrhundert allgemein bekannt gewesen sein muß, beweist eine Fußnote zu Ausführungen über Gramen Mannae Francofurtanum in der „Flora Francofurtana“ von K. A. v. B e r g e n¹⁴, die besagt, daß Schwaden in der Neuen und Mittleren Mark, in der Odergegend und in den pommerschen Grenzgegenden (wahrscheinlich also im Welse- und Randowbruch) gesammelt wurde. Eine weitere Notiz, die uns die Häufigkeit des Schwadenschlagens bestätigt, bringt B e c k m a n n 1751 in seiner „Beschreibung der Mark Brandenburg“¹⁵. Er sagt: „Schwaden sein ebenfalls eine bekannte frucht, welche auf den Wiesen und in den brüchern sonderlich bei Buch in der Altmark, bei Blankenfelde¹⁶, Krane im Zauchischen bei Hage Raten Insp.¹⁷ und längs der Oder, auch sonst hin und wieder aus einer gewissen ahrts groß geschlagen, bei Rampitz aber auch gesäet, und also gesammelt wird ...“ Die Odergegend taucht immer

wieder in den Quellen auf; das mag einestails daran liegen, daß der Schwaden hier alle Voraussetzungen für ein gedeihliches Wachstum findet, anderenteils aber auch daran, daß Frankfurt sicherlich eine gute Absatzmöglichkeit für den gesammelten Schwaden geboten hat. In diesem Zusammenhang ist zu betonen, daß noch 1896 bei Ziebingen Schwaden gesammelt wurde¹⁸. Auch in der Gegend um Schlalach (nw. Treuenbrietzen)¹⁹ ist im 18. Jahrhundert Schwaden geschlagen worden und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der nordwestlichen Prignitz²⁰. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts liegen uns also — wenn auch für die einzelnen Zeitabschnitte in unterschiedlicher Zahl — stichhaltige Quellen über das Sammeln und über die Verwendung des Schwadens im Brandenburgischen und seiner Randgebiete vor. Das gleiche gilt annähernd auch für die deutschen Gebiete außerhalb Brandenburgs und für das Ausland.

Sammelgebiete in Deutschland waren Pommern²¹ (1750 zum erstenmal in den mir vorliegenden Quellen genannt), hier besonders die Insel Usedom (1824), dann Westpreußen, Ostpreußen (Preußen insgesamt wird seit 1655 genannt), Schlesien (1755) und die Provinz Posen (1850).

Von den außerdeutschen Gebieten steht Polen wegen der sehr oft wiederkehrenden Aufführung in den Quellen an erster Stelle. Bereits 1616 wird das Mannagrass von Z a w a c k i in seinem „Memoriale oeconomicum“ unter den 25 bäuerlichen Abgaben erwähnt²². Weiter sind zu nennen: Rußland, Litauen, Estland, Livland, Kurland, Böhmen, die dänischen Inseln und die Provinz Schonen in Südschweden.

Sogar aus Sibirien liegt uns eine sehr interessante Quelle über den Gebrauch der Mannagrütze vor. Der russische Schriftsteller D o s t o j e w s k i schreibt in seinen „Erinnerungen aus einem Totenhaus“ (1862) über die Ernährung der Sträflinge im Lazarett des Zuchthauses von Omsk: „Einige bekamen nur Suppe mit Grütze, andere nur Mannagrütze, die sehr viele Liebhaber fand.“

Da es zu weit führen würde, hier auf jede in der vorliegenden Literatur genannte Örtlichkeit einzugehen, sei der Leser auf das im Anhang beigegebene Verzeichnis verwiesen, das der näheren Orientierung dienen mag.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden die Nachrichten über das Schwadenschlagen und über die Verwendung des Schwadens spärlicher. Die Lexika und die botanischen Werke bringen nur noch gelegentliche Hinweise, aber diese sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, doch recht allgemeiner Natur. Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens²³ weiß 1878 nur noch zu berichten, daß sich *Glyceria fl.* in Mitteleuropa auf Sumpfland finden läßt und gutes Heu²⁴ und Mannagrütze liefert. Die Angaben in den botanischen Werken beziehen sich in den meisten Fällen auch nicht mehr auf ein bestimmtes Gebiet, sondern sprechen von Deutschland allgemein. Recht optimistisch steht noch einmal in der Sturmischen Flora von Deutschland (1900)²⁵, daß der Schwaden in einigen Gegenden Deutschlands gesammelt und in den Handel gebracht wird. Genauere Angaben finden wir auch noch 1906 in Meyers Großem Conversations-Lexikon²⁶, wo es heißt: „Aus den . . . Samen wird in Polen, Schlesien und dem nördlichen Deutschland die angenehm-schmeckende Mannagrütze . . . bereitet und zu Suppen oder auch zur Mehلبereitung²⁷ verwendet.“ Bei all diesen Mitteilungen und Berichten aus der Zeit der Jahrhundertwende haben die Verfasser aber sicher nur auf ältere Quellen zurückgegriffen und bringen überholte Tatsachen als zu ihrer Zeit noch

bestehend. In der „Landeskunde der Provinz Brandenburg“ wird 1909 über die Verwendung des Schwadens gesagt, daß die „... Früchte noch jetzt zuweilen gegessen werden und als Delikatesse namentlich für Kinder gelten.“²⁸ Im April 1917 gibt Prof. P. Graebner in den Merkblättern des Kgl. Botanischen Gartens und Museums zu Berlin-Dahlem — Über die Verwendung nutzbarer Gewächse der heimischen Flora — das Blatt 7 heraus unter dem Titel „Über das Sammeln von Schwaden.“ In der gegenwärtigen botanischen Literatur finden wir nur noch ganz selten einen Hinweis auf die Verwendung des Schwadens in vergangener Zeit. Es heißt dann gewöhnlich nur ganz lakonisch: „Früchte früher als ‚Schwaden-grütze‘ gegessen.“²⁹

Das Einsammeln des Schwadens und seine weitere Verarbeitung waren eine recht mühselige Arbeit. Geerntet wurde der Samen, indem man die Rispen des Grases über einem daruntergehaltenen Sieb schüttelte, das die herausfallenden Körner auffing, die dann an der Sonne oder auf der Tenne getrocknet wurden. Danach mußten sie von den ihnen anhaftenden Spelzen befreit werden. Nach einer Beschreibung dieses Vorganges aus dem Jahre 1828 geschah das auf folgende Art: Die Reinigung des Schwadens von seinen Spelzen wird in einem hölzernen Mörser vorgenommen. Dieser Mörser ist ein senkrecht ausgearbeitetes rundes oder achteckiges Stück von einem Eichenstamme, $1\frac{1}{2}$ Elle hoch und $\frac{5}{8}$ Elle im Durchschnit tief. Hierzu gehören zwei Keulen, welche an den Enden etwas spitzig, jedoch abgerundet und so dick sind, daß man sie kaum mit den vordersten zwei Fingern umfassen kann. Sie sind zwei Ellen lang und in der Mitte, wo sie mit beiden Händen umfaßt werden müssen, etwas dünner. Vor dem Zerstoßen streut man eine Handvoll Heckerling auf den Boden des Mörsers, darauf wieder eine Handvoll des trockenen Schwadens, darauf wieder eine Handvoll Heckerling, indem sich zwei Personen einander gegenüberstellen und mit Hurligkeit stoßen³⁰. Nach Beendigung dieses Vorganges wurden die Körner ausgesiebt, durch nochmalige Bearbeitung im Mörser — wie oben dargestellt — geschält und schließlich gequetscht und zu Grütze zubereitet, wenn sie nicht in aufgehängten Beuteln für den Winter aufbewahrt wurden. Über das Ergebnis des Schwadenschlagens schreibt G e r m e r s h a u s e n : „Wo vieles Schwadengras wächst, da können ein paar Personen in einigen Stunden mehr als einen Scheffel gesammelt haben.“ Um diesen Scheffel Samen zu sammeln, mußte man aber eine Fläche von etwa einem Morgen abernten. G e r m e r s h a u s e n gibt weiter an: „Von einem Scheffel gereinigtem in den Spelzen befindlichen Saamen erhält man mehrenteils zwei Kannen Grütze.“

Schwadenschlagen und -reinigen mußte also recht verstanden sein, wenn man auf eine lohnende Ausbeute hoffen wollte. Weil das Schwadenschlagen eben eine mühevollle Beschäftigung war und weil das Reinigungsverfahren oft genug nicht in der rechten Weise ausgeübt wurde (obwohl die Leipziger Ökonomische Sozietät gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein lohnendes Verfahren bekanntgemacht hatte), war auch der Schwaden auf dem Markt nicht gerade billig. 1780 wird die Berliner Metze Schwaden gemeinhin mit 12 Groschen bezahlt, um die Mitte des 19. Jahrhunderts kostet das Maß 4 Silbergroschen, und zwischen 1870 und 1880 hat der Schwaden in Königsberg einen Preis von 2 Mark je Liter.

Es bleibt in diesem Zusammenhang noch die Frage zu erörtern, wer denn eigentlich den Schwaden sammelte. In erster Linie war das die bäuerliche Bevölkerung, die den Samen für den eigenen Bedarf im Haushalt benutzte, ihn aber auch auf

den Markt brachte oder im Ort an Aufkäufer weiterverhandelte. Das Schwadenschlagen war meist die Aufgabe der Frauen. Sobald diese aber eine lohnendere Beschäftigung fanden, unterließen sie das Sammeln. Dadurch ging auch das Angebot auf dem Getreidemarkt zurück. Auf den Gutshöfen mußte das Gesinde den Schwaden schlagen, einmal für den Gebrauch in der Gutsküche, zum andern aber auch für den Verkauf, den der Gutsherr vornahm, der sich dieses Geschäft nicht entgehen lassen wollte.

Vielerorts wurde Schwaden gesammelt, aber nicht an jedem Ort werden Pflanze und Frucht mit dem gleichen Namen benannt. Wenden wir uns daher einmal den zahlreichen Namen zu, die für den Schwaden in vergangener Zeit üblich waren und die manches Interessante über den Charakter und die Bedeutung der Pflanze verraten.

Nachdem einmal der Name Manna für *Glyceria*-Samen in der Zeit der Reformation geprägt worden war, blieb er auch in der botanischen Literatur der Folgezeit lebendig und tauchte immer wieder in den lateinischen und deutschen Bezeichnungen auf. So finden wir z. B. für die ganze Pflanze die Namen: *Gramen Mannae* (1741)³¹, *Manna Graß* (1741), *Manna Graminea vel frumentacea* (1755), *Mannaschwingel* (1842) und für die Samen: *Manna primum* (1690), *Manna coelestis Germanica Gesneri* (1755), *Semina graminis Mannae* (1842).

Sagt schon die Bezeichnung Manna deutlich, daß es sich um Eßbares handelt, so wird die Verwendbarkeit der *Glyceria*-Samen als Nahrungsmittel noch unterstrichen durch Bezeichnungen wie *Manna esculentum* (1690), *Mannagrütze* (1741), *Oeconomische Manna* (1755). Ich greife dabei — wie auch im folgenden — nur einige Beispiele aus der recht umfangreichen Namenliste heraus, die *Glyceria fl.* für sich in Anspruch nehmen kann. Interessant sind vor allem die Namen, die Rückschlüsse auf die Herkunft des Schwadens zulassen und etwas über die Gebiete aussagen, in denen die Samen gesammelt wurden. So finden wir u. a. die Bezeichnungen: *Gramen mannae esculentum prutenicum* (1655), *Gramen Mannae Francofurtanum* (1710), *Manna polonica* (1787), *Erandenburgisches Manna* (1793), *Polnischer Schwaden* (1862), *Frankfurter Schwaden* (1862), *Polnisches Manna* (1793), *Preußisches Manna* (1890).

Auf die Herkunft der Samen und besonders auf die Verwendung im Ausland lassen die folgenden Bezeichnungen schließen. Im Französischen: *manne de Pologne*, *manne de Prusse*³², *manne d'Allemagne*; im Englischen: *polish manna* (1864), *Poland manna* (1866)³³; im Italienischen: *manna di Polonia* und *manna di Prussia*; im Dänischen: *polsk manna* (1891) und im Niederländischen: *deutsche manna* und *pooolsche manna*. Bemerkenswert ist, daß wir Bezeichnungen für *Glyceria fl.*, die einen Hinweis auf eine Örtlichkeit enthalten, im westlichen, südlichen und nördlichen Europa finden. Ich glaube, daß man daraus schließen darf, daß die Samen in diesen Gegenden entweder gar nicht oder nur selten gesammelt worden sind und für den Gebrauch in der Küche eingeführt wurden. Die Namen, die für *Glyceria fl.* im östlichen Europa gebräuchlich waren, enthalten keinen lokalisierenden Bestandteil, ein Zeichen, daß die Samen dort an Ort und Stelle gesammelt wurden und nicht als ausländisches Produkt eingeführt wurden. Das betrifft vor allem Polen und Rußland; eine Ausnahme dürften die baltischen Staaten machen, die den Samen z. T. aus Polen bezogen.

Der Name, der sich in der botanischen Literatur und auch im allgemeinen Gebrauch eingebürgert hat, ist die Bezeichnung Mannagrütze. Volkstümlich wird schlechthin von Schwaden gesprochen, und schließlich ist das auch der bequemste Name.

In den Bezeichnungen Schlesischer Reis (1789), *Oryza silesiaca* (1789) und Gras-hirse (1780), die für den Schwadensamen verwendet wurden, liegt zwar einesteils eine Abwertung, da die lokalisierenden Bestandteile der Namen und das Bestimmungswort „Gras“ besagen, daß es sich nicht um „eentlichen“ Reis und um „eentliche“ Hirse handelt; anderenteils muß uns aber der Vergleich des *Glyceria*-Samens mit Reis bzw. Hirse hellhörig machen, denn ohne Grund — vor allem ohne Erfahrungen im Gebrauch des Schwadens — sind diese Benennungen nicht gewählt worden; das besagt schließlich auch die anerkennende Bezeichnung Mannahirse (1862)²⁴. Von einer rein ökonomischen Überlegung geht G r o ß e r ²⁵ aus, wenn er 1714 lobpreisend vom Schwaden sagt: „Dieses Vegetabile ist billich vor eine sonderbare Gabe Gottes anzunehmen, weil es nicht allein zu einem gesunden, sondern auch delicates Gemüse²⁶ dient, damit wir Teutschen denen Morgen-Ländern wegen ihres Reißes auf gewisse Maße den Vorzug strittig machen können.“ Die Einfuhr des zu Großers Zeiten verhältnismäßig teuren Reises sollte also durch gewissenhafte Ausnutzung des in den Heimatlandschaften wildwachsenden Schwadens eingeschränkt werden. Nicht ohne Grund empfiehlt daher G r o ß e r auch den Anbau des Schwadens, wovon aber später noch zu reden sein wird. Jedenfalls erfahren wir im 18. Jahrhundert noch verschiedentlich, daß der Schwaden „... von Kennern dem Hirsen so wohl als dem Reiß sehr vorgezogen wird“²⁷. Und immer wieder wird von Fachleuten auf dem Gebiet der Hauswirtschaft — wie hier von G e r m e r s h a u s e n, der in der Mittelmark zu Hause ist — betont: „Weder Hirse noch Reis sind so wohl-schmeckend und geachtet, als Schwaden“²⁸. G l e d i t s c h faßt 1789 das Urteil über den Schwaden gewissermaßen zusammen, wenn er sagt: „... über alles aber zeigt die Erfahrung, daß der Schwaden in der Speise eine weit feinere und leichte Nahrung gäbe, als jene“²⁹, womit er Hirse, Reis und Fennich (Kolbenhirse, *Setaria italica*) meint³⁰.

Schon die oben angestellte Betrachtung einiger Bezeichnungen für die Samen von *Glyceria* fl. hat zur Genüge bewiesen, daß der Schwaden in den europäischen Ländern bekannt war, und ich möchte mit einer gewissen Zuversicht behaupten, daß er in verhältnismäßig kurzer Zeit, nachdem sich sein Gebrauch in den östlichen Gebieten eingebürgert hatte, auch Eingang in die west- und nordeuropäische Küche gefunden hatte, obwohl mir bisher noch keine Quellen über seine Verwendung in Frankreich und England vorgelegen haben. Warum hätten sich sonst Namen wie *manne de Pologne*, *manne de Prusse* u. a. bilden und über einen längeren Zeitraum in der Sprache des betreffenden Volkes lebendig bleiben sollen? Ist hier zwar noch eine Lücke in der Geschichte des Schwadengrases, so wissen wir doch mit Bestimmtheit, daß in den vergangenen Jahrhunderten Schwaden gehandelt worden ist.

Die Untersuchung der Sammelgebiete hat gezeigt, daß in Polen wohl das Zentrum des Schwadensammelns zu suchen ist. 1737 wird Polen in den mir vorliegenden Quellen neben Litauen zum erstenmal als Ausfuhrgebiet für Schwaden genannt, der von hier aus nach Königsberg gebracht und von dort aus weiter versandt wird. Aus dieser Nachricht geht also ohne weiteres hervor, daß Königs-

berg als ehemaliger Umschlaghafen für Schwadensamen zu betrachten ist⁴¹. Eine weitere Quelle nennt 1842 Polen neben Schlesien als Ausfuhrgebiet für Schwaden⁴². Der Handel unterscheidet polnischen Schwaden und Frankfurter Schwaden⁴³. Eine andere, leider undatierte Quelle, die etwa aus dem Jahre 1880 stammt, lobt die Mannagrütze oder den polnischen Schwaden sehr, und der Verfasser fährt dann fort: „Frankfurt an der Oder versendet diese Grütze in großer Menge“⁴⁴. Da Frankfurter Schwaden und polnischer Schwaden am häufigsten als Bezeichnung des Handelsgutes auftreten, da Frankfurt als Versandort des Schwadens genannt wird und Zentrum eines Gebietes ist, in dem Schwaden recht intensiv gesammelt wird, muß ihm wohl eine besondere Bedeutung im Handel mit Schwaden zukommen, was recht einleuchtend erscheint, da es in der Vergangenheit als Handels- und Messestadt einen internationalen Ruf besaß. Neben Frankfurt spielen Königsberg (wie schon erwähnt) und Danzig als Umschlaghäfen für polnischen Schwaden eine Rolle, der von hier aus in die baltischen Häfen verschickt wurde. Bei den Handelsbeziehungen der Messestadt Frankfurt ist es durchaus anzunehmen, daß von hier aus der Schwaden unter den Handelsbezeichnungen Frankfurter Schwaden, polnischer Schwaden, manne de Pologne, manne de Prusse usw. nach Westeuropa gelangte⁴⁵. Weitere Forschungen könnten m. E. noch wertvolles Material darüber ans Tageslicht bringen. Gehandelt wurde der Schwaden u. a. auf den Jahrmärkten der preussischen Landstädte, z. B. in Tilsit und Stalupönen. Einen Hinweis darauf, daß der Schwaden nicht nur von östlichen Gebieten aus nach dem Westen gehandelt wurde, sondern auch aus Gebieten jenseits der Elbe eingeführt wurde, gibt eine Verfügung im Amtsblatt der Königlichen Regierung von Pommern, in dem es in Nr. 37 v. 25. Sept. 1814 heißt: „Tarif wornach die Ergänzungs-Accise und Communal-Abgabe von nachbenannten aus den überelbischen preussischen Provinzen, in die Städte diesseits der Elbe eingehenden Objekten, einzuheben ist. A. Einländische Producte und Fabricate . . . : Schwaden-Grütze / Centner / Ergänzungs-Accise 1 Rthlr. 4 Gr. / Communal-Abgabe 9 Gr. 2 Pf. / Summa 1 Rthlr. 13 Gr. 2 Pf.“⁴⁶.

Gleditsch bringt 1789 in Bezug auf den Handel mit Schwaden wohl eine Reihe von Einzelheiten, er unterläßt es aber leider, Örtlichkeiten anzugeben. Trotzdem können wir seinen Ausführungen, die sich im wesentlichen auf brandenburgisches Gebiet beziehen, entnehmen, daß der Schwaden tatsächlich im inländischen Handel und auch als Ausfuhrgut ein gängiger Handelsartikel gewesen ist. Gleditsch spricht davon, daß die „Landleute“ und „andere, welche in den Städten damit handeln“, es gewohnt sind, „dergleichen nach dem Gewichte in leinenen Beuteln oder ohne dieselben zu verkaufen“⁴⁷. Eine Quelle, die in der Lokalisierung der Handelsgebiete ähnlich ungenau ist, stellt die „Allgemeine Encyclopädie der gesamten Land- und Hauswirthschaft“ dar; dort wird nur gesagt, daß der Schwaden in Norddeutschlands Niederungen „als Handelsartikel angebaut“ wird⁴⁸. Daß im Handel mit Schwaden im Laufe der Zeit ein Ansteigen des Umsatzes zu verzeichnen war, beweist eine Äußerung von Gleditsch (1789): „Er (Der Schwaden. W. B.) wurde in der Folge den Einwohnern in den Städten bekannter und im Handel gemeiner, indem er jährlich in einiger Menge nach fremden Ländern verschickt wurde, wie es immer noch geschieht“⁴⁹.

Über den Verkauf des Schwadens in den Landstrichen, in denen er gesammelt wurde, liegen mehrere Berichte vor. Der westlichste mir bekannte Landstrich, in dem Schwaden zum Verkauf gesammelt wurde, war das Gebiet um Calvörde im Braunschweigischen⁵⁰. Was die Mark Brandenburg angeht, so wissen wir nach den Angaben, die K. A. v. Bergen in seiner „Flora Francofurtana“ macht, daß 1750 der Schwaden in der Neumark, in der Mittelmark, in der Odergegend und in den pommerschen Grenzgegenden nicht nur gesammelt, sondern auch verkauft wurde⁵¹. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte man den Schwaden, der in der nordwestlichen Prignitz gesammelt wurde, nach Perleberg zum Verkauf, „womit sich die Armen ‘manchen Thaler’ verdienten“⁵². Im Detailhandel war merkwürdigerweise noch 1896 Schwadengrütze in zwei „Mehl- und Vorkosthandlungen“ in Berlin zu bekommen. Die Käufer setzten sich laut Aussage A s c h e r s o n s vornehmlich aus Leuten zusammen, die aus den östlichen Gebieten der Provinz stammten, sich aber jetzt in Berlin angesiedelt hatten und denen die Verwendung des Schwadens in der Küche vertraut war⁵³. Das dürften aber auch die letzten genauen Nachrichten über den Handel mit Schwaden sein. Wie wird nun der Schwaden im Haushalt verwendet? Ende des 17. Jahrhunderts begegnen wir schon mehr oder weniger exakten schriftlich fixierten Aussagen über die Verwertung des Schwadens in der Küche. Gerichte aus Schwaden gehören zu den „Milchspeisen“⁵⁴, oder genauer gesagt, der Schwaden wird als Getreide empfohlen, „woraus man Suppen und Breylein machet“⁵⁵. Er wird „... gleich wie die Hirse ... zur Speisung zubereitet“⁵⁶ und läßt sich auf diese Weise „... zu einem gesunden und delicatesen Gemüse“⁵⁷ zubereiten.

Ist die aus Schwaden bereitete Grütze schon derart „eine Delikatesse für die Menschen“⁵⁸, so verstehen es die Feinschmecker unter den Schwadenliebhabern noch weit besser, ihre lukullischen Ansprüche zu befriedigen, indem sie die Grütze nicht allein mit Milch, sondern mit Wein kochen oder, wenn ihnen nur Milch zur Verfügung steht, dem Gericht zumindest „etwas aqua Cinnamoni“⁵⁹ zusetzen oder auch Rosenwasser. Verwendet wird der Schwaden „gemeinlich ungestossen und ungemahlt, wie Reis“⁶⁰. Immer wieder wird betont, daß die Schwadengrütze eine sehr wohlschmeckende und vor allem nahrhafte Speise sei. „Da sie beim Kochen sehr aufquillt, so kann sich eine Person wohl von 1—2 Loth sättigen.“⁶¹

Ausgang des 18. Jahrhunderts und Anfang des 19. Jahrhunderts finden wir ausführlich gehaltene Rezepte zur Schwadenzubereitung in zwei Werken, die als Handbücher für Haushaltsführung und Landwirtschaft sehr bald in die Bibliotheken der märkischen Landsitze und Gutshöfe Eingang gefunden hatten. Es sind das die „Allgemeine Encyclopädie der gesamten Land- und Hauswirthschaft der Deutschen“ mit dem bezeichnenden Untertitel „Ein wohlfeiles Hand-, Haus- und Hülfsbuch für alle Stände Deutschlands“ und „Die Hausmutter in allen ihren Geschäften“ von G e r m e r s h a u s e n, aus denen schon verschiedentlich zitiert worden ist. Aus diesen beiden Werken seien drei Rezepte zur Verwertung des Schwadens in der Küche wiedergegeben, nicht etwa der Kuriosität halber, sondern damit demjenigen unter den Lesern, der die Schmachhaftigkeit der Schwadengerichte ausprobieren möchte, eine Anleitung zur Zubereitung in die Hand gegeben werden kann. Aus der „Allgemeinen Encyclopädie“ sei ein Rezept angeführt, das zwar für die Zubereitung der Hirse gedacht ist, bei dem es aber in einem Zusatz heißt: „Von Schwaden wird diese Mehlspeise auf gleiche Art bereitet“⁶².

Mehlspeise von Hirsen (ländlich)

„Zwölf bis vierzehn Loth, einigemal in Wasser abgebrühter Hirsen werden ungefähr in einer Kanne guter Milch langsam ausgequollen, zu einem möglichst dicken und weichen Brey gekocht, an welchen man 6 Loth Butter thut; hierauf läßt man solchen meistens erkalten; mit 5 bis 6 Eydottern wird nun derselbe . . . weiß und schaumig abgerührt, gehörig gezuckert und mit Zimmt wohlschmeckender gemacht. Zuletzt kommt das zu Schnee geschlagene Eyweiß darunter und wird in einer passenden Form . . . abgebacken.“ (D. h.: „Ungefähr dreißig Viertelstunden wird nun diese Mehlspeise entweder in Dampf, oder auch gelinde in der Röhre gebacken und sofort zu Tische gegeben.“⁶³)

Germershausen bringt ein Rezept zur Zubereitung der Schwadensuppe. Die Erläuterungen, die er diesem Rezept beifügt, beweisen, wie liebevoll er sich des Schwadens angenommen hat und wie sorgsam er ihn von der Hand der Hausfrau behandelt wissen will.

Schwadensuppe

„Der Schwaden wird zuerst in Wasser aufgesotten, und wenn er darin nun aufgequollen ist: so gießt man das Wasser reine ab, und bringt ihn, mit süßer Milch und etwas Butter, zum Feuer, und kochet ihn gahr, wenn er noch zuletzt mit etwas Zucker und klein gestoßenem Zimmt ist gewürzt worden.

1) Die Schwadensuppe ist eine Gastsuppe, welche auch mit andern Speisen eben nicht unverträglich ist, weil der Schwaden eine etwas anhaltende Kraft beweist.

2) Es wird auf die Person etwa eine gute halbe Hand voll roher Schwaden genommen, und ist diese Frucht sehr sättigend; weshalb die Hausmutter, in Ansehung der nachfolgenden Speisen, mit dieser Suppe sich etwas ersparen kann.

3) Semmel, oder Brod, darf nicht zu dieser Suppe kommen. Bey dem Aufgeben aber bestreuet man sie etwas dicke mit Zimmt.

4) Es muß dahin gesehen werden, daß die Suppe nicht zu dicke werde, und falls es sich dazu anlassen sollte, gießt man noch Milch zu, bis sie flüssig genug ist.

6) Einige schneiden auch wohl Zitronschale, kurz vor dem Anrichten, daran.“⁶⁴

Schwaden und Hirse, auf diese Art zubereitet, sind „Vorkosten“, d. h. „Die Mittagsmahlzeit wird gemeinlich damit angefangen“. Hirse aber ist nur eine „gemeine Vorkost“, wogegen es vom Schwaden heißt: „Man hat an dieser Vorkost allemal eine Gastspeise“⁶⁵.

In den Quellen, in denen von der Verwertung des Schwadens in der Küche die Rede ist, heißt es wohl immer, daß man aus ihm Suppen, Brei und Backwerk bereiten könne, aber eine Anweisung darüber, wie ein Schwadengebäck zubereitet wird, habe ich lange Zeit nicht finden können. Bei dem nachstehenden Rezept dürfte es sich daher wohl um ein recht seltenes kleines Dokument der Koch- und Backkunst handeln.

Ein Schwadenkuchen

„Wenn ein Viertelpfund Schwaden, oder wie sie in manchen Ländern heißt, Grasbirse, in kochendem Wasser abgebrühet, und hierauf in süßer Milch halb gahr gekochet worden, während welchen Kochens sie fleißig umgerührt wird, daß sie nicht anbrenne; so wirft man, wenn sie noch warm, ein Stück nicht sehr salzigte Butter dazu, und reibet sie in einer Reibesatte klein. Man schlägt hiernächst zehen ganze Eyer und so viel Dotter hinzu, und rühret die Masse eine halbe Stunde herum. Thut Rosenwasser, zerriebene Zitronschale und ein halb Pfund Zucker hinzu, und rühret alles noch einmal wohl unter einander. Es wird hierauf ein blecherner Reif auf einem

Kuchenbleche mit darauf gelegtem Papier befestiget, inwendig mit Butter bestrichen, das Angerührte hineingethan, und in einem nicht gar heißen Ofen abgebacken.

2) Einige geben dem Kuchen eine gelbe Farbe, indem sie etwas ächten Safran mit Milch abrühren, und unter die Masse vermengen.

3) Auch ist es hin und wieder nicht ungebräuchlich, daß der Schwaden nicht in der Satte klein gerieben, sondern nur in Milch gahr gekocht, und mit den übrigen Zutaten zusammengerührt werde. Der Kuchen schmeckt hievon körnig und gut.

4) Dieser Kuchen wird auch warm gegessen. Er ist einer der wohlschmeckendsten, und sättiget gar sehr.⁶⁶

Germershausen betont ausdrücklich, daß seine Rezepte für die Küche des „Mittelmannes“ gedacht sind, also für die des Bürgers und des ländlichen Grundbesitzers und Großgrundbesitzers. Daraus läßt sich ersehen, daß Schwadengerichte nicht etwa nur als zusätzliche Gerichte zur Aufbesserung der täglichen Nahrung in die Haushalte der „kleinen Leute“ Eingang gefunden, sondern daß sie sich auch einen Platz in der Küche der begüterten Bevölkerungsschichten erobert hatten. Daß sie aber, in einfacher Form zubereitet, auf dem Küchenzettel des Gesindes und des „gemeinen Mannes“ eine weit größere Bedeutung erlangt hatten, dürfte selbstverständlich sein.

Eine Pflanze, deren Samen man so sehr schätzte, mußte wohl oder übel auch die Aufmerksamkeit der Ärzte und Apotheker auf sich lenken. Eine dem Schwaden innewohnende Heilkraft haben diese zwar nicht entdeckt, aber als Diätetikum hat sich die Schwadengrütze schon frühzeitig in der Pharmazie ihren Platz erobert. Daß Schwadengerichte leicht verdaulich und nahrhaft sind, wurde sehr bald erkannt. Daher wurde die Schwadengrütze zur Bereitung von „Suppen für schwache und abgemagerte Personen“⁶⁷ empfohlen. Elsholz hat die Eigenschaften der Schwadengrütze richtig gekennzeichnet, wenn er sagt: „... jedoch bleibet das stopfen eben wie bei dem hirs / nicht außen / wenn man sie oft oder viel genießet“⁶⁸. Diese zunächst negative Eigenschaft läßt sich, wenn ein Kündiger die Diät verordnet, leicht ins Positive kehren. Die „anhaltende Kraft“ — wie vornehm ist das doch ausgedrückt! — weiß Germershausen zu schätzen, wenn er vom Schwadenkuchen sagt: „Man lebet diätetisch, wenn man ihn nach solchen Speisen genießet, die leicht einen Bauchfluß erregen können, indem der Schwaden gelinde anhält“⁶⁹. In der „Allgemeinen Encyclopädie“ behauptet der Verfasser sogar, daß der Schwaden „officinell“ — d. h. als Heilmittel anerkannt — und „äußerlich erweichend“⁷⁰ sei, also etwa wie Leinsamen zu erweichenden, schmerzlindernden Umschlägen verwendet werden könne. Die Apotheker gebrauchten zwar für den Schwadensamen die Drogenbezeichnung *Semen Graminis Mannae*, aber weder in den früheren Rezeptarien noch in denen aus dem 18. und 19. Jahrhundert sind Belegstellen für seine arzneiliche Verwendung zu finden. In der preußischen Arzneitaxe wird er allerdings 1704 als *Manna Polonica* aufgeführt und der Preis mit 6 Pfennigen für ein Lot angegeben. Die neueren pharmazeutischen Nachschlagewerke erwähnen nur, daß die Samen als Nahrungsmittel und Diätetikum verwendet wurden.

Bei der Wertschätzung, die der Schwaden erfuhr, blieben auch Vorschläge für den Anbau und für die Kultur nicht aus. Einen Vorschlag, *Glyceria fl.* anzubauen, finden wir bereits 1690 bei Elsholz, der den Rat gibt: „... ja diejenigen Länder / da es nicht von sich selbst herfür kömmt / können es in bequemen erdreich bawen“⁷¹. Handelt es sich hier um einen Hinweis, bei dem

JOHANN SIGISM. ELSHOLZII,

Doct. & Seren. Elect. Brand. Mod. Ord.

Arznei-Garten

Und

Fisch-Buch/

Oder

Vortsetzung des Gartenbaus/

Die man die von Gott erzeugte Erd-Gewächse/Kräuter/
Blumen und Bürgeln/ zur Erhaltung guter Gesundheit/ wol ge-
brauchen und anwenden/ auch durch eine ordentliche Diet. insonderheit
durch rechtmäßigen Gebrauch der Speisen und des Geträncks sein
Leben erhalten und fristen könne:

Sowol Höfen als Niedrigen/ absonderlich aber
den Gärtnern/

Wegen der darinnen enthaltenen fremden Gewächse/ Blumen und Kräu-
tern/ sehr dienlich/ Wie sie selbige auff den Teuffischen Climate zu rechter
Zeit pflanzen/ warten und anrichten müssen

In VI. Büchern verfaßt/ und mit nöthigen Figuren als auch
einen vollkommenen Keyßer versehen/

Wobey der Französische Koch/ Dreyer und Confitire/

Mit Herrn. Küfser. Majest. als auch Churfürst. Churfürst.
Sächs. und Brandenburg. Protelegus.

Frankfurt und Leipzig.

In Verlegung Kayserl. Hofbuchh. Churfürstl. Privile-
giert. Buchhändlers in Berlin und Colln.

M. DC. XC.

Titelblatt der Erstausgabe, 1690

keine näher bestimmte Lokalität ins Auge gefaßt ist, so beziehen sich die Hinweise für den Anbau des Schwadens, die fast hundert Jahre später (1789) Gleditsch gibt, auf das brandenburgische Gebiet. Nachdem er den Schwaden wegen seiner Güte über alle Maßen gelobt hat, fährt er fort: „Es dürfte demnach wohl gethan seyn, den Schwaden, als ein herrliches Landesprodukt durch die Saat an schicklichen Orten, in gutem Moorlande häufiger anzubauen. Vielleicht hätte bey ihm die Art des Anbaues statt, die die Chineser bey ihrem Reiß ... mit so vielem Vortheil anwenden. Die Körner würden größer und weißer, und das Stroh länger werden“⁷². Eine Nachricht über den Anbau selbst bringt schon 1714 Samuel G r o ß e r ; er stellt — leider ohne genauere Ortsangabe — für das Gebiet der Lausitz fest: „Ausser dem Hirse wird in einigen Orten, und sonderlich in Teichen auch Schwaden gesäet.“ Und er erläutert weiter: „Weil aber die Pflantze (*Glyceria fluitans*. W. B.), darauß es (der Schwaden. W. B.) wächst, an feuchten Oertern anzutreffen ist: haben sorgfältige Wirthe solchen Schwaden-Saamen in die abgelassene und ausgetrocknete Teiche, darein sonst Hirse gezeuget zu werden pfllegt, wegen der Analogie mit selbigen auszusäen versucht, und sich gar wohl dabey befunden“⁷³. Eine zweite Mitteilung über den Anbau von *Glyceria fl.* stammt von dem bereits des öfteren zitierten Frankfurter Professor Beckmann, der aus dem Jahre 1751 berichtet, daß der Schwaden „bei Rampitz aber auch gesäet und also gesammelt wird: weil das Schwadenschlagen dem groß

auf den Wiesen eben keinen vorteil schafft⁷⁴. Noch 1827 findet sich — wenn auch ziemlich allgemein gehalten — ein Hinweis auf den Anbau in „Norddeutschlands Niederungen“, wo der Schwaden wohl „von selbst“ wachse, aber „auch als Handelsartikel angebaut“⁷⁵ werde. Dieser Feststellung folgt der Hinweis: „Auf Wiesen, die nicht ausgetrocknet werden können, ist der Anbau sehr zu empfehlen“.

All die Ratschläge zum Anbau des Schwadengrases mögen recht gut gemeint gewesen sein, der Getreideanbau wurde aber bereits derartig intensiv betrieben, daß er ertragreiche Ernten einbrachte und daß Schwadenschlagen nun keine lohnende Beschäftigung mehr darstellte. Vor allem breitete sich der Anbau der Kartoffel gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland immer mehr aus, und in den vielerlei Zubereitungsarten der Kartoffel erwuchs dem Schwaden ein gefährlicher Konkurrent. Die Geschichte des Schwadens ist mit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts zu Ende. 1914 war Schwadengrütze wohl noch als Sonderbarkeit in russischen Häfen zu haben, und in der Zeit des ersten Weltkrieges erinnerte man sich ihrer auch noch einmal, aber es blieb auch hier nur bei dem Hinweis auf ihre Verwendungsmöglichkeit, praktisch wurde sie in der Küche nicht mehr genutzt. Der Ausbau des Verkehrsnetzes über die Landesgrenzen hinaus, der die Möglichkeit schuf, in Zeiten geringerer Ernten Getreide auf schnellem Wege und in größerer Menge einzuführen, die Steigerung der Ansprüche der Bevölkerung und die Erhöhung des Lebensstandards und nicht zuletzt die Tatsache, daß durch die fortschreitende Wiesenkultur und durch die Trockenlegung und Verlandung der Gewässer das Schwadengras immer mehr zurückgedrängt wurde und größere zusammenhängende Bestände daher kaum noch anzutreffen sind, hatten zur Folge, daß der Schwaden — einst als Himmelsbrot und Manna gelobt — aus der heimischen Küche verschwand und zuletzt gänzlich der Vergessenheit anheimfiel.

Trotzdem bleibt aber zu beachten, daß der Mensch ihm noch in der Neuzeit seiner Geschichte Jahrhunderte hindurch als Wildgetreide so große Beachtung geschenkt und ihn zu seinem Nutzen verwendet hat.



Ich möchte zum Schluß nicht versäumen, Herrn Dr. H.-D. Krausch für die Beschaffung wichtigen Quellenmaterials recht herzlich zu danken, desgleichen für wertvolle Hinweise Fräulein Schirmacher, Herrn Apotheker Paul Braun, Herrn E. Dräger, Herrn Prof. Dr. Marzell und Herrn Apotheker Ferdinand Schmidt.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Leopold von Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, München 1925, Fünfter Band, S. 372–399.

² Frankfurt 1543, apud Chr. Egenolph. Zitiert nach Ascherson, Paul: Eine verschollene Getreideart. In: Brandenburgia IV, 1895/96, S. 43/44.

³ Der Name Schwaden wird — wie auch die Bezeichnungen Himmeltau (Himmeltaw, Himmelstau), Mansgras u. Gramen mannae — in den botanischen, geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Quellen auch für die Bluthirse (*Panicum sanguinale* L.) verwendet, die uns heute nur noch als Unkraut bekannt ist, früher aber auch angebaut wurde. Ascherson hat der Bluthirse eine umfangreiche Arbeit gewidmet (s. Anm. 2).

- ⁴ „Ekel“ (= ekel) ist hier nicht im Sinne von „Ekel erregend“, „ekelhaft“ oder umgangssprachlich „eklig“ gebraucht, sondern als „heikel“ (d. h. empfindlich).
- ⁵ Die Bezeichnung Manna, Bestandteil zahlreicher wissenschaftlicher und volkstümlicher Namen für *Glyceria* fl., geht zurück auf das biblische Manna, von dem im Exodus, Kap. 16 u. 31 die Rede ist. Zitiert bei Marzell, Heinrich: Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen, Leipzig 1943 ff., Bd. 2, Spalte 722.
- Nach den Forschungen der Sinai-Expedition der Hebräischen Universität Jerusalem, die im Jahre 1927 eigens zur Klärung der Mannafrage unter Leitung von Dr. F. S. Bodenheimer u. Dr. O. Theodor unternommen wurde, ist das biblische Manna eine süße Ausscheidung von Pflanzenläusen und Schildläusen. „Infolge des trockenen Wüstenklimas der Sinai-Halbinsel erstarren diese Ausscheidungen schnell und bedecken dann als weißliche Körner die Zweige. Die auskristallisierten Mannakörner haben einen eigentümlich aromatischen süßen Geschmack, der sich noch am ehesten mit dem von Honigzucker vergleichen läßt. Die Ausscheidung findet vorwiegend bei Tage und die Auskristallisierung des Mannas des Nachts statt. Die richtige Sammelzeit ist daher am frühen Morgen, weil dann das Manna, soweit es nicht am Baume hängt, unter den Sträuchern zwischen der Tamariskentreu am Boden liegt.“ Stehli, Georg: Das Biblische Manna. In: Kosmos. Handweiser für Naturfreunde. Jg. 1930, S. 250/251.)
- Nach einer anderen – wenig wahrscheinlichen – Auffassung handelt es sich bei dem biblischen Manna um die Mannaflechte (*Lecanora esculenta*), die sich bei Trockenheit zu kleinen Klümpchen zusammenrollt, gemahlen wird und, mit Getreidemehl vermischt, zu Brot verbacken wird (vgl. Kosmos. Jg. 1925, S. 168/169).
- Daß die Ärzte der Reformationszeit mit der Bezeichnung Manna wirklich die Samen von *Glyceria* fl. gemeint haben, erscheint mir zweifelhaft. Wahrscheinlich haben sie schon die aus jungen Manna-Eschen (*Fraxinus ornus*) durch Einschneiden des Stammes gewonnene echte Manna gekannt, die als zufällig aus Manna-Eschen ausgetretene Manna schon Mitte des 15. Jahrhunderts genannt wird. Die Methode des Einschneidens ist ein Jahrhundert später bereits regelmäßig ausgeübt worden. – Möglich ist aber, daß die Ärzte bereits über die Verwendung der Schwadengrütze als Diätetikum Bescheid wußten.
- ⁶ Colloquia oder Tisch-Reden D. Martin Luthers. Leipzig / Gedruckt und verlegt von Andreas Zeidlern / Anno MDCC. S. 130.
- ⁷ Ascherson, S. 44.
- ⁸ Beckmann (auch Bekmann), Joh. Christoph: Kurtze Beschreibung der alten löblichen Stat Frankfurt an der Oder. Frankfurt/Oder 1706, S. 31 – Vgl. auch M. B. Johrenias, Vade mecum botanicum, Colberg 1710, S. 166.
- ⁹ Pancovius, Thomas: Herbarium portatile, Berlin 1673. Zitiert nach Beckmann, S. 31 – s. a.: Märkischer Wandergruß. Beiträge zur Landesgeschichte (Heinz Gebhardt), Berlin 1951, S. 15 Abb.
- ¹⁰ Elsholz, Joh. Sigismund: Artzney-, Garten- und Tischbuch. Frankfurt und Leipzig (Berlin und Cölln) 1690, S. 14.
- ¹¹ Großer, Samuel: Lausitzische Merckwürdigkeiten, Leipzig 1714. Fünfter Hauptteil, S. 22, § 13.
- ¹² Lausitzisches Magazin v. 15. 3. 1787.
- ¹³ Berger, R. I.: Der Spreewald und seine Umgebung. 1866. Zitiert nach Krausch, Dieter: Flora des Oberspreewaldes. In: Wiss. Zeitschrift der Päd. Hochschule Potsdam. Math.-Naturw. Reihe, 2. Jg., 1955, Heft 1, S. 87. Berger gibt für *Glyceria* fl. den sorbischen Volksnamen „Lapaua“ an.
- ¹⁴ Frankfurt 1750, S. 321. Der Originaltext lautet: „Semina huius (dicta Schwaden) in tractibus novae et mediae Marchiae prope Viadrum declivioribus, et Pomeraniae confiniis mense Julio copiose colliguntur, et venduntur, ...“
- ¹⁵ Berlin 1751, S. 677.
- ¹⁶ Die genaue Bestimmung, um welchen Ort Blankenfelde es sich hierbei handelt, ist an Hand des Textes nicht durchzuführen.
- ¹⁷ Auch hier ist eine eindeutige Ortsbestimmung nicht möglich.
- ¹⁸ Ascherson, S. 47 Fußnote.
- ¹⁹ Siehe Artikel und Rezepte betr. Schwaden in: Germershausen, Chr. Friedrich: Die Hausmutter in allen ihren Geschäften. Leipzig 1780, 2. Aufl., Bd. 1 u. 2.
- ²⁰ Jaap, Otto: Beitrag zur Gefäßpflanze – Flora der nördlichen Prignitz. In: VBVB 38, 1896, S. 140.

- ²¹ Hauptort der Schwadengewinnung in Hinterpommern war das Gut Ruschwitz bei dem Pfarrdorf Glowitz in der Nähe des Leba-Sees (nach Ascherson, S. 45 Fußnote). – Von der alten Sammelwirtschaft hat sich manches in Bräuchen und Sagen erhalten. (Vgl. Temme, J. D. H.: Die Volkssagen von Pommern und Rügen, Berlin 1840.)
- ²² Zitiert nach E. Dräger: Mannagras – einst ein Leckerbissen. In: Natur und Heimat. Heft 11, 1960, S. 545.
- ²³ Leipzig 1878, 2. Aufl. Erste Hälfte, S. 752.
- ²⁴ Nicht gemeinhin „gutes Heu“, sondern: „War das Futter einmal knapp, dann nahm man seine Zuflucht zu dem sogenannten Flottgras (Das ist *Glyceria* fl. – W. B.) und jungem Rohr, was übrigens, wie versichert wird, eine ganz nahrhafte und gesunde Fütterung für Rindvieh sein soll.“ (Schmidt, Rudolf: Ältere Landwirtschaft im Oderbruch. In: Brand. Jb. 4, 1929, S. 29.)
- ²⁵ J. Sturms Flora von Deutschland, Stuttgart 1900, 2. Aufl., 3. Bd., S. 130.
- ²⁶ Leipzig und Wien 1906, 6. Aufl., 8. Bd., S. 55.
- ²⁷ Über die Mehلبereitung aus Schwaden liegen mir keine Quellen vor.
- ²⁸ I. Bd., Berlin 1909, S. 252.
- ²⁹ Rothmaler, Werner: Exkursionsflora von Deutschland. Gefäßpflanzen, Berlin 1962, 3. Aufl., S. 87.
- ³⁰ Nach Maurizio, A.: Geschichte unserer Pflanzennahrung. – Eine ausführliche Darstellung des Schwadenschlagens und der Reinigung bietet Germershausen (vgl. Anm. 19) Bd. 2, S. 865 ff.
- ³¹ Hier und im folgenden wird zu dem Namen jeweils das Jahr angegeben, in dem der betr. Name zum erstenmal in der mir vorliegenden Literatur auftaucht.
- ³² Sachs-Villatte: Encyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch, Berlin 1904, S. 506. – Im übrigen wird hier (S. 667) auch genannt: „Herbe à la manne, glycérie (*Glyceria*)“ für die ganze Pflanze und für Mannagrütze „graine de Pologne“.
- ³³ Beides sowie das Folgende zitiert nach Marzell: Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. Bd. 2, Spalte 721. Hier auch: „(1864) manna croup“ (Spalte 722). Ferner Murret-Sanders: Encyklopädisches englisch-deutsches u. deutsch-englisches Wörterbuch (Zweiter Teil: Deutsch-englisch. Berlin 1903), S. 509: „manna-grass (*Glyceria fluitans*)“ für die Pflanze u. „manna-groats“ für Mannagrütze.
- ³⁴ Rein abwertenden Charakter hat die Bezeichnung Bauern-Manna, die recht eigenwillig von Joh. Christian Zimmermann in seinem Werk „Grundsätze der Theoretisch-Praktischen Chemie“ (Dresden 1755, S. 778) geprägt wurde. Z. wollte den Schwaden – d. h. die Mannagrütze – recht deutlich von der eigentlichen Manna, die in der pharmazeutischen Praxis verwendet wird, unterscheiden wissen. Der Schwaden wird durch diese Bezeichnung zu einer Speise für den „gemeinen Mann“ degradiert, was er keineswegs verdient.
- ³⁵ Vgl. Anm. 11.
- ³⁶ Lediglich gebraucht in der Bedeutung: vegetabilisches Nahrungsmittel, worunter auch die von Pflanzen gewonnenen und weiterverarbeiteten Samen zu verstehen sind.
- ³⁷ Germershausen Bd. 2, S. 865.
- ³⁸ Bd. 1, S. 606.
- ³⁹ Gleditsch, Joh. Gottl.: Kurze Geschichte des Schwaden- oder Deutschen Mannagrases. In: Vermischte botan. u. ökonom. Abhandlungen. Berlin 2 (1789), S. 246. – Auch Ascherson wußte übrigens aus eigener Erfahrung die Schwadengrütze zu schätzen.
- ⁴⁰ Daß der Vergleich des Schwadens mit Reis und Hirse, der nach dem Urteil der zitierten Autoren zugunsten des ersteren ausfällt, nicht unberechtigt ist, zeigt die folgende Übersicht (Auszug aus der Tabelle: Nährstoffgehalt einiger wichtiger Nahrungsmittel. In: Ranke, Johannes: Der Mensch. Leipzig und Wien 1890. Bd. 1, S. 332). Die Analyse des Schwadensamens nach Hartwich und Hakanson (Bericht d. schweiz. agrik. chem. Anst. Bern-Liebefeld 1916; Jahresbericht f. Agrikulturchemie 1917, S. 215) wurde von mir eingefügt.

Nahrungsmittel	In je 100 Teilen enthaltene Procente			
	Wasser	Eiweiß	Fett	Stärkemehl/ Zucker
Reis	13,5	7,5	0,3	78,1
Hirse, geschält	14,0	14,5	3,0	66,5
Schwaden	13,54	9,69	0,43	75,06

- ⁴¹ Woyts, Johann Jakob: *Gazophylacium oder Schatzkammer*, Leipzig 1737, S. 547: „...Semen graminis mannae...“, der aus Polen und Litthauen in ziemlicher Menge hierher gebracht und von hier weiter verschicket wird, ist eine sehr angenehme Speise mit Milch und aqua Cinnamomi gekochet.“

Daß es sich bei dem Umschlaghafen nur um Königsberg handeln kann, geht aus der Tatsache hervor, daß Woyts, der in Elbing geboren wurde, Professor der „Artzney-Kunst“ in Königsberg/Pr. war und sich während seiner wissenschaftlichen Tätigkeit nur dort aufgehalten hat. (Nach einer Mitteilung von Herrn Apotheker Paul Braun),

- ⁴² Pierer, H. A.: *Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*, Altenburg, 1842, 2. Aufl., Bd. 11, S. 299.

- ⁴³ Rosenthal, Aug.: *Synopsis Plantarum diaphoricarum*, Erlangen 1862, S. 62. Damit ist nicht gesagt, daß nicht noch andere Bezeichnungen üblich waren. Nachstehend eine Übersicht der üblichen Handelsbezeichnungen, aus der ersichtlich ist, zu welcher Zeit die einzelnen Handelsnamen etwa eingeführt wurden (Datierung nach dem Erscheinungsjahr der Quellen).

Polen	Preußen	Frankfurt	Brandenburg	Schlesien
	1655 Gramen mannae esculentum prutenicum			
		1710 Gramen Mannae Francofurtanum		
1776 Polnischer Schwaden		1776 Frankfurter Schwaden		
1787 Manna polonica				
				1789 Oryza silesiaca Schlesischer Reis
1793 Polnisches Manna			1793 Brandenburgisches Manna	
	1841 Preußischer Schwaden			
1864 polish manna (engl.)				
1866 Poland manna (engl.)				
	1890 Preußische Manna			
1891 polsk manna (dän.)				

- ⁴⁴ Postel, Emil: *Der Führer in die Pflanzenwelt. Hülfsbuch zur Auffindung der in Deutschland wild wachsenden Pflanzen*. Langensalza o. J., 2. Aufl., S. 290 (1. Aufl. etwa 1880, 2. Aufl. etwa 1890).

- ⁴⁵ Nachforschungen in den Akten und Rechnungsbüchern der Stadt Frankfurt und in der Literatur über die Messen haben bisher diese Annahme nicht bestätigt. Hier eröffnet sich demnach noch ein spezielles Forschungsgebiet betr. Schwadenhandel in Frankfurt/Oder.
- ⁴⁶ Nach Mitteilung von Herrn E. Dräger.
- ⁴⁷ Gleditsch, S. 244. – Vgl. auch S. 250: „Man verwahret den wohlgereinigten Schwaden, und wendet ihn theils in der Hauswirtschaft an, theils wird er nach den Märkten zum Verkauf gebracht, wo man ihn aus der ersten Hand Metzenweise, hernach aber in der Handlung nach dem Gewichte haben kann.“
- ⁴⁸ Allgemeine Encyclopädie der gesamten Land- und Hauswirtschaft der Deutschen. Hrsg. v. D. Carl Wilhelm Ernst Putzke, Leipzig 1827. Bd. 2: Oekonomische Botanik, S. 285.
- ⁴⁹ Gleditsch, S. 246.
- ⁵⁰ Johann Heinrich Helmuths gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes. Zweite Ausgabe, Leipzig 1808, S. 219 ff. Zitiert nach Dräger, S. 546.
- ⁵¹ v. Bergen, K. A.: Flora Francofurtana, Frankfurt 1750, S. 231 Fußnote.
- ⁵² Jaap, S. 140.
- ⁵³ Ascherson, S. 47. – Die beiden „Mehl- und Vorkosthandlungen“ waren: Johannes Friese (Zimmerstraße 39) u. Gustav Wegener (Neue Grünstraße 26, Potsdamer Straße 6 u. Oberwasserstraße 14).
- ⁵⁴ Elsholz, S. 14.
- ⁵⁵ Valentini, D.: Natur- und Materialienkammer, Frankfurt 1704, S. 145.
- ⁵⁶ Beckmann: Kurtze Beschreibung . . ., S. 31.
- ⁵⁷ Großer, S. 22.
- ⁵⁸ Helmuth, S. 219.
- ⁵⁹ Woyts, S. 547.
- ⁶⁰ Helmuth, S. 219.
- ⁶¹ Allgemeine Encyclopädie, S. 285.
- ⁶² Allgemeine Encyclopädie. Supplementband: Die Koch- und Backkunst, Leipzig 1835, S. 167, Nr. 571.
- ⁶³ Ebenda, S. 166, Nr. 569.
- ⁶⁴ Germershausen, Bd. 1, S. 255.
- ⁶⁵ Ebenda, S. 606.
- ⁶⁶ Ebenda, Bd. 2, S. 73/74.
- ⁶⁷ Rosenthal, S. 62.
- ⁶⁸ Elsholz, S. 14 ff.
- ⁶⁹ Germershausen, Bd. 2, S. 74.
- ⁷⁰ Allgemeine Encyclopädie, S. 285.
- ⁷¹ Elsholz, S. 14.
- ⁷² Gleditsch, S. 150/151.
- ⁷³ Großer, S. 22.
- ⁷⁴ Beckmann: Beschreibung der Mark Brandenburg, Berlin 1751, S. 677.
- ⁷⁵ Allgemeine Encyclopädie, S. 285.

Schrifttum:

Das Verzeichnis enthält nur die Werke, die in den Anmerkungen nicht angegeben sind. Franke, Johannes: Hortus Lusatie, Bautzen 1594. Mit einer Biographie neu herausgegeben, gedeutet und erklärt von Rudolf Zaunick, Kurt Wein u. Max Militzer, Bautzen 1930.

Hagers Handbuch der pharmazeutischen Praxis, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1949–1958. Handbuch der Biologie. Hrsg. von Dr. Ludwig Bertalanffy, Potsdam 1942 ff.

Krausch, Dr. Heinz-Dieter: Die Pflanzenwelt des Spreewaldes, Wittenberg Lutherstadt 1960.

Marzell, Prof. Dr. Heinrich: Neues illustriertes Kräuterbuch, Reutlingen 1935, 3. Aufl. Petersen, Prof. Dr. Asmus: Die Gräser als Kulturpflanzen und Unkräuter auf Wiese, Weide und Acker, Berlin 1949.

von Regel, Constantin: Pflanzen in Europa liefern Rohstoffe, Stuttgart 1944.

Verzeichnis der Örtlichkeiten,

an denen Schwaden gesammelt, verwendet, gehandelt oder angebaut wurde.

(Zusammengestellt nach der Datierung der Quellen bzw. nach darin enthaltenen Angaben).

Die Namen geben die Autoren oder die Kurztitel der Sammelwerke an. Örtlichkeiten, an denen Schwaden nicht nur gesammelt und verwendet, sondern auch gehandelt oder angebaut wurde, sind durch das Stichwort „Handel“ bzw. „Anbau“ gekennzeichnet.

Die mit einem * bezeichneten Jahreszahlen geben an, zu welcher Zeit das Schwadenschlagen nach den mir vorliegenden Quellen zum erstenmal erwähnt wird.

Wittenberg	1543*	Valerius Cordus	
Polen	1616*	Zawacki	
	1737	Woyts	Handel
	1755	Zimmermann	
	1824	Hübners Zeitungs- und Conv.-Lexikon	
	1842	Pierer	Handel
	1862	Rosenthal	
	um 1890	Postel	
	1896	Ascherson	
	1906	Meyers Großes Konv.-Lexikon	
Preußen	1655*	Loesel	
	1755	Zimmermann	
	1824	Hübners Zeitungs- und. Conv.-Lexikon	
	1862	Rosenthal	
	1896	Ascherson	
Küstrin	1673*	Pancovius	
	1690	Elsholz	
	1706	Beckmann	
Spandau	1673*	Pancovius	
	1690	Elsholz	
	1706	Beckmann	
Frankfurt	1706*	Beckmann	
	um 1890	Postel	Handel
Lausitz	1714*	Großer	Anbau
	1787	Lausitzisches Magazin	
Niederungen der Schwarzen Elster	1722*	v. Rohr	
Litauen	1737*	Woyts	Handel
Königsberg	1737*	Woyts	Handel
Neumark	1750*	v. Bergen	Handel
Mittlere Mark	1750*	v. Bergen	Handel
Odergegend	1750*	v. Bergen	Handel
	1751	Beckmann	
Pommersche Grenzgegenden	1750*	v. Bergen	Handel
Karow (Pommern)	Mitte	Christ	
	d. 18. Jh.*		
Provinz Schonen (Schweden)	Mitte	Christ	
	d. 18. Jh.*		
Braunschweig	Mitte	Christ	
	d. 18. Jh.*		
Buch (Altmark)	1751*	Beckmann	
Blankerfelde	1751*	Beckmann	
Krane im Zauchischen (jetzt Krahne, Land- kreis Brandenburg)	1751*	Beckmann	

Hage Raten	1751*	Beckmann	
Rampitz	1751*	Beckmann	Anbau
Schlesien	1755*	Zimmermann	
	1842	Pierer	Handel
	1857	Wimmer	
	1896	Ascherson	
	1906	Meyers Großes Konv.-Lexikon	
Gegend um Schlalach (nw. Treuenbrietzen)	1780*	Germershausen	
Provinz Brandenburg	1789*	Gleditsch	Handel
	1864	Ascherson	
	1909	Landeskunde der Provinz Brandenburg	
Nordwestl. Prignitz, Perleberg	Erste Hälfte d. 19. Jh.*	Jaap	Handel
Calvörde im Braunschweigischen	1808*	Helmuth	Handel
Hinzendorf	Anfang		
bei Fraustadt	d. 19. Jh.*	Ascherson	
Insel Usedom	1824*	Hornschuch	
Dänische Inseln	1824*	Hübners Zeitungs- und Conv.- Lexikon	
Nördliches Deutschland	1827*	Allgem. Encyklopädie	Handel/Anbau
	1906	Meyers Großes Konv.-Lexikon	
Provinz Posen	1850*	Ritschl	
	1896	Ascherson	
Krotoschin (Provinz Posen)	etwa 1850*	Ascherson	
Estland	1850*	Wiedemann und Weber	
Livland	1850*	Wiedemann und Weber	
Kurland	1850*	Wiedemann und Weber	
Böhmen	1862*	Rosenthal	
Spreewald	1866*	Berger	
Mitteleuropa	1878*	Meyers Hand-Lexikon	
Deutschland	1890*	Ranke	
Rußland	um 1890*	Postel	
Nordöstl. Deutschland	1896*	Ascherson	
Gut Ruschwitz b. Glo- witz (Hinterpommern)	1896*	Ascherson	
Pommern	1896*	Ascherson	
Ziebingen	1896*	Ascherson	
Berlin	1896*	Ascherson	Handel
Einige Gegenden Deutschlands	1900	Sturm	Handel
Datenmäßig nicht genau zu belegen sind:			
Danzig			Handel
Tilsit			Handel
Stalupönen/Ostpr.			Handel
Vehlun/Ostpr. (wahrsch. Willuhnen)			

Willy L a d e m a n n :

U t e t O l l e S t e l i t z

Aus Alt-Steglitz in Teltower Platt

Der Aufsatz erscheint in einer Mundart, die in der Öffentlichkeit ausgestorben ist, allenfalls von wenigen alten Leuten hier und da noch in ihrem kleinen Kreis angewendet wird. Es ist die Teltower Volkssprache, dät T e l s c h e P l a t t. Schilderungen dieser Art werden später zumindest für die wissenschaftliche Welt ihre Bedeutung haben.

Meine Quelle für die nachfolgende Darstellung war dieselbe wie schon für die Veröffentlichung „Vant Olle Ssäälnörp“ im 10. Band (1959) des Jahrbuchs. Gebraucht ist die Steglitzer Sprache, soweit ich sie kennengelernt habe. Die Rechtschreibung richtet sich nach der in meinem „Wörterbuch der Teltower Volkssprache“, Berlin 1956; aus diesem kann man den Vokalschattierungen zu einem guten Teil beikommen. Diphthonge werden geteilt gesprochen.

*

Willn ma iesch tuesien, wie di Lüde van S t e l i t z un ute Dörper um Stelitz rum ens hän öre Kroam, densi in'n Joadn un upt Felt jewunn hän, noa Berlin jefüet un tue Jelt jemockt hän un dänn willnwe uns dat olle Dörp Stelitz ankiken, wiet utjesien hät. Dät hän mi ok wedder di bede Männder ut Ruelsdörp (Ruhlsdorf bei Teltow) vertellt: Möllndörps Fernant und Willem¹. Die hän in verjehne Tidn ofte dörch Stelitz dörchjekoam, tumest in'n Sommer met öre Kroam, un wennse hän van Berlin turüjjeekoam, äbe ok süß hänsi sich jerne in Stelitz upjeholln un in'n Jastoff mette Stelitschen tusamjesetn. Woanse ens tue lange utjeblään, hätet ruhuse fots² jehetn: I, die sinn wedder noa Stelitz met ran, wue süßnsi'n süß sinn!

Wennse dünne met schwere Fuhrn noa Berlin jewollt hän, hänsi öä Ssäälnörp (Zehlendorf) den Pottdamschen Schasse³ lank noa Stelitz jefüet, äbe dänn doa nich jrodadeut widder öä Schöneberch, dät woa um. In Stelitz hät man rechts afjebeut noan Rauen Berch tue, wue hüde Sütenge (Südende) is. Upm Berch rup hätet ümme sihre schwer jejehn, man hät doa ofte müßt rafkrupen van'n Wan un helpm stötn. Metünger hät man ok di Pere iesch no in'n Jrunt jefuedert, dät si sich verpusn süßn un dänn kräftiger antrecken.

Vöän Jrunt an'n Rauen Berch hät linker Hant dät Jehö⁴ Kaulischberch jestehn; dät woa ne jrötttere Lantwütschaft. Tumest hät man äbe, wenn man nich sonne Last upm Wan hadde, van Ruelsdörp öä Jisnsdörp (Giesensdorf), un wue hüde der Ostpreußendamm un Simens- (Siemens-) un Halskestroate is, jefüet; inne Nähje van Kaulischberch hät der Wech van Jisndörp dänn lankjekoam. Van Rauen Berch ut hätet öä die Boane (Eisenbahn) dröäwech jejehn un anne Boane lank, dät man anne Möckernstroate rutjekoam. Dänn hät man noan Bellejansplatz (Belle-Alliance-Platz, heute Mehringplatz) tue jefüet un doa sin'n Kroam verköfft.

Man hadde dünne upjelott Botter, wittn Kese, Eier, Jemüese, in'ne Sommer tide un halfspäde un späde Töffeln, Jurken, ok Raue (Roggen), Hor (Hafer), Jerschte un Wete (Weizen). Jrot Upsien hän upm Bellejansmarkt ümme ßwe Wiwer jemockt. Di ene woa ut Jroatbernt (Großbeeren) un di ängere ut Marjenfelle (Marienfelde). Man hät jesäät, di haddn um dreihundert Punt. Wenn di

näwwen öre Mann uppet Sittbrett jesetn hän, dänn hät di Fraue drei Vüttl in-jenoam un der Mann bloß en Vüttl.

Man hät di Fuhrn met Strauh un Heu noat Magheßin rinjefüet inne Magheßin-stroate; dät hät all tue Olle Fritzen sine Tit upjebaut jeworn. Der Mann doa, der Wijemester, woa sonn olle Brumbär. Man sääde: Der is nicht ofte fröhlich, der lacht alle Joa bloß ens, un dänn jehter no in'n Kelder, dätet kender nich siet. Wenn dät Strauh natt woa, hätert nich afjenoam un't wedder loatn met turüjjenääm. Wenn man em äbe wat in'n Sseddl injewickelt un dörcht Fenster in sine Buede rinjeschmäät'n hät odder wenn man em so ne Worscht un'n Stück Speck tuejelangt hät, dänn woa alles juet, dänn hätert nich jesien, dät et natt woa.

Man hät me sine Marchfuhre äbe ok van'n Rauen Berch ut öä di Boane wech noa Tempelo (Tempelhof) jefüet un dänn di Stroate lank öät Felt wech. Wuet vant Tempelosche Felt rafjeht, woa dät Neie Ssollhus, dät Stüerhüseken, upm Krüzberch doa, wuet nu äbe nich mihr tu sien is, is afjeräätn. Van doa ut noan Jrunt raf un bes ant Woater hen hän Akatzjenstrüker un Akatzjenböme, ok ängere Böme wie Rüestern un Fliederstrüker, dät sinn Hollunderstrüker, jestehn. Anne linke Side, den Berch raf, woa'n Santwech. Wil man no ken'n Hemmschue an'n Wan hadde, hät man jerne up den lankjefüet; doa hät der olle Wan nich so dull jerönnt aswie upm Tempeloschen Schasche lank. Späder wurret äbe verboadn, dänn müste man Hemmschue hän.

Üngen woan di Tempeloschen Wäsen. Dät woa dät Üngerlant, so vanne Jneise-naustroate an bes hen noan Schoapjro⁵ ant Hallesche Doer. Doa hän ens di Tempelosche Bure öre Pere un Köh uppe Wede jejeht un jejoast. Unjefäh an di Stääde, wue hüde di kattolsche Bonefatzejuskürche inne Yorkstroate steht, woa di Nachbuchte metne Ricke rum, in bitken höhjer jelen, doa hät man di Köh jemelkt un nachs dät Veih injespunnt. Di Ricke woa sonne Tun, wie man em beine Koppel hät jehatt: Pöäle⁶ van ßweenhalf Elln Höhje woan ümme bone⁷, inne Mitte un üngen met dicke Stangen verbunden. Die Nachbuchte hät man ens ok, wie dät di olle Lüde van öre Öllern hän jehöet, U p s t a l l jenüemt. Wue hüde noch mihr noan Schoapjro hen lings innen Mehringdamm die olle Trejunderkaserne⁸ is, häbm iesch di Tempeloschen öre Ssicken jehütt.

So um 1850 hät doa, wue vöra der Schoapjro woa, der Lantwehrkanoal lankje-koam. Öä den hät ne Holtbrüjje jejeht. Wenn jroade'n Koan hät dörchjefüet, woa di Brüjje upjetreckt, un di Wane müsstn anholn. Mänichmoal hät doa ne janße Reihe jestehn. Jenßit den Jro woa dät Olle Ssollhus. Doa müste man ok woadn Stüerboaret as Brot, Fleisch, Worscht un lääwende Hünnder un Dauen müsstn verköllt wern. Der Ssollmester odder Fisntater hät jekoam un den Wan fisntiet. He hät metne spitze Isnstange öall rinjepikt, däter mäjje Büdls jans kaputtjestoaken hät — man hät metünger in Brot odder in Schinke ok int Heu verstoaken. Wenn ender bone uppe Heufuhre jeschloapm hät, hätter dät künnt jewoa wern. En Schlächter hät ens scharpe Metser int Fleisch met rinjeläät. As dänn der Fisntater doadrin tue sihre jewielt hät, hätter sich di Hänge upjeschnääd.

Olle Willem Tike in Ruelsdörp hät ens metn Pert un'n Osse noa Berlin jefüet un wuer hät ant Stüerhus jekoam, hätter müsst an Osse sim odder ach Doalder betoaln, wil ok dät Ossenfleisch müste verköllt wern. Nu hätter ken Jelt nich jehatt. Doa hätter bei Kofmann Kinastn henjerönnt upm Platz Nummer 15 un sich wat loatn jään. Nu künner bein Ssollmester betoaln un hät dörchjefüet. Asser



Das Steuerhaus Belle Alliancestraße 51 (abgebr. 1937)

hernachns hät metn Osse turüjjekeam, häter sin Jelt wäerjekren unet bein Kofmann henjedrot. Dänn häter wedder mettet Pert un sin Osse tuhuse jefüet. Mänichmoal hät der Fisntater ok afjewinkt, dat man könne dörchfüen, wanner en dat tuejedraut hät, dat man nüsch Verboadnet druphadde. Dät woa en'n ok sihre lief. Dät woa en'n jo nich so sihre um dat Jelt tu duen, dat woa mihr um di Tit. Dät hät tue ville versümt, ne halwe Stunde hät ümme doabei drupjeehn. Anne Olle Stüerhüser wurre van 1820 an statt di Akzise di Moal- un Schlachte-stüer inkassiet, di bes 1874 bestehn hät. 1861 woa Berlin jrötter jeworn, as di Nortdele⁹ van Schöneberch, Tempelo un Rixdörp hän tue Berlin jeschloan jeworn. Der Tie- un Ssolosche Joadn (Tier- und Zoologischer Garten) hän iesch 1881 tue Berlin jekoam. Nu hätet noa Tempelo hen bes ant Tempelosche Felt ran jerekt, un doa hät Bauroat Möllder (Möller) bone dat Neie Stüerhüseken jebaut. In Schöneberch woa dat Ssollhus doa, wue di Jruenewaltstroate anne Pottdamsche Stroate rankommt. Dät vä Rixdörp hät anne Ecke Hoasenhede un Hermannstroate jestehn, jeneö (gegenüber van'n Rollkroch. Dät van Schalottnborch anne Berliner Stroate (heute Straße des 17. Juni) uppe Sütside dichte anne Brüjje ran noat Brannborsche Doer hen. Uppe ängere Side woa dat Schassehus. Bede Hüser woan jlik jebaut un hüpsch schmuck met Sül'n (Säulen), wiet Hoffbauroat Stüler vöäjetekent¹⁰ hät, un hän jestehn bes di olle jrote Neie Brüjje um 1907 hät henjekoam.

Nu jehnwe wedder noa Stelitz turüjje un willn uns dat olle Dörp in bitken ankiken.

Stelitz hät an'n Pottdamschen Schasse jelen tüschen Schöneberch un Ssääldörp. Wue hüte dat Roathus steht hän ßwe Santwe afjejh, noa Doalem (Dahlem) lings un uppe ängere Side noa Marjendörpe (Mariendorf).

Van Ssääldörp ut anne linke Side woa jlich (wue hüte dät Resterang Schloß-hotel is) der J u e r s h o f f, up den no um 1870 o l l e W r a n g e l jewoant hät. In sin Joadn häter upm Joltfüschdik hingert Hus poa Schwääne derfn holln. Noa di Stroate tue woa'n Stachetntun. Min Ruelsdörpscher Helper hät äbe olle Wrangeln nich ens tu sien jekren¹¹. Inne letzte Joare häter sich ok nich mihr ville in Stelitz upjeholln.

Doahinger hät'n Buerhus van Poasemann (Pasemann) jestehn, dät all massif woa, äbe klen un leje, dät hüte no steht. Noa Poasemann hät doa der Branntmester vanne Frierwehr drin jewoant.

Upm Kürchoff hät di o l l e K ü r c h e jestehn, van'n Ant noan Morjen schräch tue di Stroatinlinje, ut Feltstene ufgebaut. Tuletz woase all oane Torm, doaföä hätsi in Klockenstuel mihr noa di Stroate tue jehatt. Di neie steht hüte hinger den olln Kürchoff.

Hinger den woa anne Stroate die S c h u e l e un bes ant hütije Roathus hen hän dänn no poa W ü t t s c h a f n jekoam. Hingert Roathus woa Bure Lui Bettje sin Jehö. Der hät upm Rauen Berch Mauersant un Kis verköfft. Doadörch häter in riken Mann jeworn. Up diselwe Side hän in jans Stück hinger freiet Felt fä sich ßwe Hüser jestehn: Nr. 13 dät Mäljeschäft van Klughen (Kluge) un 15 dät Jeschäft van Deneffen (de Nève). Nr. 13 woa in klen Hus met ßwe Jiblstauen¹², 15 hadde ßwe Stock.

Uppe ängere Side vanne jeplasterde Stroate hän jroaderöä van olle Wrangel di Bure L i e w e n s un S c h r ö d e r jewoant. Schröder woa der rikste Bure, he woa ok Schulte. Äbe hernachens häter sich verspekeliert. He hadde ville Lant jehatt noan Rauen Berch tue. Un wue di ängere Bure öre Lant hän anne Jesellschäft tum Verparzellien jejäan hät he jejlöwet, dät selwer moaken tu köän. Äbe doabei häter rinjefalln un hät arm jeworn, dät sine Frau hät späder upm Markt jehöäkert. Noa Schrödern hät B e t t j e un D o a l e m a n n sin Hus jekoam; schrächöä vanne Schuele woa der rike B e r l i n i c k e.

Vöän Wech rechts af noa Marijendörpe woa der o l l e K r o c h, den August Steffani (Stephani) van A l b r e c h t inne sipszije Joare afjepacht hadde. Doa woa der Utspann vanne Marchtlüde. Di Handwerkburschen un Strömersch hän nachns ok doa jeschloapm un hän ßwanßich Penninge föä jejäan. Der Markt selwer woa van Doalemann sin Hus bes bei Berlinicken hen. Doatüschen woa di Schlächtereij van R e i c h e r t n.

Vöä August Steffani hadde all inne ßwanßijer Joare sin Vater Karl den Jastoff. Äbe wie dät mine bede Ruelsdörpschen ut Augustn sin Mul jehöet hän, häter sich 1848 tue sihre mette Rewelutsjon afjejäan, dät di Pullezei hät up em jesien. Doadrum hätet met sin Jeschäft turüjjejehehn un drum hätet ok, wuer hät henjetrockt un wedder ent hät anjefangen, an kene Ecke doamet jejehehn. He sääde selwer: Öäall woan all di Papire doa ierer anjetrockt hät. He hät sin Jastoff in Stelitz verköfft un hät noa Berlin jetrockt un sich doa 'n Hus jeköfft. Äbe doabei häbm em di Lüde rinjeläät, däter noa Mekelnborch jetrockt un sich doa 'n Hotell jeköfft hät. Doabei häter ok tue nüschet jekoam, dätert wedder hät müetn uppiäan. Späder hät sin Soan August van Mekelnborch noa Berlin jekoam met en'n Doalder inne Tasche. In Berlin häter met Hollacksen tusamjekoam, der lange Tit bei sin Vater Husknech woa. Der hät em up den langen Stall van sin Vater hinje-

wäasn, wue der Utspann woa. Olle Steffani hadde jesäät, in den Stall hät Fridrich Willem der Dridde sine Pere tue stehn jehatt. Doa is umjespannt jeworn, wanner van Pottdam hät noa Berlin jefüet. Dät Del, wue di Pere van'n Köönink hän jestehn, hät sich Aujust dänn woanboa jemockt; dät ängere hät as Utspannunk jeblään wiet all bei sin Vater woa. Olle Albrecht, der nu sin'n Albrechtshoff hadde un bessere Jesellschaft, wollte sich dünne ok nich mihr metn Utspann afjään. So hät nu Aujust Steffani den Utspann öänoam un in bitken Utshank doanääwen jehatt bes inne neunßijer Joare. Doa häter sich mette Tit ok wedder Jelt jespoat, däter sich künne inne Schloßstroate in Hus köpm metn Hotell drin. He hät sich ok'n Kellner jeholln un hät as finer Mann drin jesetn. Äbe he künne hernachns fä sine Schuld'n nich upkoam un hät wedder Pankrott jemockt, däter doadrup dänn hie un doa jewest is.

Konrektor Jörjes (Görges) in Stelitz hät mei sinetit doatue jeschrääwen: Der olle Steffani, Karl, hät all inne ßwanßijer Joare den Jastoff in Stelitz jehatt noa Sawalln (Sawall) un hätt em all 1838 met en Hus anne Tieatzeneischuele (Tierarzneischule in der neuangelegten Luisenstraße in Berlin) vertuscht, dät den Kanßleiroat Schürm (Schirm) hät gehöet. Schürm woa nu Jaswütt in Stelitz. Äbe Steffani künne sin Hus nich holln odder hätet nich willn beholln un hät noa Neibrannborch un dänn noa Woan (Waren) jetreckt, wuer ok'n Jastoff hadde. In di Tit häter öfter Stelitz besückt. Noa Schürme is inne sechßijer und sipßijer Joare Albrecht Jaswütt, un doa hät der Noame Albrechtshoff upjekoam. Mette Tit hät dänn der olle Stelitsche Kroch van Albrechtshoff afjetrennt jeworn, woa hernachns äbe jeschloatn. Inne sipßijer Joare hät sich dänn Aujust Steffani hie wedder injefungen as armer Mann. Hollacks hät em up den jeschloatn Kroch henjewäasn. Aujust hät em jepacht un bedrääwen bes inne neunßijer Joare; doa wolle dänn dät olle Hus tusambräaken.

Mine bede Ruelsdörpschen mendn äbe doatue, dät kann woll nicht woa sin, dät öä (ihnen) Aujust Steffani wat Falschet hät jesäät. Bei die Jelegenheit hät öä ok no beijefalln, Aujust hät vertellt: As di Boan Berlin—Pottdam jebaut wurre, hät sin'n Vater sin Kroch juet jejeht, un Fridrich Willem hät ümme no hingerha, as die Boan all ferich woa, bei sin Vater die Pere in'n Utspann jehatt un doa umjespannt; he hät nich mette Boan jefüet.

Vant Roathus jroaderöä woa di olle Schmädde van Krausen bes inne neunßijer Joare, doahinger dät Schassehus, in dät Schassejeltinnäamer Jachmann jewoant hät, un dänn Krißjoan Reineken sin Hus. Jans noa di Schöneberchsche Jrenße tue hadde Möllder Rabe rechts sine Wintmölle — man säät ok Wintbuck tue —, die 1888 verköfft und afgeräatn un dänn ängerschwue (anderswo) wedder upjebaut wurre. Der dät jemockt hät, woa Möllnbauer Kähne, der no inne dreißijer Joare in Telte (Teltow) jeläawet un as Sipßijer tum driddnmoal jeheiratet hät.

Ender, der an'n Bellejungsplatz ne Budike hadde, dät woa Hillischer, hät sich in Stelitz drei Hüser jeköfft.

An di Stäade, wue hüde dät Roathus is, hät inne sipßijer, achtßijer Joare Hollacksen öre Budike un Bäckerei jestehn. Di Budike wo sonne Kneipe, hüde würr man tue seien Resteratsejon odder Resterang. Dät Hus hät sich Hollacks selwer massiv upjebaut, 1854 häter 'n halwen Morjen Lant doa

jeköfft. Paul J ö r j e s hāt öä sin Lääwen in hüpschen Satz¹³ jeschrääwen: Jottlip Hollacks (1816 bes 1884) woa in en klen nedderlusitschet Dörp bei Sommerfelt upjewassn, dāt tum Kürchspääl Dolßich (Dolzig) hāt jehöet. He hāt bei sin'n Vater, der Büetner woa, inne Wüttschaft jehulpm, hāt Sicken un Köh jehütt. Schuele woa nich ville, der Küster woa Schnider. Noa di Insejenunk häter hie un doa jeärbet, dänn häter in Berlin in en'n Ssijarrnloadn¹⁴ met olle Steffanin tusamjekoam, un der hāt em as Järtner anjenoam fä sin'n Joadn, der van hinger'n Jastoff bes öä di hüdije Boan wech jerekt hāt. Mette Tit häter ok di Pere müsst woadn.

Dänn hāt Steffani ne Bäckerei anjefangen, un Hollacks hāt di Brot¹⁵ ümme noa Berlin jefüet un tuletz häter di Bäckerei jepacht. Asser en'n dreißich Joare olt woa häter jeheirat. Inne Jrotbernsche Kirche häter metne Tochter van'n Rixdörpchen Möllnmester jeträut jeworn. 1848 hāt man anjefangen, Lant, wat den Stoaht hat jehöet, uptudeln¹⁶, so ok dāt Stelitsche Juht. Hollacks hāt 36 Morjen van jeköfft. Dänn häter 1854 in sin Hus selwer ne Bäckerei injericht un di nähste Joare no ville Lant, ok in ängere Dörper, jeköfft un poa Hüser jebaut un hāt so'n riken Mann jeworn. Fumßich Joare häter in Stelitz jewoant.

An'n Jibl van sin Hus steht anjemoalt D a m p f b a h n - R e s t a u r a n t. Jo doch, di olle Dampfboan, di Dampfstroatnboan! Sswe Linjen hän an dāt Hus vabeikoam. Di ene hāt van 1888 an van'n Nollndörpplatz dörch di Jolz- (Goltz-), Akatzjen- un Hauptstroate in Schöneberch, dörch Friedenau bes an'n Stelitzschen Juetspark ran jefüet¹⁷; di ängere van 1890 an van'n Ssoloschen Joadn dörch di Kaiserallee, wat hüde di Bundesallee is, noa Stelitz. Um 1900 wurn bede elektrisch bedrääwen. Sswe Oatn van Wane häbik kennjeliet: Di ene woa'n langen Wan metn Dampfäätl voane (vorn), di ängere hadde in kottn Käätlwan metn langen Wan hingerdran färre (für die) Lüde. Äbe dāt hāt ok no ängern jejäan.

*

Anne Wannseiboan in Stelitz woa van vöänean in Boanoff. Olle Wrangel hat em äbe loatn wechbringen, wilet em metn Verkehr tue ville Wüttschaft jemockt hat. Äbe olle Albrech hāt dänn späder drup jedrungen, dāt'n Boanoff sülle wedder an diselwe Stääde henkoam, un so woaret dänn ok.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. Jahrbuch f. brandenburg. Landesgeschichte, 10, 1959, S. 31.
- ² fots = sofort, gleich.
- ³ Schasse und Schasche = Chaussee, dät is in Stücke vanne ieschte (ersten) jeplasterte Stroate in unse olln Telschen Kres inne Tit all (schon) von Olle Fritzen (s. a. Telt. Kreiskalender 1927, S. 6 und 7).
- ⁴ Jehö = Gehöft.
- ⁵ Schoapjro = Schafgraben, der heutige Landwehrkanal.
- ⁶ Pöäle = Pfähle.
- ⁷ bone = oben.
- ⁸ Trejunderkaserne = Kaserne des 1. Garde-Dragoner-Regiments.
- ⁹ Nortdelc = Nordteile.
- ¹⁰ vöäjetekent = vorgezeichnet.
- ¹¹ jekren = gekriegt, bekommen.
- ¹² Jiblstauen = Giebelstuben.
- ¹³ Görges, Paul: Von einem, der vor 100 Jahren in den Kreis Teltow kam. In: Heimat und Ferne, Beilage zum Teltower Kreisblatt, N. 8, 24. April 1935
- ¹⁴ Ssijarrnloadn = Zigarrenladen, mit Ton auf der ersten Silbe.
- ¹⁵ Brot, so der Plural. Vgl. Wörterbuch, S. 40.
- ¹⁶ uptudeln = aufzuteilen, parzellieren.
- ¹⁷ hat jefüet = ist gefahren.

Die Berolina — Symbol und Denkmal einer Epoche

Zu den vielfältigen Aufgaben, die der Berliner Stadtverwaltung seit dem Bestehen der Städteordnung zugefallen waren, kam erst spät der Bereich der Kunstpflege. Zwar hatte man z. B. des öfteren namhafte Zuschüsse für die Errichtung von Denkmälern geleistet, es bestanden auch zwei Deputationen für die äußere und innere künstlerische Ausschmückung des neuen Rathauses: eine planmäßige Kunstpolitik gab es jedoch nicht¹.

Es war vor siebzig Jahren, als Magistrat und Stadtverordnetenversammlung, nicht zuletzt auf Anregungen aus der Berliner Künstlerschaft hin, eine „Deputation für Kunstzwecke“ ins Leben riefen. Diese aus fünf Magistratsmitgliedern und zehn Stadtverordneten zusammengesetzte Deputation verfügte über einen jährlichen Fonds von 100 000 Mark und sollte nach dem Willen ihrer Gründer die Hauptaufgabe darin sehen, „die Stadt Berlin mit Werken der monumentalen Kunst, Bildnerei und Malerei auszustatten, um der großen Masse der Bürgerschaft, welche Kunstwerke nicht erwerben kann, auch oft nicht die Zeit und Anregung findet, die öffentlichen Kunstsammlungen zu besuchen, Gelegenheit zu bieten, sich mühe- und kostenlos an Kunstwerken zu erfreuen und zu belehren, um so den Sinn und das Verständnis für Kunst in immer weitere Kreise zu tragen“².

Hier soll nun kein Abriß der Arbeit der Kunstdeputation gegeben, sondern die wechselhafte Geschichte eines der bekanntesten Berliner Wahrzeichen der Vorkriegszeit dargestellt werden, welches fast ein halbes Jahrhundert lang auf dem Alexanderplatz Aufstieg und Niedergang unserer Stadt miterlebte — der Berolina.

Schon in ihrer ersten Sitzung am 13. November 1893 beschloß die Kunstdeputation, die 1889 für den Empfang des Königs von Italien geschaffene Berolina in Kupfer treiben und auf dem Alexanderplatz aufstellen zu lassen³.

Am 21. Mai 1889 erhielt Kaiser Wilhelm II. mit König Umberto von Italien den ersten Besuch eines ausländischen Herrschers seit seinem Regierungsantritt im Juni 1888. Im Auftrage der Stadtverwaltung wurde der Weg des hohen Gastes vom Anhalter Bahnhof durch Königgrätzer Straße — Brandenburger Tor — Unter den Linden zum Schloß von den namhaftesten Berliner Künstlern festlich ausgeschmückt⁴. So stand auf dem Rondell des Potsdamer Platzes als Gruß und Symbol der Reichshauptstadt die Berolina, eine große weiße Rose in der Hand haltend. Die von Emil Hundrieser und dessen Freund Michael Lock⁵ gemeinsam geschaffene Figur beschreibt ein zeitgenössischer Bericht:

„Der in Holz konstruierte, 6 m hohe Sockel, ruhte auf einem Schwellenkranz, der mit Eisenbahnschienen beschwert war. Die Kolossalstatue hatte eine Höhe von über 7 m. Das Ganze war demnach über 13 m hoch, und war in üppiger Weise mit Pflanzengrün umgeben, hatte eine Flaggendekoration als Hintergrund und wirkte mit den purpurfarbenen, von den Ecken des Gesimses ausgehenden Tüchern und mit dem vergoldeten Korb- und Lattenwerk außerordentlich festlich. Im Innern der Figur ging ein Rundholz bis zum Kopfe durch. Um dasselbe

waren in verschiedenen Höhen Bretterlehren befestigt, damit zunächst die Nacktfigur mit Hilfe von Drahtgeflecht und Gips gebildet werden konnte. Das Panzerhemd war in grober Strickarbeit über den Körper gezogen. Die Gewandung war in starkem Sackleinen aufgelegt und mit Gips versteift. Ein dickes, von einem Winkel gestütztes Quadrateisen, das am Rundholz befestigt war, hielt den linken Arm, welcher wie der Kopf und wie Fuß und Hand der rechten Seite vom Bildhauer im Atelier geformt und fertig angesetzt wurde.“

Die Berolina, von den Künstlern in vier Tagen geschaffen⁶ — denn erst am 16. Mai d. J. hatten die Stadtverordneten mit 50 gegen 49 Stimmen die Mittel für den ursprünglich nicht vorgesehenen Festschmuck bewilligt (die Schlußabrechnung ergab 175 563,— Mark) — fand begeisterte Aufnahme.

Schon einmal, zum Einzug der Abordnungen des siegreichen deutschen Heeres in die neue Reichshauptstadt am 16. Juni 1871, war eine von Erdmann Encke in den ruhigen Formen der Rauchschen Schule aus Gips und Füllstoffen modellierte Berolina auf dem Belle-Alliance-Platz aufgestellt. 11 m hoch, auf 9,4 m hohem Postament, überragte sie alle umliegenden Häuser und grüßte die vom Tempelhofer Feld her einziehenden Krieger schon von weitem⁷. Damals fand jedoch



*Die „Berolina“
vom Potsdamer Platz*



Die „Berolina“, 1895 auf dem Alexanderplatz aufgestellt

nicht die Berolina, sondern die von Albert Wolff geschaffene Germania mit dem schönen Sockelrelief von Siemering, die im Lustgarten vor dem Schloß stand, den meisten Anklang. Ein Komitee für die dauernde Aufstellung des Werkes bildete sich, es brachte aber nicht die Mittel zusammen, die dazu benötigt wurden⁸.

Vom 1889er Festschmuck wollte man die Berolina für dauernd aufgestellt sehen; zur Bildung eines Vereins oder Komitees zur Aufbringung der Gelder hierzu kam es allerdings nicht. Erst der Beschluß der Kunstdeputation brachte dem Wunsche endlich die Erfüllung. Emil Hundrieser erhielt den Auftrag, die Berolina mit geringen Änderungen gegenüber der Erstform auszuführen⁹. Michael Lock hatte seinen Anteil an der Idee schon 1889, zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier des Vereins für die Geschichte Berlins, zu einer Statue „Berolina, die Leuchte der Wissenschaft hochhaltend“, die sich in der Formgebung eng an die gemeinsame Schöpfung anlehnte, verarbeitet¹⁰.

Zwei Jahre vergingen noch, bis am 17. Dezember 1895 um 10 Uhr vormittags die feierliche Enthüllung auf dem Alexanderplatz stattfinden konnte.

Die in der Fabrik von Friedrich R. Peters nach einem 2,5 m großem Gipsmodell freihändig in 2,5 mm starkem Kupferblech getriebene und über einem Eisengerüst zusammengenietete Figur war 7,5 m hoch und wog ca. 100 Zentner. Das Treiben und Aufstellen der Figur hatte allein neun Monate gedauert. Sie stand auf einem von Otto Stahn entworfenen 6,2 m hohem Sockel aus rotem Granit. Lesen wir, wie die „Vossische Zeitung“ in ihrem Bericht über die Enthüllung die Figur beschreibt¹¹:

„Diese Berolina ist ein junges Weib von machtvoller, aber leicht und graziös bewegter Gestalt. Sie ruht im rechten Bein. Das linke, welches aus dem seitlichen Schlitz des Gewandes heraustritt, ist leicht und natürlich nachgezogen. Sie streckt

bewillkommend die linke Hand und den nackten linken Arm mit einladender Gebärde aus. Das mit einer Mauerkrone und einem Lorbeerkranz (Eichenlaubkranz, d. V.) geschmückte Haupt wendet das schöne, freundlich blickende Antlitz ein wenig nach dieser Seite hin. Die rechte Hand stützt sie auf die Oberkante des mit dem Reliefbilde des Bären geschmückten, hohen barocken Schildes, dessen untere Spitze gegen den Boden gestemmt ist. Den Oberkörper umschmiegt bis zu den Hüften, knapp anliegend, ein Schuppenpanzerhemd. Der schwerfaltige Brokatmantel ist auf den Schultern befestigt. Während er von der linken einfach und großartig drapiert zur Plinthe herabwallt, staucht er sich über dem Schildrande und dem rechten Arm, wo er eine reiche Faltenmasse bildet. Dort an der rechten Seite durch den Gürtel gezogen und aufgenommen, umhüllt er, unter diesem wieder hervortretend, das Standbild. Von allen Seiten betrachtet wirkt das Werk gleich glücklich. Monumental und gefällig zugleich setzt sich die Gestalt als klar verständliche, große, einfach und anmuthig gezeichnete Silhouette von der Luft und den Gebäuden dahinter ab.“ Die Berolina verlor ihre hier gerühmte platzbeherrschende Wirkung, als das den Hintergrund bildende Haus der Zuschneide-Akademie abgerissen wurde. Dieses Haus, 1752 als Seidenmanufaktur erbaut, später als Wohnung Carmers und Suarez' Werkstätte des „Allgemeinen Landrechts“, mußte 1905 dem pompösen Neubau des Tietz-Warenhauses weichen.

Von den vielen Denkmälern und Standbildern, die Emil Hundrieser schuf, war die Berolina sicher sein bekanntestes Werk. In jeder Beschreibung des damaligen Berlin ist sie erwähnt. Bedichtet, besungen, als Firmen- und Warenzeichen verwendet und tausendfältig abgebildet, rückte sie schnell in die Reihe der Berliner Wahrzeichen ein¹².

Bald hatte sich der Volkswitz der „Bärenlina“ bemächtigt¹³. Auf die Frage, was sie eigentlich vorstelle, hieß es, „das rechte Bein“. Als moderne Frau hatte sie auch einen Beruf: jahrelang war sie „Vorsteherin“ der „Größten Berliner Zuschneide-Akademie“, von denen es in Berlin allerdings mehrere gab. Besonders die große Geste ihres linken Armes gab Anlaß zu verschiedenen Deutungen: „Bitte, treten Sie näher“, als Hinweis auf das gegenüberliegende Polizeipräsidium, oder auf die neben ihr befindliche Bedürfnisanstaltweisend: „Dies ist der Leuchtturm für Schiffbrüchige“. Am längsten hing ihr, des starken Verkehrs wegen, der Ausspruch an: „Sie macht das beste Geschäft, ihr geht alles unter der Hand weg.“ Auch Heinrich Zille hat sie in einer wenig bekannten humoristisch-sozialkritischen Zeichnung verewigt: „Berolina weist den Weg zum Obdachlosen-Asyl.“¹⁴ Der Masse der Bewunderer standen die kritischen Stimmen gegenüber, welche die Berolina als stillos und unkünstlerisch ablehnten. Ihr künstlerischer Wert war umstritten, doch die Berliner sahen in ihr mehr, sie war die Verkörperung ihrer Stadt und ihrer Bewohner, mächtig, vital, prunkvoll, ja protzig wie der ganze Lebensstil jener Zeit. Der offizielle Kunstgeschmack, mit Hof und Staat an der Spitze, bevorzugte in der Plastik die barockisierende Begas'sche Schule, die ihren Höhepunkt in der von 1898 bis 1901 geschaffenen Siegesallee erreichte. In demselben Jahr, in dem Kaiser Wilhelm II. „seine“ Berliner mit der Stiftung der Siegesallee überraschte¹⁵, wurde ja auch die Berolina enthüllt. Aber langsam machte sich auf allen Gebieten der Kunst eine Gegenströmung bemerkbar. Auf dem Gebiete der Plastik begann sich — durch Adolf v. Hildebrandts Schaffen angeregt — der idealisierende Realismus von Tuailon, Gaul, Lederer, Metzner,

Klimsch usw., durch Privataufträge gefördert, durchzusetzen. Auch die Stadtverwaltung wandte ihr Interesse der neuen Richtung zu. Der 1896 an Stelle Hermann Blankensteins ins Rathaus einziehende neue Stadtbaurat Ludwig Hoffmann war kein Freund der Berolina, für bildhauerische Arbeiten beschäftigte er Künstler der moderneren Richtung. Die endgültige Wandlung des offiziellen Kunstgeschmackes brachte aber erst der Zusammenbruch der Monarchie.

Jetzt war aus der Berolina das Denkmal einer vergangenen Epoche geworden, lädiert durch die Kugeleinschläge der Kämpfe um das Polizeipräsidium im Januar 1919. Nun stand auch die Stadtverwaltung dem wiederholt auftauchenden Wunsch nach Entfernung des Standbildes nicht mehr ablehnend gegenüber. Die Gelegenheit kam mit den im März 1927 beginnenden Bauarbeiten für den neuen U-Bahnhof Alexanderplatz. In der Pfingstwoche wurden Figur und Sockel abgebrochen und provisorisch auf dem städtischen Lagerplatz am Treptower Park untergebracht. Aus diesem vorläufigen Exil schien ein endgültiges zu werden, als der Magistrat am 5. September 1928 einen neuen Bebauungsplan für den Alexanderplatz beschloß, in welchem für die Berolina kein Platz mehr vorgesehen war. An ihrer Stelle sollte ein U-Bahneingang entstehen. Über das Schicksal der Berolina schien entschieden, als der Magistrat im April 1929 beschloß, daß sie aus künstlerischen Gründen nicht mehr aufgestellt, sondern zum Einschmelzen verkauft werden solle¹⁶. Gegen diesen Plan nahm ein Teil der Berliner Presse, voran „Lokal-Anzeiger“ und „DAZ“, sehr heftig Stellung, mit dem Erfolg, daß der Magistrat am 22. Mai 1929 einen Ausschuß einsetzte, der die Möglichkeit einer Aufstellung der Berolina an anderer Stelle, z. B. im Plänterwald oder im eben zugeschütteten Engelbecken, prüfen sollte¹⁷. Wegen der zu hohen Kosten wurden diese Pläne vertagt. Während des Wahlkampfes für die Stadtverordnetenwahl stellte Justizrat Lüdicke für die Deutschnationalen Volkspartei den Antrag auf Wiederherstellung der Berolina, welcher jedoch in der Sitzung vom 10. Oktober 1929 mit Mehrheit abgelehnt wurde¹⁸. Der sich zuspitzende Sklarek-Skandal und die beginnende Wirtschaftskrise ließen dann die Berolina-Frage in den Hintergrund treten. Ebenso verschwand der Plan des Magistrats, eine neue Berolina für den Flughafen Tempelhof schaffen zu lassen. Größere Sorgen traten in den Vordergrund.

Trotzdem verstummte der Ruf nach der Berolina nicht. Am 20. November 1932 — der neue Alexanderplatz war fertiggestellt — brachte der „Berliner Lokal-Anzeiger“ ein Interview mit dem Oberbürgermeister Dr. Sahm, worin dieser erklärte, daß die Aufstellung der Berolina, ganz gleich an welchem Platze, zirka 50 000,— Mark koste, eine Summe, die bei der katastrophalen Wirtschaftslage nicht aufzubringen wäre¹⁹.

Doch keine sechs Monate später, am 28. April 1933, beschloß der neue nationalsozialistische Magistrat aus propagandistischen Gründen auf Antrag des Stadtrates Engel die Wiederaufstellung der Berolina. Die Kosten trug allerdings nicht die Stadt Berlin, sondern die Berolina-Grundstücks-Gesellschaft, die Eigentümerin der Grundstücke am Alexanderplatz. Die Gesellschaft gehörte der BVG und diese der Stadt; wer trug nun die Kosten der Wiederaufstellung?

Am 9. Oktober 1933 begannen am Alexanderplatz die Arbeiten für den neuen Sockel²⁰, nachdem schon im Juni mit der Instandsetzung der Figur begonnen worden war. Das innere Eisengerüst mußte zum Teil erneuert und die Kugel-

einschläge von 1919 geflickt werden. Dabei fand man in der Figur zwei Kapseln; eine enthielt verschiedene Dokumente, u. a. Abschriften der Verträge, die Hofklempnermeister Peters mit Emil Hundrieser und der Stadt über die Herstellung der Berolina abgeschlossen hatte, die andere enthielt den Lebenslauf eines 1895 bei Peters beschäftigt gewesenem Lehrlings. Alle Dokumente, zusammen mit einem Plan des neuen Alexanderplatzes und einer Geschichte des Standbildes wurden wieder in der Figur versenkt. Da am alten Standort der Berolina jetzt ein U-Bahneingang war, erhielt sie ihren Platz schräg gegenüber im Winkel des Alexander-Hochhauses, wo bis 1932 das alte Vorderhaus des ehemaligen Königsstädtischen Theaters gestanden hatte. Durch die Standortveränderung wurde die grüßende Geste der Berolina in eine wegweisende, in die enge Königstraße hinein, umgewandelt. Am Sonntag, dem 10. Dezember 1933, um 12 Uhr mittags, wurde die Berolina mit großem Pomp ein zweites Mal der Öffentlichkeit übergeben. 2 000 BVGer mit ihrer Kapelle, Abordnungen der Arbeiter der städtischen Betriebe und eine große Menschenmenge lauschten den Ansprachen der Staatskommissare Engel und Lippert. Als Ehrengast war auch Frau Anna Fellgiebel, geb. Sasse, anwesend²¹. Als Sechszwanzigjährige hatte sie Modell gestanden für Kopf, Arme und Füße der Berolina. In einem Gespräch nach dem Festakt äußerte sie ihre Befriedigung über die Wiederaufstellung ihrer großen „Schwester“ und empfahl sie dann der Obhut ausgerechnet derjenigen, die sie elf Jahre später, 1944, während des „totalen Krieges“ wie viele andere Denkmäler und Standbilder als „künstlerisch unbedeutend“ abbauen und einschmelzen ließen²². Allein der Sockel überstand den Krieg. Er ist 1958 beseitigt worden. So ist von diesem den Berlinern im wahrsten Sinne des Wortes „teuer“ gewordenen Wahrzeichen — die Herstellung und zweimalige Aufstellung kosteten etwa 150 000 Mark — nichts mehr vorhanden als die Erinnerung, — lebendig erhalten im Wort „Berolina“, — dem Emil Hundriesers Werk einst Leben gab.

Anmerkungen:

- ¹ Einzelheiten über die Tätigkeit dieser Deputationen in den Berichten über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin aus den Jahren 1861 bis 1910.
- ² Beschluß der Stadtverordnetenversammlung vom 8. Juni 1893. Die Mitglieder der Deputation waren im Jahr 1893 der Oberbürgermeister Zelle, Bürgermeister Kirschner, die Stadträte Blankenstein, Hobrecht und Weise, sowie die Stadtverordneten Dr. Langerhans, Singer, Diersch, Wohlgemut, Mentel, Dr. Schwalbe, Kleefeld, Loewel, Kyllmann und Selle. In die Deputation gewählt wurden sie am 16. Juni 1893 (Gemeindeblatt der Haupt- und Residenzstadt Berlin, 1893, S. 256 und 272).
- ³ Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895, 3. Teil, S. 238 ff.
- ⁴ Weidner, Heinz: Berlin im Festschmuck. Bd. 25 der Kunstwissenschaftlichen Studien, Berlin 1940, S. 112 ff.
- ⁵ Hundrieser, Emil, geb. 13. 3. 1846 in Königsberg i. Pr., gest. 30. 1. 1911 in Berlin, war Siemeringschüler, schloß sich aber in seinen eigenen Arbeiten der durch den Barockstil beeinflussten naturalistischen Begas'schen Richtung an. Von seinen vielen Berliner Werken ist nur die um 1880 für die Herrscherhalle des Zeughauses geschaffene Bronzestatue Friedrich Wilhelms III. erhalten. Sie befindet sich jetzt auf der Hohenzollernburg in Hechingen.
Lock, Michael, geb. 27. 4. 1848 in Köln a. Rh., gest. 21. 2. 1898 in Berlin, ist heute vergessen. Zur ersten Garnitur der Berliner Bildhauer gehörte er nicht, war aber doch zu seiner Zeit nicht unbekannt. Er war hauptsächlich auf dem Gebiet der dekorativen Plastik tätig. Mit eigenen Werken hatte er wenig Erfolg, erwarb sich aber einen guten Ruf durch die von ihm geschaffenen Steinausführungen von Modellen anderer Künstler. So ist z. B. von seiner Hand die Marmorausführung der Sitzstatue der Königin Luise von Emil Hundrieser. 1895 wurde sie von der Nationalgalerie angekauft und steht seit 1910 als Leihgabe im Kurpark von Bad Pyrmont. In seinen letzten Lebensjahren war Lock mit seinen Werken erfolgreicher: seine Sitzgruppe Kaiser Wilhelms I. von 1897, „Ich habe keine Zeit, müde zu sein“, kam ins Hohenzollernmuseum. In der Denkmalskirche des Domes am Lustgarten steht noch jetzt, leicht beschädigt, die 1888 geschaffene Kolossalgruppe „Kreuzabnahme“. Wahrscheinlich das einzige Werk Locks, das die Zeiten überdauerte.
- ⁶ Die Anregung zur Berolina erhielten die Künstler von Johannes Mühlenbruchs Entwurf zum Wandgemälde im Treppenhaus des Rathauses in der Königstraße: Berolinas Friedensaltar und Ruhmeshalle.
- ⁷ Weidner, S. 93.
- ⁸ Daun, Berthold: Siemering, Bielefeld 1906, S. 28 f.
- ⁹ Ein Vergleich der beiden Abbildungen zeigt, daß die Änderungen doch ziemlich weitgehend waren; sie erstreckten sich auf die Amtskette, den Faltenwurf des Mantels und die Fußbekleidung.
- ¹⁰ Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, Heft 28, Berlin 1890, S. 2.
- ¹¹ Voss. Ztg. Nr. 590, Abend-Ausgabe vom Dienstag, den 17. Dezember 1895.
- ¹² Den Kopf des Originalmodelles schenkte Hundrieser der Stadt; er wurde im Rathaus aufgestellt.
Eine 2,5 m große Gipsnachbildung der Statue stand während der Gewerbe-Ausstellung im Treptower Park im Pavillon der Stadt Berlin. Eine andere Nachbildung der Berolina führte auf dem ersten Wagen den Festzug zur 700-Jahrfeier der Stadt Berlin im August 1937 an. Der Stadtrat Dr. James Hobrecht erhielt zu seinem 70. Geburtstag eine 70 cm hohe Nachbildung der Berolina in Silber geschenkt. Eine ebenso große Nachbildung in Bronze erhielt der Reichstagsabgeordnete Dr. Paul Langerhans zum 75. Geburtstag; beide Statuen schuf der Bildhauer Monno unter Hundriesers Leitung. Im Märkischen Museum befindet sich noch eine ca. 40 cm große, leicht beschädigte Berolina in Bronze, vielleicht gibt es noch ähnliche Stücke in Privatbesitz.
- ¹³ Laverrenz, Viktor: Die Denkmäler Berlins im Volksmunde, Berlin 1897, 2. Aufl. 1904, S. 44 f., sowie ders. Neue Denkmalswitze, Berlin 1898, S. 80 ff. und: Die Denkmäler Berlins und der Volkswitze, 1. Aufl., Berlin 1892, S. 65 ff.
- ¹⁴ Stengel, Walter: Märkisches Museum, Bericht über die Erwerbungen des Jahres 1928, Berlin 1929, S. 42 Abb.

- ¹⁵ Am 27. Januar 1895, in einer Ansprache anlässlich seines Geburtstages verkündete Kaiser Wilhelm II., daß er als Zeichen seiner Anerkennung, daß Berlin „mit Hingebung und Erfolg bemüht gewesen sei, die kommunalen Einrichtungen der Stadt ihrer Stellung im Reiche entsprechend würdig auszugestalten“, eine steinerne Galerie seiner Ahnen und Vorgänger im Herrscherhause der Mark Brandenburg stiften wolle. Die ersten Gruppen wurden 1898 enthüllt.
- ¹⁶ Berliner illustrierte Nachtausgabe vom 12. 4. 1929.
- ¹⁷ Amtsblatt der Stadt Berlin, 70. Jg., S. 390.
- ¹⁸ Der schon zur Sitzung am 10. Mai vorliegende Antrag Nr. 455 lautete: Bisher un- widersprochenen Nachrichten zufolge soll das Standbild der Berolina nicht wieder auf dem Alexanderplatz aufgestellt, sondern zur Einschmelzung verkauft werden. Wir beantragen, das den Einwohnern der alten Stadt Berlin vertraute und zu einem Wahr- zeichen der Stadt gewordene Standbild zu erhalten und, wenn es auf dem Alexander- platz nicht mehr möglich sein sollte, es inmitten der in der Ausführung begriffenen Schmuckanlagen auf dem ehemaligen jetzt zugeschütteten Engelbecken des Luisen- städtischen Kanals aufzustellen. Berlin, den 30. April 1929.
- Lüdicke, v. Jeklin, Matthies, Rötger, Pfundtner, Granaß und die übrigen Mitglieder der Deutschnationalen Stadtverordnetenfraktion. (Vorlagen der Stadtverordneten- versammlung Berlin 1929, S. 449.)
- Der bis Oktober vertagte Antrag wurde ohne Debatte mit Mehrheit abgelehnt (Ste- nogr. Berichte über die öffentl. Sitzungen der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Berlin, Jg. 1929, S. 867).
- ¹⁹ Berliner Lokal-Anzeiger Nr. 551 vom 20. 11. 1932.
- ²⁰ Der neue Sockel war 6 m hoch, hatte einen Durchmesser von 3 m und bestand aus mit Basaltlavaplaten verkleidetem Eisenbeton. Er stand auf einer Stufenplatte von 8 m Durchmesser.
- ²¹ Berliner Montagspost vom 11. 12. 1933. — Frau Anna Fellgiebel, geb. 4. 2. 1863 in Berlin, war Berufsmodell. Sie starb am 23. 12. 1938; ihre Urne ist auf dem Wil- mersdorfer Waldfriedhof in Stahnsdorf beigesetzt.
- ²² Der zweite große Bildersturm der Hitlerära wurde eingeleitet durch einen Schnellbrief des Reichsinnenministeriums vom 3. Mai 1942 über die Ablieferung der Denkmäler und Standbilder aus Bronze und Kupfer zur Verstärkung der Metallreserve.
- In Berlin wurde die Aktion nach den vom kommis. Oberbürgermeister Steeg er- lassenen Richtlinien vom 24. Juni 1942 durchgeführt. Danach sollten alle in Frage kommenden Objekte bis zum 31. Juli 1942 abgebrochen sein. Es handelte sich um ins- gesamt 191 Denkmäler und Plastiken, dazu kamen noch die Gedenktafeln mit einem Gewicht über 5 kg. Vor jedem Abbruch sollte der Provinzialkonservator der Reichs- hauptstadt, Oberbaurat Peschke, gehört werden. Hauptsächlich bedingt durch den Arbeitskräftemangel, zog sich die Aktion bis 1944 hin, so daß durch den am 31. Oktober erfolgten Stopp einige Denkmäler vom Abbruch verschont blieben. Die Berolina war zu diesem Termin schon verschwunden (Landesarchiv Berlin, Rep. 212 Acc. 1176).

Das Berliner Pferdeomnibuswesen

Über die Anfänge des Berliner Omnibuswesens sind wir nur mangelhaft unterrichtet; außer der allerdings recht umfassenden Darstellung Dietericis¹, den Angaben der Berliner statistischen Jahrbücher² sowie verschiedenen Fahrplänen stehen uns kaum weitere Quellen zur Verfügung. Das Geburtsjahr des Berliner Omnibusses ist 1846, nicht, wie gelegentlich angegeben wurde, 1839³. Den Unternehmern Heckscher und Dr. Freyberg wird die Konzession für fünf Linien erteilt. Zwei Linien (Alexanderplatz—Schloßfreiheit—Unter den Linden—Tiergartenstraße—Bendlerstraße und Jannowitzbrücke—Mühlendamm—Spittelmarkt—Leipziger Straße—Potsdamer Straße—Karlsbad) laufen in Ost-West-Richtung quer durch die Stadt, eine Linie (Schönhauser Tor—Hackescher Markt—Lustgarten—Gendarmenmarkt—Wilhelmplatz—Anhalter Bahnhof) durchfährt die Stadt von Nordosten nach Südwesten, eine Nord-Süd-Linie (Hamburger Bahnhof—Invalidenstraße—Chausseestraße—Friedrichstraße—Hallesches Tor) ist die Ahnherrin vieler derartiger Linien, die die Chaussee- und Friedrichstraße dann in den folgenden 70 Jahren in ihrer ganzen Länge durchmessen. Die fünfte Linie führt vom Schloß nach Charlottenburg. Auf den etwa 3,6 bis 4,7 km langen Stadtlinien und der rd. 7 km langen Charlottenburger Linie läßt sich bestenfalls eine Wagenfolge von 30 Minuten erreichen, dann hätten aber alle vorhandenen 20 Wagen eingesetzt werden müssen.

Was waren das nun für Verkehrsbedürfnisse, die das neue Verkehrsmittel befriedigen sollte? — Die im Westen, am Karlsbad und an der Bendlerstraße an der äußeren, noch wenig bebauten Randzone der Stadt endenden Linien konnten nur dem Ausflugsverkehr dienen, der nach dem Tiergarten und den an seinem Rande zwischen Tiergartenstraße und Landwehrkanal gelegenen Gartenlokalen und -wirtschaften strebte. Vor dem Schönhauser Tor lagen verschiedene Tabagien sowie Pankow mit seinen vielen Gartenwirtschaften „für alle Klassen Gäste“ und seinen in Grün eingebetteten Sommerwohnungen und Landhäusern. Diese Ziele konnten von der Endhaltestelle des Omnibusses am Schönhauser Tor bequem zu Fuß oder mit den hier haltenden, nach Pankow fahrenden Torwagen erreicht werden. Die Nachbarstadt Charlottenburg war im Jahre 1846 eine Ackerbürger- und Handwerkerstadt mit etwa 8200 Einwohnern, vor allem aber Ausflugsziel und Sommerfrische der Berliner. Viele Sonntagswanderer aus der Hauptstadt kehrten in den bekannten Charlottenburger Kaffeegärten ein, andere verbrachten ihre Ferien in den hiesigen Sommerwohnungen, die zahlreich vorhanden waren, desgleichen zog das Charlottenburger Schloß mit seinem Park so manchen Besucher an. Auf dieser Linie trat der Omnibus — sehr zum Verdruß der betroffenen Fuhrherren — als Konkurrenz der Torwagen und Kremser auf, die schon jahrzehntelang zwischen dem Brandenburger Tor und Charlottenburg den Ausflugsverkehr vermittelt hatten.

Der innerstädtische Omnibusverkehr sucht die bedeutendsten Straßen der Stadt auf; die Friedrichstraße, die Leipziger Straße, die Königstraße, die „Linden“ werden durchfahren, fast alle wichtigen Stätten wirtschaftlichen und kulturellen Lebens berührt. Doch darf man aus dieser Tatsache keine allzuweitgehenden Schlüsse ziehen. Ein Berufsverkehr konnte noch gar nicht entstehen, weil die Wege zwi-

schen Wohnung und Arbeitsstätte, auch wenn sie weiter waren, in jedem Falle zu Fuß zurückgelegt wurden. An dieser Gepflogenheit änderte auch der Omnibus nichts. Ein Geschäftsverkehr bestand ebenfalls noch nicht. Die wenigen Handelshäuser, Banken, Versicherungen und Dienstleistungsbetriebe waren bescheidene Unternehmen, die in einigen Räumen ansässig waren und mit einer geringen Anzahl von Bürokräften und Gehilfen auskamen. Konzernleitungen, Wirtschaftsverbände, Krankenkassen nach unseren heutigen Begriffen gab es überhaupt noch nicht, und die allerdings zahlreichen staatlichen und militärischen Behörden hatten — von Polizei- und Gerichtsdienststellen abgesehen — keinen großen Kontakt mit dem Publikum, vor allem fehlten die in ständiger unmittelbarer Berührung mit der Öffentlichkeit stehenden Ämter, die der sozialen Fürsorge, der Altersversorgung usw. dienen. So waren die Voraussetzungen für einen Geschäftsverkehr innerhalb der Stadt überhaupt noch nicht gegeben. Selbst ein Bahnhofsverkehr bestand kaum. Die damals noch meist recht unhandliches Gepäck mitführenden Reisenden benutzten zu ihren Fahrten nach und von den Berliner Bahnhöfen viel mehr die Droschke¹ als den selten fahrenden und zur Mitnahme größerer Gepäckstücke ungeeigneten Omnibus. Hinzu kommt, daß 1846 auf den Berliner Bahnhöfen am Tage jeweils nur drei Züge abgingen bzw. ankamen, lediglich auf der Strecke Berlin—Potsdam verkehrten täglich in jeder Richtung sieben Züge.

So kann es sich nur um einen ausgesprochenen Gelegenheitsverkehr gehandelt haben, den die Omnibusse innerhalb der Stadt bedienten, z. B. um Fahrten zu Besuchen, Besorgungen und dergleichen, um Fahrten also, die aus ganz persönlichen und zufälligen Gründen angetreten wurden.

Auch über den Umfang dieses frühen Omnibusverkehrs darf man sich keine übertriebenen Vorstellungen machen. Für den Verkehr zwischen Berlin und Charlottenburg z. B. steht am Tage — eine zwölfstündige Betriebszeit mit halbstündiger Wagenfolge angenommen — ein Platzangebot für ca. 450 Fahrgäste je Fahrtrichtung zur Verfügung. Hinzu kommt noch eins: der Landwirt aus Pankow, der Ackerbürger aus Charlottenburg verfügt meist über eigenes Fuhrwerk, ist daher auf den Omnibus bei seinen gelegentlichen Fahrten nach Berlin kaum angewiesen. Der von den Omnibussen vermittelte Verkehr zielt also einseitig aus der Stadt hinaus in ihre Randgebiete und das Umland, im Sommer ist er naturgemäß stärker als in den kalten Jahreszeiten, die einen Besuch der halbländlichen Ausflugs- und Gartenlokale stark einschränken und einen Ferienaufenthalt ganz verbieten.

Und noch ein wichtiger Faktor bestimmt die Verkehrsstruktur jener Tage: der hohe Fahrpreis. Für eine Landpartie oder einen Ausflug nach einem der zahlreichen Sommerlokale konnte auch der weniger begüterte Fahrgast die 2½ oder 3 Silbergroschen Fahrgeld für die Person gelegentlich aufwenden. Innerhalb der Stadtmauer aber lagen die Verhältnisse ganz anders: „Es mußten außergewöhnlich günstige Umstände zusammentreffen, wenn jemand in die Lage kommen sollte, sich des Omnibus zu bedienen. Vor allen Dingen mußte man ihn treffen, dann mußte man nach der Richtung hin wollen, in welcher er fuhr. Und endlich mußte man den Weg allein machen wollen, denn wer zu zweien oder zu dreien wanderte, kam wohlfeiler davon, wenn er eine Droschke nahm“². Tatsächlich zeigen die Droschkentarife jener Zeit, daß bei sogenannten Tourfahrten über längere Strecken die Fahrpreise für zwei bis vier Personen etwa die gleichen

waren wie beim Omnibus. Zwar gelangte die Droschke auf dem holperigen Pflaster auch nicht viel schneller zum Ziel als der schwerfällige Omnibus, aber man fuhr mit ihr doch etwas bequemer und konnte das Fahrtziel direkt erreichen.

Noch deutlicher zeigen die Fahrpläne der fünfziger Jahre, daß der Omnibus in erster Linie dem Ausflugs- und Erholungs- bzw. Vergnügungsverkehr dient. Im Jahre 1855 werden 13 Linien angezeigt⁶, drei davon werden als „Sommerfahrten“ bezeichnet; sie fahren halbstündlich vom Lustgarten ab nach der Maaß'schen Badeanstalt vor dem Schlesischen Tor bzw. weiter nach Treptow sowie nach Stralau. Andere Linien führen vom Alexanderplatz nach Lichtenberg (vormittags alle zwei Stunden, nachmittags stündlich), vom Molkenmarkt nach Schöneberg (von 6.25 bis 20.25 Uhr halbstündlich, zurück von 7.30 bis 21.30 Uhr), vom Askani-schen Platz nach Pankow (8.00 bis 21.00 Uhr halbstündlich, in den Sommermonaten Juni, Juli, August bis 22.00 Uhr), vom Halleschen Tor nach Tempelhof (nachmittags stündlich), dazu kommt die schon 1846 eingerichtete Linie nach Charlottenburg. Das alles sind ausgesprochene Ausflugslinien, die Erholung oder Abwechslung suchende Berliner zu den dörflichen Gasthäusern, Sommerwohnungen, Gartenwirtschaften und Tanzsälen bringen. Neben Charlottenburg und Pankow wird besonders gern Schöneberg aufgesucht, es ist ein „Mecca der Berliner“. Bereits die früheste, sonst ziemlich nichtssagende Besprechung des Berliner Omnibuswesens aus dem Jahre 1847⁷ erwähnt diese Linie: „... Aus sicherer Höhe konnten wir vor der Abfahrt eine Prügelei beobachten, welche unter dem Haufen der nach Schöneberg Reiselustigen entbrannte. Omnibus, Allen, heißt er, schrie ein verwagener Quartaner. Hier legte ihm eine Maulschelle von unbekannter milder Hand unverbrüchliches Stillschweigen auf. 22 Personen nimmt er aber nur mit, deshalb blieb der Quartaner leider zurück. ...“

Andere Linien stoßen nur bis an den noch halbländlichen Stadtrand vor, so die Linie Molkenmarkt—Gesundbrunnen, die von 7.55 bis 19.55 Uhr stündlich fährt. Zu dieser Zeit bestand der Gesundbrunnen mit Quelle und Park noch: „Die Anziehungskraft des Schwendy'schen Bieres ist hier indes viel bedeutender als die der Quelle“, sagt Wachenhausen⁸. Eine ganz typische jener ausschließlich dem Vergnügungsverkehr gewidmeten Linien ist die vom Dönhoffplatz zu den viel besuchten Schankgärten an der Hasenheide. Von 7 bis 14 Uhr verkehrt sie stündlich, dann bis 20.30 Uhr halbstündlich; für derartige Ausflugslinien ist es bezeichnend, daß nachmittags, wenn verschiedene Kreise der Bevölkerung (z. B. die Hausfrauen) eher zu Kaffeefahrten und dergleichen abkömmlich sind, die Abstände in der Wagenfolge verkürzt werden. Auch Moabit, das vom Lustgarten aus mit dem Omnibus von 7.30 bis 21.30 Uhr alle halbe Stunden erreicht werden kann, wird vorzugsweise zum Besuch von Lokalen benutzt; trotz der Borsig'schen Fabriken hat Moabit noch halbländlichen Charakter. Wenig verändert besteht noch die alte Tiergartenlinie vom Alexanderplatz bis zum Hofjäger, und selbst die einzige Linie, die man als ausgesprochene Stadtlinie ansprechen könnte, die von der Panke an der Chausseestraße bis zum Kreuzberg halbstündlich von 8.00 bis 22.00 Uhr verkehrt, beginnt und endet bei vielbesuchten Lokalen.

Mit der allmählichen Ausdehnung der Stadt nehmen die Entfernungen zu; auch vom Stadtrand zur Stadt hin bilden sich jetzt, wo die Kolonien am Gesundbrunnen und in Moabit mehr und mehr an Einwohnerzahl zunehmen, stärkere

Verkehrsbeziehungen: „Der Omnibus fährt dicht vorbei“, wird 1854 in einer Anzeige gesagt, die eine Mietwohnung mit Obstgarten in Alt-Moabit anpreist. Die in den Außenbezirken der Stadt entstehenden neuen Kasernen, Krankenhäuser, Fabriken, die Friedhöfe vor den Toren, die wachsende Zahl der Ladengeschäfte im Kernstadtbereich und in der Friedrichstadt, sie alle können einen, wenn auch im einzelnen noch so geringen Verkehr angezogen oder ausgelöst haben. Aber grundsätzlich gilt auch in den fünfziger Jahren noch: der Omnibus ist trotz seines Namens keinesfalls für alle da; die Gesellen, Arbeiter, die berufstätigen Frauen und Mädchen, die im Monat etwa 30 bis 50 Mark verdienen, können sich bei den hohen Fahrpreisen — die „Station“, d. h. eine Teilstrecke (z. B. vom Lustgarten bis zum Neuen Tor oder vom Askanischen Platz bis zum Lustgarten) kostet $1\frac{1}{2}$, die ganze Fahrt $2\frac{1}{2}$ bis 3 Silbergroschen — eine regelmäßige oder häufigere Benutzung des Verkehrsmittels gar nicht leisten, sie hätten 7 bis 10 Mark im Monat an Fahrgeld aufwenden müssen. Hauptsächlich scheint der Omnibus von Kleinbürgern, Handwerkern und ähnlichen Gruppen für gelegentliche Fahrten benutzt worden zu sein, darauf läßt zum Beispiel der Inhalt des in der Serie „Berliner Stadtklatsch“ erschienenen Heftchens „Eine Omnibusfahrt nach der Hasenheide“ schließen⁹. Der Maler Hanns Fechner¹⁰ berichtet einmal von Marktfrauen mit Körben, die mit dem Schöneberger Omnibus in die Stadt fahren. Ob auch höher gestellte Kreise den Omnibus benutzten oder ihn aus Standesrücksichten mieden, muß bei der Dürftigkeit der Quellen dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall besteht trotz des nun schon engeren Liniennetzes kein Berufsverkehr; fast alle Omnibuslinien nehmen ihren Betrieb erst in den späteren Morgenstunden auf, wenn die meisten gewerblichen Unternehmungen bereits mit der Arbeit begonnen haben.

Einer stärkeren Benutzung der Omnibusse hat auch das Fehlen des Umsteigefahrscheins (der „Correspondenz-Einrichtungen“ nach Pariser Vorbild) entgegen gewirkt. Lediglich Anschlußmöglichkeiten gab es, wie aus einem Fahrplan v. J. 1857¹¹ hervorgeht. Dort heißt es z. B. über die Linie vom Alexanderplatz zum Hofjäger: „Dieser Wagen korrespondiert auf dem Alexanderplatz mit dem nach Lichtenberg fahrenden Omnibus. Außerdem Unter den Linden Ecke Friedrichstraße jedesmal 6 Minuten nach voll und halb mit den nach Moabit, dem Kreuzberg und der Panke fahrenden Wagen.“

Ob die Anschlüsse allerdings immer beachtet wurden, scheint zweifelhaft.

Der Fahrplan des Jahres 1857 zeigt außerdem bei einigen Ausflugslinien zum ersten Male eine viertelstündige Wagenfolge an (z. B. bei der Linie Unter den Linden Ecke Universitätsstraße — Charlottenburg von 13—22 Uhr); dasselbe wird auf den Linien nach Pankow, Schöneberg usw. durch ein oder zwei Einsetzwagen in den Nachmittags- und Abendstunden erreicht. Bei einem derartigen Angebot konnten in der Stunde etwa 60—80 Personen nach den Nachbarorten befördert werden, also noch nicht einmal so viel, wie heute ein einziger Autobus aufnehmen kann.

Ein ganz anderes Bild zeigen die sechziger Jahre. In den fünfziger Jahren sind im Jahresdurchschnitt etwa 40 Wagen in Betrieb, die auf 9—11 Linien verkehren, auf den halbstündlich befahrenen Linien sind im allgemeinen — ohne Einsetzwagen — 4 Wagen eingesetzt. 1862—64 sind es aber plötzlich jeweils 40 bzw. 38 Linien, Mitte 1865 26 Linien; entsprechend steigt die Zahl der Wagen von 47 am 1. Januar 1860 auf 393 am 1. Januar 1864 bzw. 305 am 1. Januar 1865. Der

*Omnibus der Linie Wilmersdorf —
Schöneberg — Spittelmarkt auf der
Dorfaue in Wilmersdorf, um 1885*



plötzliche Aufschwung ist auf die Änderungen des Gewerbegesetzes zurückzuführen. Die Konzessionierung neuer Omnibuslinien durch die Polizeibehörden wird unter Berücksichtigung der Gewerbefreiheit vorgenommen. „Die Aufsichtsbehörde erteilte die Concessionen nicht nach einem bestimmten General-Fahrplan und gestattete, daß schon befahrene Linien förmlich überschwemmt wurden¹²“. Die Überbesetzung des Gewerbes — 1865 besaßen 29 Fuhrherren die erwähnten 305 Omnibuswagen — brachte einen erheblichen Wettbewerb, der nicht nur zu einer „zwecklosen Überbürdung schöner und lebhafter Straßen und Plätze“ sondern zur Unwirtschaftlichkeit auf den vielen Konkurrenzlinien führte. Einerseits trug die Herabsetzung der Fahrpreise für Fahrten in der Stadt auf 1 Silbergroschen sicher zu einer wesentlich stärkeren Benutzung des Verkehrsmittels bei, andererseits aber reichten die Einnahmen nicht aus, die Betriebskosten für Löhne, Pferdefutter, Material usw. sowie eine angemessene Verzinsung des Anlagekapitals zu decken. Die Linien wurden daher oft mit abgenutzten Wagen und schlechten Pferden betrieben.

Ein Omnibuswagen kostete 1862 etwa 1800.— Mark, zu jedem Fahrzeug gehörten 8 Pferde, also vier Gespanne, die einige Male am Tage ausgewechselt wurden, um eine Überanstrengung und Ermüdung der Tiere zu verhüten. Die Anschaffungskosten für die vier Gespanne betrugen rd. 6000 Mark, dazu kamen noch 300 Mark für Geschirre, so daß das Anlagekapital für den Betrieb eines einzigen Omnibusses bei 8000 Mark lag¹⁹. Bei den laufenden Betriebskosten standen die Ausgaben für das Pferdefutter an erster Stelle. Sie erforderten täglich für 4 Gespanne einen Aufwand von etwa 13,50 Mark. Die Personalkosten für Kutscher und Schaffner waren weitaus niedriger: die Kutscher erhielten Ende der

fünfziger Jahre 30—36 Mark im Monat, 1867 betrug das Gehalt für Kutscher und Conductöre 54 Mark monatlich.

Die seit 1863 unternommenen Bestrebungen, die einzelnen Fuhrunternehmer zu einer Vereinigung zusammenzuschließen, hatten nur geringen Erfolg, die widerstrebenden Einzelinteressen verhinderten eine straffe Organisation, auch die Bildung einer Aktiengesellschaft kam nicht zustande. Endlich gelang Ende 1865 die Gründung der „Berliner Omnibus-Gesellschaft, Kommandit-Gesellschaft auf Aktien“, die sämtliche Konzessionen und Betriebsmittel der Einzelunternehmer ankaufte und einen geregelten Betrieb durchführte. Da sie aber wiederum mit Verlust arbeitete, liquidierte sie und wurde 1868 von der neu gegründeten „Allgemeinen Berliner Omnibus A. G.“ (ABOAG) mit allen Betriebsmitteln übernommen. Mit dieser Konzentration beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Berliner Omnibuswesens.

Die Omnibusfahrpläne der Jahre 1863/65 zeigen ein starkes Übergewicht der ausgesprochenen Stadtlinien. 1864 sind von 38 Linien nur mehr 10 Ausflugslinien, die in die Orte der näheren Umgebung fahren, 1865 von 26 nur noch 5. Das Stadtgebiet wird jetzt nach allen Himmelsrichtungen durchquert, die Omnibusse fahren mehr oder weniger bis an die Grenzen der geschlossenen Bebauung heran, neu erschlossene Stadtgebiete wie die Luisenstadt oder die Rosenthaler Vorstadt werden gut mit der Innenstadt verbunden, 1864 enden 5 Linien am Moritzplatz, der als Verkehrsmittelpunkt der Luisenstadt erscheint, 4 am benachbarten Oranienplatz. Im Norden gehen 5 Linien in die Chausseestraße zum damaligen Industrieviertel, wo vor allem die metallverarbeitende Industrie mit ihren „Maschinenbauanstalten“ und Fabriken von Borsig, Schwartzkopff, Egells, Wöhlert usw. ihren Standort hat. In der Umgebung des Stettiner Bahnhofs, in der Garten- und Brunnenstraße, liegen für weitere 6 Linien die Endpunkte, während am Neuen Tor in Nachbarschaft der Charité, des Hamburger Bahnhofs, des Invalidenhauses und der königlichen Eisengießerei 4 Linien beginnen. Auch der Osten wird nun von den Omnibussen erschlossen. Je 2 Linien stoßen z. B. zum Landsberger- und zum Königstor sowie bis zur Frankfurter- Ecke Andreasstraße vor.

Typisch für dieses vorzugsweise auf Spekulation und freiem Wettbewerb beruhende Liniennetz ist die Häufung mehrerer Linien an einem Endpunkt und die verhältnismäßig geringe Verzweigung innerhalb des Netzes. Besonders deutlich zeigen das die nach Westen führenden Linien. Nach dem Sommerfahrplan 1865 vereinigen sich 7 Linien, von Norden, Osten und Südosten kommend, am Dönhofsplatz zu einem Bündel und laufen ohne Abzweigungen durch die Leipziger und Potsdamer Straße, wo eine an der Potsdamer Brücke, fünf an der Ecke der Lützowstraße enden, während eine Linie nach Schöneberg weiterführt. Ein Jahr vorher, 1864, führen sogar zwei Linien, von der Frankfurter Straße und vom Moritzplatz kommend, nach Schöneberg, eine weitere von der Gartenstraße her endete am Botanischen Garten vor Schöneberg, zwei endeten an der Lützowstraße und vier an der Potsdamer Brücke. Hier wird deutlich, wie sehr das Angebot die Nachfrage überstieg. Wenn auch die Potsdamer Straße bis Schöneberg hin fast ununterbrochen eine schmale bandförmige Bebauung aufwies, so steckte doch die Besiedlung des Geländes zu beiden Seiten der Straße noch in den Anfängen, so daß ein Verkehrsaufkommen aus dieser Gegend, selbst bei Berücksichtigung des Schöneberger Ausflugsverkehrs, vielleicht die Rentabili-

tät von drei, aber nicht von 7 oder 9 Linien gewährleisten konnte. Andererseits wird jetzt die Tiergartenlinie nach dem Hofjäger nicht mehr betrieben, das kann mit der zunehmenden Bebauung der zwischen Tiergartenstraße und Landwehrkanal liegenden Gegend mit vornehmen Wohnhäusern und dem Eingehen der alten Erholungsstätten zusammenhängen.

Diese Vielzahl der Linien brachte eine zuvor nicht gekannte Belastung verschiedener Straßen durch den Omnibus. Nach Dieterici¹³ passierten im Sommer 1864 täglich den Dönhofsplatz 13 Linien mit 1779 Wagen, den Alexanderplatz 13 Linien mit 1625 Wagen, die Leipziger Straße 11 Linien mit 1405 Wagen, die Königstraße 10 Linien mit 1345 Wagen, Potsdamer Platz, Straße und Brücke wurden von 10 Linien mit 1211 Wagen, der Moritzplatz von 7 Linien mit 1114 Wagen, der Mühlendamm wurde von 8 Linien mit 1002 Wagen befahren, zwischen 900 bis 1000 Wagen berührten u. a. die „Linden“ und den Spittelmarkt. „5—6 Omnibusse fahren häufig hintereinander, ohne daß für sie wesentlich andere Endpunkte bestimmt wären; förmliche Omnibus-Wagenburgen thürmen sich auf, wenn irgend ein Hinderniß, z. B. am Potsdamer Thor die Passage der Verbindungseisenbahn, den geregelten Curs unterbricht.“

Dem weit über das Verkehrsbedürfnis hinausgehenden Angebot an Linien entspricht eine sehr dichte Wagenfolge auf den meisten Stadtlinien. Im Sommer 1865 fahren die Wagen auf 24 Linien in Abständen von 4 bis 17 Minuten, auf der Linie Wedding—Friedrichstraße—Kreuzberg sind 30 Wagen eingesetzt, die einander alle 4 Minuten folgen, und auf der Linie Frankfurter Linden — Alexanderplatz — Mühlendamm — Potsdamer Brücke, die mit zu der rentabelsten gehört zu haben scheint, verkehren 22 Wagen in Abständen von 5—6 Minuten. Die Stadtlinien sind im Durchschnitt etwa 4,5 km lang, die längste Linie von der Brunnenstraße zum Oranienplatz ist 5,2 km lang, die Fahrzeit beträgt je nach Länge etwa 46—56 Minuten, in der Minute sollen etwa 30 Ruthen also ca. 113 m zurückgelegt werden, die Reisegeschwindigkeit beträgt nach der bei Dieterici mitgetheilten Tabelle aber nur rd. 5,6 km in der Stunde. Bei dieser „Geschwindigkeit“ konnte ein rüstiger Fußgänger neben dem schwerfällig über das Kopfsteinpflaster rumpelnden Omnibus einhergehen. Aber es muß dabei bedacht werden, daß der Reisegeschwindigkeit, der Streckenlänge und der Größe der Fahrzeuge durch die Leistungsfähigkeit der Zugtiere, der Pferde, feste Grenzen gesetzt sind. Das unebene Kopfsteinpflaster hat natürlich die Fortbewegung erschwert und zum schnelleren Verschleiß von Fahrzeugen und Pferden beigetragen.

Nach dem Polizei-Reglement für den Betrieb des sogenannten Omnibus-Personen-Fuhrwerks vom 28. Dezember 1850¹⁴ durften die Omnibusse „nicht mehr als Plätze für 18 Fahrgäste“ enthalten. Einzelheiten über die Beschaffenheit der Wagen gibt die Polizeiverordnung nicht. Nach zeitgenössischen Abbildungen¹⁵ sind in den ersten Jahren wohl auf dem Wagendeck einige Sitze neben bzw. hinter dem Kutscher vorhanden, aber die eigentlichen Decksitzwagen mit zwei mit den Lehnen aneinandergestellten Längsbänken, wie sie in Paris und London — hier seit 1850 — üblich waren, scheinen in Berlin erst gegen Ende der fünfziger Jahre aufkommen zu sein. In einem 1860 erschienenen „Führer“¹⁶ heißt es nämlich: „Für die Linie zwischen Lustgarten und Moabit ist kürzlich eine neue Art Omnibus nach dem Modell der französischen eingerichtet. Sie sind sehr bequem und zweckmäßig eingerichtet und haben neben dem inneren Raume ein geschlossenes Vordercoupee. Außerdem führt vom hinteren Theil des Wa-

gens nach den oberen Sitzen eine Treppe, welche so eingerichtet ist, daß sie während der Fahrt bestiegen werden kann.“ In den sechziger Jahren waren wohl ausnahmslos Omnibusse mit Decksitzen eingesetzt, die im Wageninneren 12, auf dem Verdeck 8 Sitzplätze aufwiesen. Die Wagen wurden nicht an der Seite bestiegen, sondern an der Rückseite, wo die „Wagentreppe“, d. h. das Trittbrett angebracht war. Der „Conducteur“, d. h. der Schaffner, hatte seinen Platz „während der Fahrt auf der hinten angebrachten Wagentreppe“, eine Plattform gab es noch nicht. Zu den Decksitzen führte übrigens keine Treppe, sondern eine eiserne Leiter, weiblichen Personen war die Benutzung der Decksitze aus Sicherheits- und Schicklichkeitsgründen verboten. Die Wagen hatten noch keine Ventilation, und die Fahrt im Wageninneren muß dazumal kein Vergnügen gewesen sein. Die Bemerkung des Polizeipräsidiiums¹⁷ im Verwaltungsbericht für 1871-80, daß „das Rasseln der schweren Wagen auf holprigem Pflaster, das Klappern der Fenster und im Sommer die Hitze dort unerträglich“ seien, hat für die zurückliegende Zeit erst recht zugetroffen. Im Winter wurde im Inneren des Wagens, um Kälte und Feuchtigkeit herabzumindern, der Fußboden mit Stroh belegt und darüber eine Gummimatte gelegt, eine recht primitive Maßnahme, die aber in ähnlicher Weise auch bei den amerikanischen Pferdebahnen jener Zeit angewendet wurde.

Feste Haltestellen gab es noch nicht. Der Kutscher mußte „auf den Anruf Fahrlustiger“ anhalten, sowie die Zeichen des Conducteurs beachten, wann jemand den Wagen verlassen wollte. Die Verbindung zwischen dem Schaffner und Fahrer wurde durch eine Zugleine hergestellt, die am linken Arm des Kutschers befestigt war und über das Oberdeck hin zum Schaffnerplatz auf der Hinterseite des Wagens reichte. Zog der Schaffner an der Leine, so erhielt der Kutscher einen Ruck; entsprechend dem Signal hielt er an oder fuhr langsam. Später ließ der Deutsche Tierschutzverein in den Wagen Plakate anbringen mit der „herzlichen Bitte“, den Omnibus so selten wie möglich halten zu lassen, besonders auf ansteigenden Strecken jedes Wiederanziehen zu vermeiden, da dies eine große Anstrengung für die Tiere bedeute. Die Kutscher waren gehalten, „bei freier Passage und ausgenommen über Brücken und bei Kirchen während des Gottesdienstes sowie bei Umbiegen um Straßenecken“ stets im Trab zu fahren. „Wettfahren“ mit anderen Omnibussen war untersagt, während dem Schaffner wiederum verboten war, das Publikum „durch Anrufen“ zum Mitfahren einzuladen. Der Schaffner hatte im übrigen einen „Controllapparat“ an der Rückwand des Wagens zu bedienen, d. h. eine „Ziffernscheibe, auf welcher die Zahl der Passagiere mittels des stellbaren Zeigers angegeben werden muß“. War der Wagen besetzt, mußte hinten eine Fahne aufgesteckt werden. Schließlich war der Schaffner angewiesen, stets ein Beschwerdebuch, in das die Fahrgäste Beanstandungen eintragen konnten, bei sich zu führen.

Zwar trugen die Omnibusse Schilder, die Endpunkte und z. T. auch Zwischenstationen anzeigten, aber Linienbezeichnungen, wie sie die Pariser Omnibusse bereits hatten, gab es noch nicht, allerdings ist es möglich, daß sich die einzelnen Omnibuslinien in den Abendstunden durch farbige Laternen unterschieden, eine Auflage der Polizeiverordnung von 1850 deutet darauf hin, auch ein Bericht aus dem Jahre 1867¹⁸ erwähnt diese Kennzeichnung durch farbige Gläser.

Mit der Verbilligung der Fahrpreise, die sich nach einigen Schwankungen schließlich so einpendelten, daß eine beliebig lange Strecke auf einer Stadtlinie auf dem

Verdeck 1 Silbergroschen, im Wageninneren 1½ Sgr. kostete, waren die Fahrten innerhalb der Weichbilder für weitere Bevölkerungskreise erschwinglicher geworden. Die Berliner Omnibusgesellschaft beförderte im Jahre 1866 12,5 Millionen, die Zahl der Fahrgäste der ABOAG bewegte sich in den Jahren 1868—71 jeweils um die Zehn-Millionen-Wende. Diese hohen Zahlen beweisen, daß jetzt auch andere Faktoren den Verkehr bestimmen als das Erholungsbedürfnis. Ein Berufsverkehr weiterer Schichten der Bevölkerung, der vor allem die Arbeiter und Gesellen mit niedrigem Einkommen einbezieht, ist allerdings noch unwahrscheinlich: dagegen spricht, daß, wie in den fünfziger Jahren, der Omnibus-Betrieb erst in den späteren Morgenstunden, — z. B. 1869 erst ab 8 Uhr — also zu einer Zeit, wo die Handwerksbetriebe und Fabriken ihre Tätigkeit bereits aufgenommen haben, beginnt. Außerdem pflegt der Arbeiter in jener Zeit in der Nähe seiner Arbeitsstätte zu wohnen. Typisch sind die von Fabrikgebäuden, Werkstätten, Lagern usw. durchsetzten Wohngebiete der Luisenstadt, der Stralauer Vorstadt usw. Die Trennung zwischen Wohn- und Industriegebieten hat noch nicht eingesetzt, das schließt nicht aus, daß auch Arbeiter und Berufstätige mit geringeren Einkommen den Omnibus jetzt häufiger benutzen. Ein Bericht aus dem Jahre 1867 sagt²⁰: „Der Fahrpreis beträgt für den Deckplatz einen Silbergroschen, für den inneren Platz zwei, eigentlich anderthalben Silbergroschen, da Billets für zwei Touren oder zwei Personen zu drei Silbergroschen von den Conducteuren verabfolgt werden. Alles aber, was den Betrag von einem Silbergroschen übersteigt, erlangt in Berlin keine rechte Popularität. Der eigentliche Mann aus dem Volke und der Arbeiter benutzt daher nur die Deckplätze, während die inneren vorzugsweise von der verkehrstreibenden Mittelklasse, und da diese hinsichts der Kleidung und Gesittung den höheren Ständen näher als die Arbeiterclassen steht, auch von Damen und von Personen aus der Beamtenwelt und dem Handelsstande benutzt werden.“ Auch eine stärkere Benutzung durch Fremde, deren 188 000 im Jahre 1865 in Berlin polizeilich gemeldet waren, kann angenommen werden, ein Theaterverkehr ist ebenfalls nicht ausgeschlossen. Das Anwachsen der Fahrgastzahlen auf dem Charlottenburger Omnibus, der 1859 268 170, 1864 485 820 Personen befördert, läßt immerhin die Vermutung zu, daß in diesen Zahlen nicht nur der Ausflugs- und Vergnügungsverkehr enthalten ist, sondern auch ein gewisser Pendlerverkehr seinen Niederschlag gefunden hat; der Ehemann z. B. wohnte mit seiner Familie in der Charlottenburger Sommerwohnung, fuhr aber hin und wieder oder öfter wegen seiner beruflichen Tätigkeit in die Stadt. Natürlich können diese allerersten bescheidenen Ansätze eines Berufs-, Pendler- und Geschäftsverkehrs in unserem heutigen Sinne eher geahnt und vermutet als exakt bewiesen werden. Daneben bleibt natürlich der Ausflugs- und Vergnügungsverkehr mitbestimmend. Mit wachsender Einwohnerzahl nimmt auch er zu. Noch 1866 heißt es z. B. von Charlottenburg²¹: „ein gar nicht kleiner, aber so dicht neben Berlin sehr kleinstädtisch aussehender Ort, macht einen überaus langweiligen Eindruck. Trotzdem ist er von Berlinern überfüllt, nicht allein von Familien, die dort ein halbes Jahr lang ihre Sommerwohnung beziehen, sondern auch von Sommergästen, welche in jenen billigen Lokalen sich zu amüsieren verstehen, die bezeichnet sind mit der lockenden Inschrift: „Hier können Familien Kaffee kochen . . . —“, auch Schöneberg, wo man sich nach der gleichen Quelle „im Schwarzen Adler von der Dauerhaftigkeit der Berliner Dienstmädchen im Polkastampfen“ überzeugen kann, ist noch immer Anziehungspunkt, die Bier-

gärten der Hasenheide, am Kreuzberg, in Pankow, am Gesundbrunnen, sie vergrößern und modernisieren sich ihrerseits und ziehen immer mehr Besucher an.

Nach der Konzentration des Berliner Omnibuswesens in einer Gesellschaft im Jahre 1865 tritt eine Beruhigung ein; durch das Ausschalten des ungesunden Wettkampfes der Einzelunternehmer sinkt die Zahl der betriebenen Linien und Wagen. Die Zahl der von der ABOAG in den Jahren 1868 bis 1874 betriebenen Linien schwankt zwischen 19 und 21, die Anzahl der Wagen, die 1868 257 beträgt, geht auf 200 im Jahre 1874 zurück. Der Fahrplan des Jahres 1869 nennt 15 Stadt- und 6 Außenlinien, die Betriebszeit ist „durchschnittlich“ von 8 bis 21.30 Uhr angegeben, die Fahrabstände sind erweitert, nur noch die Linie „Frankfurter „Linden“ — Lützowstraße“ verkehrt alle 6 Minuten, die anderen Stadtlinien weisen Abstände von 8 bis zu 21 Minuten zwischen den Fahrten auf, auch auf den Außenstrecken werden die Fahrabstände wieder erweitert. Das von einer Aktiengesellschaft nach der Wirtschaftlichkeit aufgebaute Liniensystem und sein Fahrplan mögen zwar nicht allen Wünschen der Bevölkerung entsprochen haben, aber sie geben doch wohl das tatsächliche Verkehrsbedürfnis weniger verzerrt wieder, als die aufgedunsenen Liniennetze aus den Jahren vor 1865.

Im Jahre 1865 taucht auch erstmals ein neuer Konkurrent des Omnibusses in den Straßen Berlins auf, die Pferdebahn. Die erste Linie geht vom Kupfergraben durch den Tiergarten nach Charlottenburg, sie nimmt also den gleichen Weg, den einst auch die ersten Torwagen und Kremser und 1846 der erste Omnibus genommen haben. Die Pferdebahn ist weit leistungsfähiger als der Omnibus, ein Decksitzwagen kann etwa 50 Fahrgäste, also die doppelte Anzahl, die ein Omnibus aufnimmt, befördern, überfüllte Straßenbahnwagen der Berlin-Charlottenburger Bahn sollen sogar 93 Personen mitgenommen haben. Außerdem fährt es sich auf den Schienen ruhiger als auf dem Kopfsteinpflaster, und die Fahrt geht schneller von statten. Der Fahrpreis beträgt wie beim Omnibus 2½ Silbergroschen. Die Folge ist, daß der Omnibus nicht neben der bequemerer Straßenbahn bestehen kann. 1869 verkehrte nur noch an Sonntagen ab 13 Uhr halbstündlich ein Omnibus nach Charlottenburg. Die gleiche Entwicklung ist auf allen anderen Außenlinien die dann die „Große Berliner Pferdebahn“ seit 1873 eröffnet, festzustellen. Die Omnibuslinien nach dem Gesundbrunnen, nach Pankow, Rixdorf, Tempelhof und Moabit usw. werden aufgegeben, sobald die neuen Pferdebahnlinien in diesen Vorstädten bzw. Dörfern eröffnet sind. Der Omnibus zieht sich fast ganz in den Bereich innerhalb der alten Stadtmauer zurück und behauptet sich nur da, wo die Pferdebahn nicht fahren kann, wie in der schmalen nördlichen Friedrichstraße und überhaupt in der Innenstadt, wo mit der zunehmenden Citybildung der Geschäftsverkehr immer stärker wird und damit auch das Verkehrsbedürfnis so anwächst, daß hier der Omnibus neben der Straßenbahn noch bestehen kann. Im Jahre 1879 werden auf der am stärksten benutzten Pferdebahnstrecke, der Ringlinie, 10,8 Millionen Personen befördert, auf allen 15 Linien der „ABOAG“ fahren im gleichen Jahre nur 11,6 Millionen Fahrgäste, im Jahre 1880 ging die Zahl aller mit Omnibussen beförderten Personen auf 10,8 Millionen zurück, während die einzige Ringlinie bereits von 13,4 Millionen benutzt wurde²². Das Polizeipräsidium²³ meinte 1882, die Omnibusse würden durch die Pferdebahn mehr und mehr aus ihren Besitzverhältnissen verdrängt und gingen vielleicht einem baldigen Ende entgegen. Mit dem weiteren Wachstum der Stadt, mit der Zunahme der weltstädtischen Funktionen aller

Art auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet und der damit verbundenen Zunahme des Verkehrs, aber auch mit der Verbesserung der Betriebsmittel und der Einführung der Asphaltstraßen gewinnt jedoch der Omnibus wieder allmählich mehr Fahrgäste, die Beförderungszahlen steigen sogar erheblich, aber der Omnibus bleibt doch im Vergleich zum Verkehr auf Straßen- und Stadtbahnen noch jahrzehntelang im Hintergrund.

Im Vergleich zu anderen Weltstädten hat die Entwicklung der öffentlichen Verkehrsmittel in Berlin recht spät eingesetzt, denn in New York fuhr der erste Omnibus im Jahre 1827, in Paris 1828, in London 1829, und in der Mitte der fünfziger Jahre, als in Berlin noch die Omnibusse zweimal in der Stunde durch die Friedrichstraße rumpelten, wurden in Paris und London bereits die großen Omnibusgesellschaften mit mehreren Hunderten von Fahrzeugen ins Leben gerufen, während in New York seit 1852 die Pferdebahnen durch die Straßen rollten und schon die ersten Pläne für Hochbahnen erörtert wurden, um durch Verlegung eines Teiles des Verkehrs in die zweite Ebene die überfüllten Straßen zu entlasten. Tatsächlich wurde dann ja auch im Jahre 1868 die erste New Yorker Hochbahn eröffnet.

Aber ist dieser Vergleich berechtigt? Die Tabelle der Jahreszahlen hat nur einen bedingten Aussagewert. Die Entfaltung der städtischen öffentlichen Verkehrsmittel stellt doch nur eine der zahlreichen Erscheinungsformen dar, in denen sich das Wachstum des Stadtorganismus, der ständige Strukturwandel eines Stadt-individuums, die Entstehung immer neuer vielfältiger und auch überregionaler Funktionen offenbaren. Von den Besonderheiten der topographischen Lage, die z. B. in New York das frühe Entstehen der Nahverkehrsmittel besonders begünstigt hat, von der anders gearteten sozialen und wirtschaftlichen Struktur der westlichen Metropolen, die einen Vergleich ohnehin fragwürdig erscheinen lassen, einmal ganz abgesehen: Berlin hatte in den fünfziger Jahren noch nicht die Funktionen einer Weltstadt erlangt, für seine Größenordnung, Ausdehnung und seine Bedürfnisse genügte der Omnibusverkehr, wie wir ihn zu schildern versucht haben, noch; nach 1871, als Berlin „Kaiserstadt“ wurde, als der umfassende Struktur- und Funktionswandel einsetzte, wuchs auch der innerstädtische Verkehr, und entsprechend entfalteten sich auch die öffentlichen Transportmittel, deren er sich bediente. Und nun erst entstanden vergleichbare Werte. Der Strukturwandel der Berliner Innenstadt seit den achtziger Jahren, der in den vielen neuen Geschäfts- und Warenhäusern, Bankpalästen, Hotel- und Verwaltungsgebäuden usw. seinen sichtbaren Ausdruck findet, hat ein überaus starkes Ansteigen des Geschäfts-, Berufs- und Fremdenverkehrs zur Folge. An diesem Wachstum nimmt auch der Omnibus teil. Im Jahre 1881 hatte die ABOAG nur 9,69 Millionen Fahrgäste befördern können, 1885 waren es 15,8 Millionen.

Bis in die Mitte der achtziger Jahre hatte die Gesellschaft eine Art Monopolstellung im Omnibusverkehr, denn andere Unternehmer betrieben in den siebziger und achtziger Jahren nur eine geringe Anzahl wenig bedeutender und auch nur kurzlebiger Linien nach einigen Nachbardörfern, die noch keine Pferdebahn besaßen. Die einzige erwähnenswerte Linie dieser Art war die Wilmersdorfer, die zur Mauerstraße und später zum Spittelmarkt fuhr. Sie bestand etwa von 1872—1888, im Jahre 1875 beförderte sie rd. 57 000, 1882 204 000 und 1887/88 je etwa eine Million Fahrgäste. Über diesen Omnibus existiert folgende Schilderung²¹: „Für die Verbindung mit Berlin sorgte 1884 schon

stündlich ein Omnibus, der in 50 Minuten vom Herzsprung'schen Lokal in der Wilhelmstraße (Aue) zum Spittelmarkt fuhr und dabei seine Insassen tüchtig durchschüttelte. Nach 1881 hatte er nur morgens zweimal und nachmittags alle zwei Stunden verkehrt. Dank der Findigkeit seines Schaffners August Busch, eines weit bekannten Originals, diente er auch noch anderen Zwecken als der Personenbeförderung. Wilmersdorf hatte noch keine Apotheke, man gab die Rezepte dem Schaffner; vor der Humboldt-Apotheke in der Potsdamer Straße ertönte ein Pfiff, der Lehrling eilte heraus, nahm das Rezept in Empfang und lieferte später das Medikament am zurückkehrenden Omnibus ab. Auch für die Ernährung einiger verwöhnter Wilmersdorfer spielte das Gefährt eine Rolle: es brachte ihnen Backware aus Berlin mit. Vor einer Bäckerei in der Leipziger Straße... erwartete mittags der Bäckerjunge den Omnibus und reichte dem Schaffner die Beutel hinauf, die dieser den in Wilmersdorf wartenden Verbrauchern teils in kühnem Schwunge zuwarf. Bei den Fahrten ging es sehr gemütlich zu, da Schaffner und eigentlich alle Fahrgäste sich kannten...“

Im innerstädtischen Verkehr entstand der ABOAG im Jahre 1886 erstmals eine Konkurrenz, als die „Neue Berliner Omnibus- und Packetfahrt-A.G.“ vier neue Linien eröffnete, deren erste von Moabit zum Alexanderplatz führte. Die Gesellschaft führte als erste in Berlin Wagen mit Hinterplattform und ohne Verdecksitze ein, die 14 Sitz- und 4 Stehplätze hatten. Von diesen Wagen berichtet der Berliner Stadtbauinspektor Pinkenburg²⁵: „...Trotzdem die Wagen im Inneren geräumiger, bequemer und eleganter als die der alten Gesellschaft waren, so daß auch Offiziere die Wagen benutzten, war die übrige Konstruktion doch eine technisch so verfehlte, daß das Gerumpel der mit ganz niedrigen Rädern versehenen Wagen für die Insassen unerträglich war. Im Winter, nach starken Schneefällen, kam es häufig vor, daß Wagen stecken blieben, da die Pferde sie nicht ziehen konnten, die Passagiere aussteigen mußten und sich am Weiterschieben des Wagens beteiligten. Diese Wagen verschwanden denn auch bald wieder von der Bildfläche und wurden durch zweckentsprechendere ersetzt.“ 1892 veräußerte die „Packetfahrt“ ihren wenig rentablen Omnibusbetrieb an den Fuhrherrn Framke, von diesem erwarb ihn 1893 die „Große Berliner Omnibus-Gesellschaft“, die 1896 in der „Neuen Berliner Omnibus A.G.“ aufging, die sich dann wiederum 1903 mit der „ABOAG“ vereinigte. Die „Neue“ beförderte im Jahre 1900 auf ihren 11 Linien immerhin 27,7 Millionen Fahrgäste, das war etwa ein Drittel aller Omnibusfahrgäste, sie besaß damals 233 Wagen und 1381 Pferde und war für die ABOAG eine ernsthafte Konkurrenz; durch die Übernahme der „Neuen“ gewann die ABOAG ihre frühere Vormachtstellung zurück.

Ein weiterer Wettbewerber trat im Jahre 1897 auf, als die Omnibus-Gesellschaft „Reform“ eine Linie vom Hausvogteiplatz bis zum Mehringplatz, dann bis zum Blücherplatz mit einem Fahrpreis von 5 Pfennigen für die ganze Strecke einrichtete. Damit war der „Sechseromnibus“, mit dem man eben für einen „Sechser“ — einem halben Groschen — fahren konnte, ins Leben getreten. Eine Zeitung teilte über das neue Verkehrsmittel mit²⁶: „... An Stelle des Schaffners tritt nach englischem Muster ein Zahlapparat, der sowohl von außen als auch von innen bequemen Einwurf des Fahrgeldes gestattet. Gelegenheit zum Wechseln wird durch Beamte geboten, die hier und da die Wagen zur Überwachung besteigen, aber Fahrgeld nicht annehmen dürfen. Die Wagen haben im Inneren acht bequeme Sitzplätze, der Außenraum ist für vier Personen eingerichtet. Dem Kutscher

wird durch eine elektrische Klingel, die von allen Plätzen bequem zu erreichen ist, das Haltezeichen gegeben. Die Wagen sind im Sommer vollständig als sogenannte Sommerwagen eingerichtet, können bei schlechtem Wetter jedoch sofort geschlossen werden.“ Das Zahlkastensystem, das ja auch bei verschiedenen Straßenbahnunternehmen bestand, bewährte sich jedoch im Omnibusbetrieb gar nicht, denn der Kutscher auf seinem Bock konnte Wagen und Fahrgäste nicht überwachen, so wurden bald auch diese Omnibusse mit Schaffnern besetzt. Die kleinen Einspannerwagen durchliefen die etwa 1900 m lange Strecke in 13 Minuten, sie verkehrten in Abständen von etwa 3—5 Minuten. Im Jahre 1898 wurde die Linie vom Berliner Spediteur-Verein übernommen, der im gleichen Jahre noch eine weitere 5-Pfennig-Linie vom Blücherplatz nach der Mansteinstraße und 1899 eine dritte vom Blücherplatz zum Hermannplatz einrichtete. Der Spediteur-Verein betrieb diese drei Linien mit seinen grünen Omnibussen bis zum November 1908; die von Jahr zu Jahr sinkende Zahl der Fahrgäste — 1900 6,85 Millionen, 1906 4,79 Millionen —, andererseits die steigenden Betriebs- und Futterkosten sowie die spürbare Konkurrenz der ABOAG veranlaßten den Spediteur-Verein schließlich zu einem Abkommen mit dieser über die Einstellung des Betriebes.

Das immer kräftiger pulsende Leben der Weltstadt kam nun auch nachts nicht mehr zur Ruhe. Die Friedrichstraße und ihre Umgebung mit ihren Bierpalästen, Varietés, Cafés und manchen Lokalen zweifelhafter Art, war Sitz des Berliner Nachtlebens. Der Omnibus berücksichtigte auch diese Entwicklung: seit 1895 gab es Nachtomnibusse. Im Jahre 1898 fuhren z. B. die Wagen der „Omnibus Compagnie Berlin“ von 22.45 bis 7.00 Uhr früh im 8-Minutenverkehr von der Liesen-Ecke Chausseestraße durch die Friedrichstraße bis zum Mehringdamm Ecke Yorkstraße. Auch auf diesem Nebengebiet weltstädtischen Verkehrs herrschte der Wettbewerb, der Fahrplan des Jahres 1902 weist drei Unternehmen aus, die sieben Nachtlinien betrieben. In den letzten Jahren vor dem ersten Weltkrieg scheint sich der Nachtverkehr auf die tatsächlichen Bedürfnisse eingespielt zu haben, es verkehrten nur noch zwei Linien: Chausseestraße — Hallesches Tor und Bülowstraße — Stettiner Bahnhof. Diese Nachtomnibusse waren, wie das Polizei-Präsidium sagt²⁷, in der ersten Zeit „Schmerzskinder der Behörde“. Die Fuhrherren wollten sich polizeilichen Bestimmungen nicht fügen, die Wagen waren alt und von anderen Unternehmen erworben, das Pferdmaterial gab zu Beanstandungen Anlaß. Der Bericht des Präsidiums meint, es sei nicht gerade das beste Publikum, das man in den Nachtomnibussen finde. „Der Hauptbestandteil der Fahrgäste bilden Nachtschwärmer, häufig in angeheitertem Zustande, und Dirnen. Nur die Minderheit setzt sich aus solchen Personen zusammen, welche ihr Beruf zwingt, spät nach Hause zu fahren, wie Kellner, Lohnbedienstete usw.“ Im Jahre 1900 benutzten rd. 2 Millionen Fahrgäste die Nachtwagen, 1910 bis 1913 mögen es jeweils etwa eine Million gewesen sein.

Ein weiteres Omnibusunternehmen hebt sich von den übrigen insofern ab, als es ein Kommunalbetrieb ist und außerhalb des Berliner Weichbildes besteht: Der Omnibus der Stadt Rixdorf (Neukölln)²⁸. Er sollte die an Treptow angrenzenden jungen Stadtteile erschließen und eine Verbindung zum Treptower Park, dem bevorzugten Erholungsort der Rixdorfer Bürger schaffen. Die Verkehrsgesellschaften, mit denen der Magistrat wegen Einrichtung einer solchen Linie verhandelte, stellten jedoch Garantie- und andere Forderungen, die dieser nicht

erfüllen konnte. „Und wenn uns andere die Omnibuslinie nicht schaffen wollen, dann schaffen wir sie selber!“, sagte Oberbürgermeister Boddin. So trat im Mai 1907 die städtische Omnibuslinie Hermannplatz — Wildenbruchstraße — Elsenstraße — Bahnhof Treptow ins Leben. Das geschah zu einer Zeit, da bereits der Autobus vorzudringen begann. Auch Neukölln hatte die Einführung eines Autobusbetriebes überlegt, war davon aber abgekommen, da die Anschaffungs- und Betriebskosten zu hoch waren; die zwei für die Strecke erforderlichen Autobusse und ein Reservewagen kosteten 60 000,— Mark, zweimal 5 „Gummigarnituren“, d. h. im Jahr fünfmaliger Reifenwechsel je Fahrzeug erforderten 25 500,— Mark und der Benzinverbrauch für zwei Wagen betrug über 42 000,— Mark jährlich. Hinzu kam noch, daß die zu befahrenden Straßen in ihrem Zustande so schlecht waren, daß ein Autobusverkehr „wegen Aufschlagens der Gefährte“ ausgeschlossen war. Man entschloß sich also zur Anschaffung von Pferdeomnibussen, die erheblich billiger waren. Ein Zweispännerwagen mit 15 Sitz- und 6 Stehplätzen kostete z. B. nur 2400,— Mark, ein Gespann Zugpferde etwa 1600,— Mark.

Die Einnahmen der Treptower Linie deckten aber nicht die Ausgaben. Um die Ertraglosigkeit des Unternehmens zu beheben, beschloß man 1908 eine weitere Linie vom Hermannplatz durch die belebte Karl-Marx-Straße bis zum Ringbahnhof einzurichten und die Treptower Linie bis zur Erkstraße zurückzuziehen. Tatsächlich wurde diese neue Linie, die im 5-Pfennig-Tarif und in Abständen von 7½ Minuten fuhr, gut frequentiert; sie litt aber in den ersten Jahren unter der Konkurrenz einer gleichlaufenden ABOAG-Linie. Die Bemühungen der Stadt, mit der ABOAG einen Fahrplan abzustimmen, blieben ergebnislos, die ABOAG ließ vielmehr ihre Wagen zur gleichen Zeit mit den städtischen fahren oder verdichtete die Wagenfolge ihrer Linie, um der städtischen die Fahrgäste zu entziehen. Nachdem die ABOAG ihre Linie eingestellt hatte, brachte die städtische Linie 1910/12 aber Überschüsse. Eine dritte Linie richtete Neukölln schließlich 1909 vom Buschkrug, wo die Straßenbahnen noch endeten, zu dem neuen abseits gelegenen städtischen Krankenhause an der Rudower Straße ein. Zu seiner „Blütezeit“ im Jahre 1910 hatte der Neuköllner Omnibus 25 Wagen und 102 Pferde. Der Betrieb war der städtischen Straßenreinigung angegliedert, einen Teil der Wagen hatten die sparsamen Stadtväter alt von der ABOAG gekauft, sie wurden dann von städtischen Feuerwehrleuten an ihren dienstfreien Tagen postgelb lackiert. Mit der Schaffung neuer Straßenbahnstrecken und Autobusverbindungen wurden die städtischen Linien wieder aufgegeben: 1910 die nach Treptow, 1913 die beiden anderen. In den sechs Jahren seines Bestehens verursachte der städtische Omnibus 962 000,— Mark an Ausgaben und brachte rd. 800 000,— Mark an Einnahmen. Für den ersten kommunalen Omnibusbetrieb, der sich noch nicht auf die Erfahrungen anderer Gemeinden stützen konnte und der unter dem Gesichtspunkt der Gemeinnützigkeit die unrentablen Strecken nach Treptow und zum Krankenhaus unterhielt, war das gar kein so schlechtes Resultat.

Der Pferdeomnibus war zu Beginn der achtziger Jahre ein teures Verkehrsmittel; die Fahrt im Inneren des Wagens kostete 20, auf dem Verdeck 10 Pfennig. Infolge der starken Konkurrenz von Seiten der Pferdebahn richtete die ABOAG im Jahre 1881 die ersten 10-Pfennig-Teilstrecken ein. Die „Packetfahrt“ führte 1886 auf ihren Linien gleich von Anfang an 15- und 10-Pfennig-Teilstrecken nach dem Vorbilde der Straßenbahn ein, aus Wettbewerbsgründen übernahm auch die

ABOAG eine solche Staffelung auf allen ihren Linien, so daß es nun 20-, 15- und 10-Pfennigstrecken gab. Seit Ende der neunziger Jahre begann dann eine durchgreifende Verbilligung der Omnibustarife. 1896/98 setzten ABOAG und „Neue“ auf allen ihren Linien die Fahrpreise für die ganze Strecke von 20 auf 15 und 1899/1900 von 15 auf 10 Pfennig herab. Auch bei diesen Maßnahmen spielte der Wettbewerbsdruck, der von den Straßenbahnen mit ihren billigeren Tarifen ausging — ihre 10-Pfennig-Teilstrecken wurden immer länger, und 1901 wurde schließlich der 10-Pfennig-Einheitstarif eingeführt — wieder eine gewichtige Rolle. Nachdem der „Sechseromnibus“ eingeführt war, gingen die beiden großen Gesellschaften ABOAG wie „Neue“ 1897/98 ihrerseits dazu über, auf allen ihren Linien 5-Pfennig-Teilstrecken zu schaffen. Für 5 Pfennig konnte man nun z. B. in der Friedrichstraße vom Bahnhof bis zur Ecke Kochstraße oder vom Oranienplatz bis zum Molkenmarkt, oder vom Magdeburger Platz bis zur Ecke der Leipziger Ecke Friedrichstraße fahren. Diese Teilstrecken waren bis zu drei km lang, sie erfreuten sich beim Publikum großer und zunehmender Beliebtheit; im Jahre 1905 fuhren z. B. 80 v. H. der Fahrgäste auf 5-Pfennig-Strecken und nur 20 v. H. auf 10-Pfennig-Strecken, 1910 benutzten sogar rd. 87 v. H. die 5-Pfennig-Strecken.

Als die ABOAG im Jahre 1908 glaubte, infolge ungünstiger Geschäftslage den 5-Pfennig-Preis auf 7 bzw. 7½ Pfennig erhöhen zu müssen, scheiterte das Vorhaben daran, daß ein großer Teil der Fahrgäste die Omnibusse nicht mehr benutzte, so daß der alte Tarif schon nach wenigen Monaten wieder in Kraft gesetzt wurde²⁹. Er blieb dann bis 1916 bestehen. Der Pferdeomnibus war so das billigste Verkehrsmittel Berlins geworden, und als solches konnte es auch nur bestehen. Mit einer Stundengeschwindigkeit von etwa 7 km in belebten und über 8 km in weniger verkehrsreichen und gut gepflasterten Straßen war er gegenüber Straßenbahn und Autobus, die 12 bis 15 km oder gar der Stadt- bzw. Hochbahn, die 21 bis 24 km in der Stunde zurücklegten, im Nachteil. Nur auf kürzeren Strecken, wo sich der Zeitverlust infolge der langsameren Beförderung nur wenig bemerkbar machte, behauptete sich der Pferdeomnibus, weil er einen Vorteil bot, den die schnelleren Verkehrsmittel nicht geben konnten: den niedrigen 5-Pfennig-Preis. Im Jahre 1906 benutzten von 119,6 Millionen Fahrgästen auf Pferdeomnibussen 98,5 Millionen die 5-Pfennig-Teilstrecken der ABOAG, 1909 von 107,3 Millionen Fahrgästen auf Pferdeomnibussen rd. 91 Millionen, 1913 von 103 Millionen Pferdeomnibusfahrern ebenfalls rd. 91 Millionen. Diese Zahlen konnten sich nicht mehr erhöhen, denn langsam aber stetig wurde der Pferdeomnibus durch Autobusse ersetzt. Der 5-Pfennigtarif, der die Unkosten nicht deckte, konnte auch nur aufrecht erhalten werden, da der Autobusbetrieb mit zunehmender Verbesserung der Konstruktion und des Materials sowie durch rationelle Einrichtung von eigenen Werkstätten usw. das Gesamtunternehmen allmählich rentabler gestaltete.

Um 1900 beherrschten noch die Decksitzwagen, die je nach Wagentyp 28 bis 32 Fahrgäste aufnehmen konnten, das Straßenbild der Berliner Innenstadt. Auf Grund einer Polizeiverordnung wurden die meisten dieser Wagen in den Jahren 1896 bis 1898 umgebaut: anstelle der eisernen Leiter, die zum Oberdeck führte, wurden Treppen mit Geländer eingebaut, und nun wurde auch „weiblichen Personen“ die Benutzung der Decksitze gestattet. Nach 1898 wurden keine neuen Decksitzwagen mehr beschafft, die vorhandenen wurden von 1903 bis 1911 nach

und nach ausgemustert. Die decksitzlosen „Eindecker“ hatte bereits die „Packetfahrt“ 1886 eingeführt, diese Wagen hatten auch zum ersten Male eine kleine Hinterplattform. Die ABOAG setzte 1892 ihre ersten derartigen Wagen ein, es waren sogenannte Sommerwagen, deren Seitenwände aus einem engmaschigen Drahtgeflecht bestanden und keine Fensterscheiben hatten. Eindeckwagen wurden nun immer mehr beschafft, sie faßten je nach Bauart 19—25 Fahrgäste, zwar weniger als die Decksitzwagen, aber sie boten den Vorteil, daß sie zu jeder Jahreszeit und auch bei schlechter Witterung, Regen usw. voll besetzt werden konnten, was bei den Oberdeckwagen nur bei trockenem und nicht kühlem Wetter möglich war.

Ein weiterer neuer Wagentyp wurde 1897/98 von der ABOAG, der „Reform“ und der „Neuen“ in Verkehr gebracht: der nur von einem Pferde fortbewegte Omnibus, der „Einspanner“, der meist 10 oder 12 Sitz- und 4 Stehplätze hatte. Die Einführung des Einspanners würden wir heute als Rationalisierungsmaßnahme bezeichnen. Man hoffte mit diesem Typ die Kosten der Anschaffung von Pferden herabmindern und Stallraum sparen zu können. Von 1897—1905 setzten die drei Unternehmen etwa 670 solcher Wagen in Betrieb, davon die ABOAG allein 531. Allerdings erfüllten sich die Erwartungen, die man in den Einspanner gesetzt hatte, nicht in vollem Maße: denn es fiel schwer, für diese Wagen, die leer etwa 1,4 t, voll besetzt aber 2,75 t wogen, die sog. schweren Pferde zu erhalten. Die ABOAG ging daher seit 1905 dazu über, einen Teil der Fahrzeuge in leichte Zweispänner mit 19 Plätzen umzubauen und den Einspannerbetrieb wieder aufzulösen, 1912 verkehrten die letzten Einspannerwagen. 1905—09 wurden 211 Zweispännerwagen mit 21 Plätzen angeschafft, die, mit kleinen Pferden bespannt, für besonders geeignet im Großstadtverkehr gehalten wurden. Noch 1905 sagte die ABOAG in ihrem Geschäftsbericht: „Die Zukunft des Omnibusses wird dem Automobilbetriebe gemeinsam mit dem Betriebe der leichten Pferde-Zweispänner gehören!“ 1910 besaß die ABOAG 646 Pferdeomnibusse, von denen 614 nach 1903 gebaut waren, der Wagenpark war also durchgehend verjüngt und der Bestand an alten Fahrzeugen ausgemustert worden. Mit zunehmender Umstellung auf den Autobusverkehr wurden immer mehr Pferdeomnibusse ausgeschieden, Anfang 1914 besaß die ABOAG noch 516.

Die Wagenlänge eines Decksitzwagens — ohne Deichsel — betrug etwa 3,60 m, mit Plattform ca. 4,50 m, die eines Einspanners etwa 3,20 bis 3,80 m. Die Wagen konnten nicht in größeren Abmessungen gebaut werden, da sie sonst zu schwer gewesen und von den Pferden nicht hätten im Trab fortbewegt werden können. Die Leistungsfähigkeit der Zugtiere wirkte sich also auch auf die Bemessung der Fahrzeuggröße aus. Wie manches andere, so trug diese notwendige Beschränkung dazu bei, den Pferdeomnibus im Verhältnis zu den elektrischen Straßenbahnen, die je Wagen 30—40, ja 45 Plätze anboten, unrationell werden zu lassen. Aber auch was Lüftung, Beleuchtung und dgl. betraf, boten die Pferdeomnibusse nur einen sehr mäßigen Komfort. Erhellte wurden die Wagen während der Abendstunden nur dürftig durch Petroleumlampen, von denen zwei an der Stirn-, die dritte an der Rückwand angebracht waren.

Die Zahl der Linien spiegelt die allmähliche Wiederbelebung des Omnibusverkehrs nach dem Tiefstand der frühen achtziger Jahre wieder. 1882 betrieb die ABOAG 10 Linien, 1896 hatte sie 14, die „Neue“ 11 Linien; 1905 betrug die Zahl der ABOAG-Linien 30, mit den 3 Linien des Spediteur-Vereins und den

Nachtomnibussen verkehrten also 36 Pferdeomnibuslinien im letzten Jahre vor der beginnenden Motorisierung des Omnibuswesens. Die seit 1883 übliche Unterscheidung der Linien durch Farbsignale reichte jetzt nicht mehr aus, und so ging die ABOAG, dem Beispiel der Straßenbahn folgend, 1904 dazu über ihre Linien durch Nummern zu kennzeichnen.

Trotz der vielen Linien blieb der Pferdeomnibus seit seiner Verdrängung aus den Vororten durch die Pferdebahn in den siebziger Jahren — von wenigen Ausnahmen abgesehen — auf das Gebiet der Innenstadt und jene eng bebauten und dicht besiedelten, von Wohnstätten und Gewerbebetrieben durchmischten Stadtteile, die die Kernstadt umschlossen, beschränkt. Das Verkehrsgebiet, das die Stadtlinien zur ersten Blütezeit des Omnibusses 1864/65 erschlossen hatten, war um die Jahrhundertwende nur wenig erweitert worden, und auch die Knotenpunkte des Omnibusverkehrs waren fast die gleichen geblieben. Der Moritzplatz wurde 1901 von 6, der Alexanderplatz, der Dönhofsplatz und der Spittelmarkt sowie die Umgebung des Stettiner Bahnhofs von je 9 Linien berührt. Fünf von insgesamt 30 Tageslinien hatten 1901 noch ziemlich die gleiche Führung und oft auch noch die gleichen Endpunkte wie die entsprechenden Linien der sechziger Jahre, mehrere andere Linien entsprachen auf längeren Teilstrecken den früheren Linien. Nur um einige hundert Meter waren die Omnibuslinien des Jahres 1901 über die Endstellen von 1864 hinausgegangen und hatten z. B. die Danziger Straße, die Warschauer Straße, den Hermannplatz erreicht. Im Nordwesten ging er bis zum Stephanplatz und bis zur Wilsnacker Straße. Als die



Verkehr auf der Potsdamer Brücke um 1900 (Kupferätzung von B. Fischer, Berlin)

Pferdebahn nach Moabit im Jahre 1875 eröffnet wurde, hatte der Omnibus seinen Verkehr eingestellt. Seit 1886 drang er wieder dorthin vor, aber nur in jene nunmehr dicht bevölkerten Reviere im Osten dieses Stadtteils, die der Innenstadt am nächsten lagen. Hier blieben auch nach Ausbau des Straßenbahnnetzes so viele Fahrgäste für den Omnibus, daß er bestehen konnte. In Schöneberg, dem einzigen Vorort Berlins, der seit 1847 fast ununterbrochen Omnibusverbindung mit Berlin behielt, lagen die Verhältnisse ähnlich wie in Moabit. 1901 führten zwei Linien zum Winterfeldtplatz, zwei zur Mansteinstraße, eine bis zur Goltz- Ecke Grunewaldstraße und eine zum Kaiser-Wilhelm-Platz, auch in Schöneberg hatte also der Omnibus sein Liniennetz nur in den stark bevölkerten Mietskasernenvierteln an der Berliner Weichbildgrenze verzweigt. Später drang der Pferdeomnibus an einigen Stellen allerdings noch etwas weiter vor, so 1905—10 bis in die stark belebte Hauptstraße Neuköllns, die Karl-Marx-Straße.

Nur in derart strukturierten Gebieten — in der City und den volkreichen Wohnbezirken mit ihren Gewerbestätten und Geschäftsstraßen am Rande der City — war der Pferdeomnibus lebensfähig. Die verhältnismäßig engezogenen Grenzen seines Einflußbereiches konnte er auch nicht überschreiten, weil eine Verlängerung der Pferdeomnibuslinien die Kräfte der Tiere überbeansprucht hätte. Strecken in die Außenbezirke und die Vororte hinauszulegen, wäre aber außerdem in den meisten Fällen auch unwirtschaftlich gewesen; denn weitere Entfernungen legte man mit Straßen- und Stadtbahnen und nicht mit dem langsamen Omnibus zurück. Auch ein ständiger Fahrgastwechsel, wie ihn der Omnibus bei seinem 5-Pfennigtarif brauchte, um nicht noch unrentabler zu werden, war nur in den inneren, nicht aber den weiter außerhalb liegenden Stadtteilen möglich.

Die Wagenfolge lag 1901 bei allen Linien zwischen 4 und 10 Minuten, lediglich auf der stark frequentierten Linie vom Halleschen Tor durch die Friedrichstraße zur Chausseestraße fuhren die Wagen in Abständen von 1 bis 2 Minuten. 1912 war der Wagenabstand auf allen Linien auf 2 bis 7 Minuten verdichtet. Diese Fahrplangestaltung erforderte den Einsatz von mehr Pferden und Wagen. Auf einer Linie mit der üblichen Fahrzeit von ungefähr 35 Minuten wurden 1901 im Zweispännerbetrieb etwa 11 Wagen und 110 Pferde, 1912 aber 18 Wagen und 180 Pferde benötigt. Diese stärkere Besetzung der Linien ist der Hauptgrund dafür, daß trotz der Umstellung der pferdebetriebenen Linien auf den Autobusbetrieb die Zahl der Pferde nur sehr langsam zurückging.

Am Tage mußte ein Gespann ungefähr 25 km zurücklegen und zwar im Trabe, es war also durchschnittlich, die Haltezeiten mit eingerechnet, etwa 3½ Stunde auf Fahrt, dann wurde es durch ein neues abgelöst. Um den 16—17stündigen Betrieb — meist von gegen 6 Uhr bis etwa 22.30 Uhr durchführen zu können, waren also je Wagen 5 Gespanne = 10 Pferde erforderlich. (Früher war man mit 4 Gespannen ausgekommen.) Dieser große Aufwand an Zugtieren pro Fahrzeug hatte zur Folge, daß der Gesamtbestand an Pferden ein sehr hoher war. 1901 besaßen ABOAG und „Neue“ zusammen rd. 3500 Pferde, diese Zahl ging 1904 auf 3209 zurück. In dieser Verminderung zeichnet sich die zeitweilige Umstellung auf den Einspännerverkehr ab, als dieser aber nach und nach zu Gunsten des Verkehrs mit leichten Zweispännern aufgegeben wurde, stieg auch wieder die Zahl der Pferde an und erreichte Ende 1910 mit 4960 ihren absoluten Höhepunkt, bis Ende 1913 sank der Pferdebestand nur leicht ab auf 4822.

Beim Pferdeomnibus hatte man zwar nicht das hohe Anlagekapital aufzubringen bzw. bedeutende Tilgungsfonds anzulegen, wie das die mit elektrischer Kraft fortbewegten schienengebundenen Verkehrsträger tun mußten, aber dafür war man gezwungen, dauernd neue Antriebsmittel, nämlich neue Pferde zu beschaffen, und zwar je nach Wagentyp schwere Pferde für Einspanner und mittlere bzw. kleine für die Zweispänner. Ein ständiger Ankauf neuer Tiere war notwendig, da ein Omnibuspferd im Durchschnitt nur etwa 6 Jahre seinen schweren Dienst versehen konnte. Allein im Jahre 1910 wurden z. B. 884 Pferde für 466 000,— Mark erworben und 732 mit einem Erlös von 225 000,— in Abgang gestellt. Die Anschaffung war außerdem häufig mit einem Risiko belastet, denn nicht immer erwies sich ein Pferdeschlag, den man für wirtschaftlich und geeignet gehalten hatte, im Dienst dann als tatsächlich uneingeschränkt verwendbar, sei es, daß die Tiere zu schwer, zu unruhig, zu langsam oder zu schwerfällig waren. Derartige Fehlinvestitionen belasteten dann die Gewinnrechnung empfindlich. „Es machte große Schwierigkeiten, die für den ausgedehnten Einspannerbetrieb erforderliche Anzahl geeigneter Pferde zu bekommen“, berichtete die ABOAG im Jahre 1905. Da den Bemühungen, passende Tiere zu beschaffen, weiterhin der volle Erfolg versagt blieb, gab man die Betriebsart des Einspanners nach und nach wieder auf. In den letzten Jahren vor dem ersten Weltkriege verwendete man hauptsächlich russische Pferde, die zufriedenstellend arbeiteten. Auch die Ausgabe für Futtermittel — verfüttert wurde vor allem Mais — war ein beachtlicher Posten, 1905 gab man für Futter 1,84, 1910 2,33 Millionen Mark aus. Da die Futterpreise alljährlich Schwankungen, oft Verteuerungen ausgesetzt waren, lag auch in ihnen ein Unsicherheitsfaktor in der Wirtschaftlichkeitsberechnung.

Der große Pferde- und Wagenbestand stellte aber noch weitere Aufgaben, es mußten genügend Grundstücke zur Verfügung stehen, auf denen die erforderlichen Ställe und Remisen, Futterlager, Hufschmieden usw. errichtet werden konnten, und diese Grundstücke mußten so gelegen sein, daß zu den Umspannstellen nicht allzu weite Wege zurückzulegen waren. In den ersten Jahrzehnten hatten die privaten Fuhrherren auf eigenen oder gemieteten Grundstücken Pferde und Fahrzeug untergebracht; mit der Zusammenfassung des Omnibuswesens in einer Gesellschaft mußten auch größere Betriebshöfe geschaffen werden. Die Vorläuferin der ABOAG, die Berliner Omnibus-Gesellschaft, hatte 1866/67 auf dem Grundstück Kurfürstenstraße 143 einen Omnibushof errichtet, der sich längs der Froben- bis zur Bülowstraße erstreckte und bis 1903 bestand. Hier waren längere Zeit auch Hauptverwaltung und Zentralwerkstatt der ABOAG untergebracht. Alle Omnibusdepots befanden sich in den Randgebieten der inneren Stadtteile, z. B. in der Gneisenastraße, der Marienburger Straße, in der Gartenstraße usw. Mehrere Omnibushöfe entstanden seit 1886 auf dem Gelände des früheren Strousbergischen „Neuen Berliner Viehmarktes“ westlich der Brunnenstraße. Die „Packtfahrt“, die „Neue“ und die ABOAG hatten auf dem ausgedehnten Terrain Grundstücksteile gemietet oder gekauft, teilweise standen hier noch die Ställe aus der Viehmarktzeit, so daß diese Grundstücke für die Bedürfnisse der Omnibusgesellschaften gut geeignet waren. Auf einem der ABOAG-Grundstücke, das seit den neunziger Jahren für den Pferdebetrieb ausgebaut wurde, errichtete man später Autobushöfe, so 1929 den jetzt noch vorhandenen Hof Usedomer Straße. Teile eines sogenannten Etagenstalles sind hier noch vorhanden. Vollständiger sind die Baulichkeiten eines Omnibushofes aber

auf dem Hof des Grundstücks Monumentenstraße 33/34 erhalten. Zur Unterbringung von etwa 600 Pferden wurden auch hier 1900/04 Etagenställe errichtet. Um eine möglichst große Anzahl von Pferden auf einem Hof unterbringen zu können, legte man einen Teil der Ställe in das erste Obergeschoß. Die Pferde gelangten auf einer Rampe zu einem Laufgang in Höhe des ersten Geschosses und von diesem Gang dann in die Stallräume. Derartige Bauten, Vorläufer unserer Park- und Garagenhäuser, hatte die Berliner Pferdebahngesellschaft zur besseren Ausnutzung ihrer Grundstücke zuerst in den frühen achtziger Jahren gebaut.

Die ABOAG ging bei dem Abbau des Pferdeomnibusbetriebes recht behutsam vor, das mußte sie zunächst auch, denn der Ende 1905 aufgenommene Autobusbetrieb war in den ersten Jahren recht unrentabel, z. T. bedingt durch den „kolossalen Gummiverbrauch“, d. h. den Verschleiß an Reifen. Selbst die erste Autobuslinie, die vielbenutzte Friedrichstraßenlinie deckte nur knapp ihre Selbstkosten. Das von den zahlreichen dunkelroten Pferdeomnibussen belebte Straßenbild aus der Zeit nach 1905 sagt aber nichts aus über die Vorstellungen in der Öffentlichkeit und in den kommunalen Gremien über dieses Verkehrsmittel.

Die Charlottenburger Stadtverordnetenversammlung beauftragte bereits im November 1904 den Magistrat, mit geeigneten Unternehmern in Verbindung zu treten, um die Errichtung von Omnibus-(Automobil-)Linien auf Charlottenburger Gebiet herbeizuführen. Den Verhandlungen blieb allerdings der Erfolg versagt, da zu dieser Zeit der Autobus noch Versuchsobjekt war und für einen Linienverkehr noch keinerlei Erfahrungen vorlagen. In den Jahren 1907/08 sprach sich die Charlottenburger Verwaltung verschiedentlich gegen die Einführung von Pferdeomnibuslinien in dortigen Straßen aus. Bei der Qualität der Tauentzienstraße sei es sicherlich nicht angebracht, hier noch einen Pferdeomnibusbetrieb einzurichten, der in qualitativ minderwertige Gegenden und nicht in die beste Wohngegend gehöre. An anderer Stelle wird ausgeführt, es werde der Pferdeomnibus „fast ausschließlich von einem Publikum benutzt, welches in Bezug auf wirtschaftliche Verhältnisse weniger gut dasteht“. Die Endhaltestellen der Pferdeomnibuslinien hätten üblen Geruch und Fliegenplage im Gefolge, in der Hardenbergstraße würde eine solche Endhaltestelle nicht in Frage kommen, sondern nur da, wo eine minderbemittelte, nicht steuerkräftige Bevölkerung wohne, etwa am Karl-August-Platz. Mistgeruch und Fliegenplage werde man aber vertreten können, da das dort wohnende Publikum von einer Pferdeomnibuslinie Vorteile habe. Auch der Polizeipräsident von Charlottenburg sagte 1908 einmal, die wohlhabenden Bewohner der Zoogegend liebten im allgemeinen den Pferdeomnibus nicht³⁰.

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges unterbrach jäh den ruhigen Gang der Entwicklung, d. h. den allmählichen Abbau des Pferdeomnibusbetriebes zugunsten des Autobusses. Ein großer Teil des Personals, der Pferde und der Kraftfahrzeuge wurde von den Militärbehörden eingezogen, Futter- und Materialknappheit trugen das ihre dazu bei, die Aufrechterhaltung auch nur eines eingeschränkten Betriebes zu erschweren. Ende 1916 waren noch 16 Pferdeomnibuslinien mit 230 Wagen, Ende 1917 2 Linien mit 20 und Ende 1918 eine Linie mit 30 Wagen in Betrieb. Zu diesem Zeitpunkt war die Zahl der Pferde auf 1199 gesunken, die aber wegen ihres schlechten Ernährungs- und Gesundheitszustandes wenig leistungsfähig waren. Tarifierhöhungen — 1916 wurde der 5-Pfennig-Teilstreckentarif auf 7½ Pfennig, 1918 auf 12½ Pfennig heraufgesetzt

— sowie die Verwendung von Pferden im Güterfuhrbetrieb brachten zwar höhere Einnahmen, konnten aber bei den ständig wachsenden Ausgaben für Löhne, Futter und Material usw. den Betrieb nicht aus dem Defizit bringen. Im ersten Friedensjahr 1919 verkehrten Pferdeomnibusse nur noch auf der alten Linie vom Halleschen Tor durch die Friedrichstraße zum Stettiner Bahnhof, die wegen der Materialknappheit im Autobusbetrieb seit 1916 notgedrungen wieder mit Pferden betrieben werden mußte, und auf der Strecke Bülowstraße—Stettiner Bahnhof. Allerdings bestand daneben auch nur eine von Pankow nach Neukölln führende Autobuslinie.

Nach Kriegsende war die ABOAG bestrebt, in erster Linie den Autobusverkehr wieder aufzunehmen; den schon 1914 unrentablen und veralteten Pferdeomnibusbetrieb, der jetzt nur noch über abgearbeitete Tiere und abgenutzte Wagen verfügte, wieder auf den früheren Stand zu bringen, war wirtschaftlich und finanziell gar nicht mehr möglich. Am 22. 6. 1920 wurde der Pferdeomnibus ganz aus dem Tagesverkehr gezogen. Bereits seit 1919 war er aber, da die Straßenbahnen und die U-Bahn wegen Kohlenmangels und Stromknappheit ihren Betrieb in den späten Abend- und Nachtstunden einschränken mußten, für den Nachtverkehr eingesetzt worden. Er bediente den nach Schluß der Theater, Lichtspielhäuser und Vergnügungsstätten aufkommenden Verkehr, vor allem im Westen, und dabei scheint er sich zunächst noch leidlich rentiert zu haben. Abgesehen von einigen kurzlebigen Nachtlinien bestanden von 1919 bis 1923 zwei Linien, eine fuhr vom Bahnhof Zoo durch die Bundesallee zum Bundesplatz bzw. zur Ecke der Schloßstraße; sie wurde im Frühjahr 1923 aufgegeben. Die andere Linie führte vom Potsdamer Platz durch die Bülow-, Tauentzienstraße, den Kurfürstendamm zum Ringbahnhof Halensee. Auf dieser Linie verkehrte der letzte Pferdeomnibus am 25. August 1923. Mit diesem Tage verschwand der Pferdeomnibus nach 77jährigem Bestehen für immer aus dem Berliner Verkehr. Einst war er das einzige städtische Massenverkehrsmittel gewesen, dann nur noch eins von mehreren und nicht das wichtigste. Der Großstadtverkehr wurde hauptsächlich von Straßenbahnen, der Stadt- und Vorortbahn und seit 1902 auch von der Hochbahn bewältigt. Während die schienengebundenen Verkehrsträger expansiv wirkten, nach außen, in das Umland strebten, mußte sich der Pferdeomnibus mit dem Verkehrsgebiet begnügen, das er schon 1865 besessen hatte. Er konnte es auch nicht viel überschreiten, denn er war von der Leistungsfähigkeit der Pferde abhängig. Der Anteil des Pferdeomnibusses am Gesamtverkehr, bezogen auf das von ihm bediente engere Stadtgebiet, betrug in den Jahren zwischen 1890 und 1910 kaum mehr als 15 v. H. Die absoluten Vergleichszahlen der einzelnen Verkehrsträger lassen sich nur schlecht verwerten, da in ihnen ja auch das Verkehrsaufkommen aus den Vororten, also Gebieten, wo der Omnibus gar nicht vorhanden war, enthalten ist. Immerhin mögen folgende Zahlen das Verhältnis wenn auch nur annähernd veranschaulichen: 1900 benutzten 80 Millionen die Pferdeomnibusse, aber 280 Millionen die Straßenbahn, 1905 war das Verhältnis 104 : 428 Millionen³¹. Ein anderes Beispiel: 1900 rollten täglich zeitweise über 2000 Omnibusse über den Potsdamer Platz, aber knapp 5000 Straßenbahnwagen.

Die Zeit nach 1880 war — verkehrsgeschichtlich gesehen — ein rechtes Straßenbahnzeitalter, nach 1900 begann daneben das Schnellbahnzeitalter. Die Jahre um und nach 1900 sind erfüllt von kommunalpolitischen Kämpfen mit den Straßen-

bahngesellschaften über deren Tunnelprojekte, über die Auslegung der Verträge, die Dauer der Straßenbenutzung, die Tarifgestaltung, über Konkurrenzbetriebe und dergl. Schnell- und Schwebbahnprojekte werden entworfen und diskutiert, im Wettbewerb Groß-Berlin von 1910 nimmt die Schnellbahnplanung einen großen Raum ein. Die Debatten in den Stadtverordnetenversammlungen, die Prozesse zwischen Berlin und den Straßenbahnen nehmen das öffentliche Interesse in Anspruch. Seit 1906 verhandeln die Berliner und die Vorortgemeinden über einen Verband, der eine gemeinsame kommunale Straßenbahnpolitik betreiben soll, diesen Bestrebungen bleibt der Erfolg versagt. Aber der Zweckverband von 1912 hat als wichtige Aufgabe, die Straßen- und Schnellbahnverhältnisse übergemeindlich im Groß-Berliner Gebiet zu koordinieren und zu regeln. Der Pferdeomnibus bleibt völlig außerhalb dieser Auseinandersetzungen, außerhalb aller Verkehrsplanungen und ist auch nicht Gegenstand des Zweckverbandsgesetzes. Als „friedliches“ Verkehrsmittel steht er abseits allen verkehrspolitischen Geschehens, selbst von der sonst so wettbewerbsempfindlichen Straßenbahn wird er kaum als ernsthafte Konkurrenz empfunden, wohl aber sein Nachfolger, der Autobus, der nun in die Vororte einzudringen beginnt.

Schließlich noch eins: Die Berliner Verkehrsverhältnisse sind nicht repräsentativ für die allgemeine Entwicklung des Stadtverkehrs. In der Weltstadt Berlin mit ihren gewaltigen Verkehrsspannungen und ihren differenzierten Verkehrsbedürfnissen konnte der Pferdeomnibus, wenn auch im Schatten der Straßenbahn, Stadt- und Schnellbahnen, noch bestehen. In allen anderen deutschen Städten war er fast völlig verdrängt worden, als die Straßenbahnen aufkamen, selbst in Hamburg, der deutschen Stadt mit der ältesten und reichsten Omnibustradition, war er beinahe völlig verschwunden. Berlin bietet also ein ganz besonderes, nur ihm eigenes Stück Verkehrsgeschichte.

Anmerkungen

- ¹ Dieterici: Geschichtl. u. statist. Mitteilungen über das öff. Fuhrwesen in Berlin. In: Zs. d. Kgl. Preuß. Statist. Bureau, Bln. 1865.
- ² Berliner Stadt- und Gemeindekalender 1, 1867; später u. d. T.: Berlin und seine Entwicklung. Städt. Jb. f. Volkswirtschaft u. Statistik.
- ³ Der Verwaltungsbericht des Kgl. Polizei-Präsidiums von Berlin f. d. Jahre 1871—80, Bln. 1882, S. 554, teilt mit, daß dem Geh. Kommerzienrat Henoch am 29. 10. 1839 die Erlaubnis erteilt wurde, bei Ankunft der Züge der 1838 eröffneten Potsdamer Bahn drei Omnibusse auf dem Bahnhof aufzustellen und Fahrgäste für den Preis von 2 Silbergroschen auf drei verschiedenen Wegen bis nach dem Alexanderplatz zu befördern. Es findet sich aber nirgends der geringste Hinweis, daß diese Omnibusse auch tatsächlich gefahren sind. Willibald Alexis und Ludwig Rellstab, die für derlei Fragen sehr aufgeschlossen waren, die Zeitungen der Zeit usw. schweigen sich völlig aus. Vgl. Zs. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 57, 1940, S. 83.
- ⁴ Der Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1861—76, H. 2, Bln. 1880, S. 44, weist darauf hin, daß mit der Zunahme der auf den Bahnhöfen ankommenden und abfahrenden Reisenden „sich auch insbes. die Zahl der den Personen-transport von den Bahnhöfen nach der Stadt bewirkenden Droschken erheblich vermehrt“ habe. Vgl. Dieterici, a.a.O., S. 243.
- ⁵ A. Meyer: Aus guter alter Zeit. Stuttgart 1909, S. 207.
- ⁶ Berlin, ein Führer durch die Stadt und ihre Umgebung. Bln. 1855.
- ⁷ Leipziger Ill. Zeitung v. 11. 9. 1847, abgedruckt in: Mitt. Ver. f. d. Gesch. Berlins 37, 1920, S. 56.
- ⁸ H. Wachenhausen: Illustr. Fremdenführer durch Berlin und Potsdam für 1856, S. 110.
- ⁹ Berliner Stadtklatsch, Heitere Lebensbilder aus Berlins Gegenwart Nr. 10, Bln. o. J.
- ¹⁰ H. Fechner: Mein liebes altes Berlin. Neue Spreehansgeschichten. Bln. o. J., S. 44.
- ¹¹ Berlin, ein Führer durch die Stadt und ihre Umgebung. Bln. 1857.
- ¹² Dieterici, a.a.O., S. 243.
- ¹³ Dieterici, a.a.O., S. 246.
- ¹⁴ In: Amtsbl. d. Kgl. Reg. zu Potsdam u. d. Stadt Berlin, 1851, Beil. zum 3. Stück. Andere Einzelheiten in der Polizei-VO. betr. den Betrieb des Omnibus-Fuhrwesens in Berlin v. 3. 1. 1865, in: Amtsbl. 1865, Beil. zum 4. Stück.
- ¹⁵ ABOAG-Festschrift 1868—1928.
- ¹⁶ R. Springer: Berlin. Ein Führer durch die Stadt und ihre Umgebung, Bln. 1860. a.a.O., S. 555.
- ¹⁷ Mitgeteilt in: Chronik des Berliner Fuhrgewerbes (Bln. 1953).
- ¹⁸ Dieterici, a.a.O., S. 250.
- ¹⁹ Chronik d. Berliner Fuhrgewerbes. — Vgl. Springer: Berlin, die deutsche Kaiserstadt, 1878, S. 228.
- ²⁰ Berliner Compaß, Wegweiser f. Fremde u. f. Hiesige 1866, in: Mitt. Ver. Gesch. Berlins 1903, S. 99 ff.
- ²¹ Statist. Jb. d. Stadt Berlin f. 1879, S. 140 u. 143; VerwBer. d. Pol.-Präs. von Berlin 1871 bis 1880, S. 558.
- ²² ebda. S. 555.
- ²³ Zeitung „Der Westen“ v. 3. 7. 1944.
- ²⁴ Deutsche Bauzeitung v. 30. 7. 1898.
- ²⁵ Anzeiger f. d. Havelland v. 23. 4. 1897.
- ²⁶ Dritter VerwBer. d. Pol.-Präs. 1891—1900, S. 192.
- ²⁷ Nach Akten des Bezirksamtes Neukölln.
- ²⁸ Vgl. hierzu Berliner Verkehrsblätter 1960: Das Tariffiasco der ABOAG 1908.
- ²⁹ Nach Akten des Bezirksamtes Charlottenburg.
- ³⁰ Vgl. die Statistiken bei Giese: Das künftige Schnellbahnnetz f. Groß-Berlin, 1919, und Koppenhagen: Die Entwicklung des öff. Personenverkehrs in Groß-Berlin 1865—1914. Diss. Bln. 1961.

Abschließend sei an dieser Stelle besonders gedankt der Arbeitsgemeinschaft „Berliner Nahverkehr“ sowie Herrn Marinebau Rat a. D. Dipl.-Ing. Bombe in Kiel, der zu diesem Thema zahlreiche Einzelheiten, Fahrpläne und Statistiken gegeben hat.

In den Zelten — durch die Zeiten

Kulturgeschichte am Tiergartenrand 1740—1960

„Bereits König Friedrich I. hatte damit begonnen, das Wildgehege des alten kurfürstlichen Tiergartens in einen der Öffentlichkeit zugänglichen Lustgarten zu verwandeln. Unter ihm ist die Charlottenburger Allee entstanden, auf ihn gehen auch der Große Stern und die Sternallee zurück. Friedrich der Große ließ nun mit der weiteren Verschönerung fortfahren. Knobelsdorff bereicherte den Großen Stern durch Hecken, Pyramidenbäume und Statuen und erschloß die Bosketts zwischen den Hauptstrahlen durch irrgartenartige und ähnlich verschränkte Wegenetze. Auch den Zirkel, die Promenade der wohlhabenden Berliner Bürger, schmückte er durch Statuen und mannigfaltige Bepflanzung der Alleen aus. Vor allem legte er im östlichen Teil vor dem Brandenburger Tor ein neues Lustquartier an . . .“

So beschreibt Margarete Kühn¹ die große Umgestaltung des Berliner Tiergartens zu einem „öffentlichen Lustgarten“, die dann zur Gründung jener eigentümlichen Ansiedlung, der *Zeiten*, führte, einer Gründung von Hugenotten. Solche finden wir seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts im jenseits der Spree gelegenen Moabit („Terre de Moab“!): das einstige „Stakensetzerhaus“, Dienstwohnung des Wärters des Tiergartenzaunes, kam in den Besitz des Refugiés Martin, „eines französischen Gärtners von sehr kleiner Statur“, dessen Ferme „Martinickenfelde“ dann von Friedrich dem Großen den Namen „Rhabarberhof“ bekam, weil hier mit Armeepferden Kuren vorgenommen wurden². Auch das Terrain, auf dem später Schloß Bellevue entstand, erhielten Refugiés, die hier Seidenzucht trieben; gegen 1750 erwarb hier Baumeister Knobelsdorff, um seiner großen Gartenneugestaltung nahe zu sein, die von Jean Bechier angelegte Maulbeerpflanzung und errichtete darauf ein Landhaus nebst Meierei, das er bis zu seinem Tode (1753) bewohnte³.

1754 kam dieses Grundstück in den Besitz des Kaufmanns und Weinhändlers Pompérac; dessen Erben verkauften es 1758 an den Zelten-Wirt und „Traiteur“ Esaias Dortu und dessen Ehefrau Louise geb. Chambeau, die darauf einen landwirtschaftlichen Betrieb im Zusammenhang mit seinem mit Thomassin betriebenen Zelten einrichteten⁴. Nach der Umwandlung des Tiergartens „aus einem privaten fürstlichen Jagdgehege zu einem öffentlichen Lustpark“ und nach Entfernung des ihn einst umschließenden Plankenzaunes zogen nämlich die Berliner in Scharen zu ihm hinaus, vorzugsweise zu einer nahe dem Spreeufer gelegenen Lichtung im Park, die nun wegen der dort mündenden sieben Alleen „die Sieben Kurfürsten“, Kurfürstenplatz oder Zirkel genannt wurde und „mit einer doppelten Baumreihe von Ulmen und Eichen bepflanzt und mit Ballustraden und Bänken besetzt, zum Sammelplatz der Berliner Gesellschaft wurde“⁵. Es lag nahe, an diesem infolge der Durchforstung entstandenen Ausflugsziel mit seiner starken Besucherfrequenz eine Gaststätte zu errichten, aber eine solche Anlage im Tiergarten war verboten, weil der Park weiter unter einer Art Landschaftsschutz stand.



Bei den Zelten (Gemälde von Hackert, 1761)

Es traf in der Tat zu, daß Knobelsdorff, nachdem er den unter dem „Soldatenkönig“ ganz vernachlässigten Tiergarten in einen herrlichen Lustpark umgestaltet hatte, „nicht gewillt war, sich seine Schöpfung durch Holzbaracken verschandeln zu lassen“. Zwei Hugenotten aber wagten es nun, um diese Konzession auf königlichem Gelände einzukommen: Dortu und Thomassin, auch letzterer ein „Traiteur“ (= Speisewirt), erhielten auf ihren Antrag von dem jungen König 1745 die Erlaubnis, an der Spreeseite des Zirkels Sommerwirtschaften zu errichten und Erfrischungen zu verkaufen, aber mit der Auflage: lediglich in Leinwandzelten, die nur während der warmen Jahreszeit aufgeschlagen bleiben durften⁶ und im Winter wieder in die Stadt gebracht wurden.

Während des Siebenjährigen Krieges (1756—1763) kam noch ein dritter Hugenotte, der ehemalige Seidenhändler Mourier um die Genehmigung ein, sich ebenfalls am „Zirkel“ etablieren zu dürfen. Knobelsdorffs Tod (1753), die Abwesenheit des Königs im Felde und die Verarmung des Staates infolge des langen Krieges sollen die Gründe dafür gewesen sein, daß es nunmehr schon drei Zeltwirte gab. Das Gemälde Hackerts von 1761 zeigt diese „Zelte“ noch als aus Zweigen gebildete Lauben. Ursprünglich nannten sie die Berliner „die Zelter“, später in Anlehnung an die Dativbildungen in den örtlichen Bezeichnungen „Platz an den Zelten“ und „Straße hinter den Zelten“ auch die Lokalitäten „die Zelten“. Das ist so geblieben. Erst 1767 wurde einem der Zeltinhaber, Mourier, gestattet, neben seinem Zelt eine Bretterhütte aufzubauen und zu bewohnen. Er kennzeichnete sie witzig durch ein Schild mit einer goldenen Gans und mit der Auf-

schrift „Mon oie fait tout“. Die Wissenden lächelten über dieses absichtlich nicht ganz korrekte Französisch. Naive konnten es übersetzen „Meine Gans⁷ macht alles!“ Die richtige Deutung war jedoch: „Geld macht alles!“

So unkorrekt war dieses Französisch indes nicht: das Wortspiel war im 18. Jahrhundert leichter verständlich, weil „monnaie“ (= Geld) damals oft noch „monnoie“ geschrieben wurde.

Vor 1745 waren die Berliner nach der jung aufstrebenden, aber noch dörflich wirkenden Nachbarstadt Charlottenburg hinausgezogen, von deren gastronomisch oft fragwürdigen Leistungen Pfarrer Dressel⁸ eine lebendige Schilderung gegeben hatte; jetzt erwuchs den Charlottenburger Wirten die peinliche Konkurrenz der „Zelter“, und wenn Pfarrer Dressel vermerkt, daß sein Neffe und Hausgast David statt zu arbeiten täglich „nach den Zeltern im Thiergarten ging und Bier für zwei Groschen die Bouteille trank“, so spricht hier im Grunde der Groll über den schweren Wettbewerb der „Zelter“, die dem von Berlin entfernter gelegenen Charlottenburg die Gäste abzogen.

In seinem 1779 anonym im nichtpreußischen Sachsen-Altenburg erschienenen Bericht⁹ sagt Prof. Ulrich:

„Eigentlich sollte man diese Zelte Hütten nennen, denn nur selten steht ein aufgeschlagenes Zelt da, sondern der Saal, welcher errichtet ist, hat nur die Form eines Zeltes und ist von Holz. Die Zelte liegen in dem schönsten Teile des ganzen Tiergartens, die Aussicht ist majestätisch und prächtig. Zur Rechten erblickt man das äußerste Ende Berlins, den sogenannten Unterbaum, das Invalidenhaus schimmert durch das Gebüsch hindurch und die Charité ragt über die großen Eichen hervor. Vor den Füßen des Beschauers fließt die Spree vorbei und gewährt ein äußerst angenehmes Schauspiel. Sie wird nie leer von Schiffen, welche teils Holz, teils Kaufmannsgüter, die letzteren von Hamburg über Magdeburg, bringen.“

Man blickt auch auf die einzelnen Gebäude der Pulvermühlen¹⁰, auf das „Moabiterland“, in dem teils Gärtner wohnen, teils „manche Berliner zum Landaufenthalt“. „Vor den Zelten sitzen unter Tangelhütten zahlreiche Berliner an Tischen . . . Bei den Hütten, in welchen wir uns befanden, pflegt sich der bessere Teil der Einwohner zu versammeln, weiter hin ist die Gesellschaft schon weniger gut, und ganz am Ende sitzt Krethi und Plethi. Ich schildere Ihnen nur die Grünebergischen Hütten. In der Mitte der Tische befindet sich eine hohe Säule, an welcher einige Lampen hängen, um den Gästen die Bequemlichkeit zu verschaffen, sich ohne viel Beschwerde ihre Tabakpfeife anzünden zu können. Die Tische sind fast immer besetzt. Es giebt viele Berliner, die täglich bis in den Spätherbst den Tiergarten und diese Hütten besuchen.“

Und nun gibt Ulrich eine soziologisch höchst wertvolle Schilderung der „buntscheckigen“ Gesellschaft und ihrer Unterhaltungen.

Nicht nur der Tod Friedrichs des Großen (1786) scheint die Lockerung der Bauauflagen in den „Zelten“ begünstigt zu haben, sondern auch die Einführung des Schlittschuhlaufens in Berlin; wenigstens erhalten die Zeltenwirte nun erst (1786—1789) die Erlaubnis, auch im Winter ihre Hütten zu benutzen, aus denen die späteren Etablissements hervorgingen. Nun erst wurden die geteerten Leinwandzelte durch Holz-, dann Fachwerk- und Steinbauten ersetzt, deren Äußeres

ein Schilderer der öffentlichen Promenaden Berlins¹¹ „so geschmacklos als möglich“ nennt: „Das geräumigste von allen ist rot angestrichen und mit Göttern und Göttinnen in Lebensgröße bekleckst, die an Abscheulichkeit alles hinter sich lassen, was nur je Elendes in der Art angekommen ist“ ... „Die Kaffe-Häuser sind nichts als elende Hütten von einer Etage, die kaum zwei bis drei kleine Zimmer enthalten ...“

In seinem Berlin-Lexikon gibt Gädicke¹² den Zustand im Jahre 1806: „Zelte, bey, unter oder in den Zelten. So nennt man 4 Coffee-wirtschaften im Thiergarten, bey welchen, besonders bey gutem Wetter, ein großer Zusammenfluß von Menschen zu seyn pflegt. Diese Zelte liegen an der Spree und haben vor sich einen schönen großen Platz, den Churfürstenplatz oder Zirkel ... In älteren Zeiten standen hier wirkliche Zelte, welche aber in kleine Häuser und Lauben umgeschaffen sind. Vom Thore führen mehrere schöne Fahr- und Fußwege nach den Zelten, und vom Zirkel gehen wieder 9 Alleen aus. Auch kann man hier auf Gondeln nach dem gegenüber liegenden Moabit überfahren. Dieser große Platz wurde im Jahre 1806 mit Lohe überschüttet, um den Staub zu vermindern.“

Zur Zeit Friedrich Wilhelms III. waren die dort entstandenen Bretterbuden „von außen mit Austernschalen benagelt. Die anscheinlichsten waren der „Schafstall“, ein langes Viereck, und die „Zuckerdose“, ein Rundbau, beide im Winter mit sogenannten eisernen Oefen primitivster Art versehen.“¹³

Der Zuspruch, der schon durch den Bau des Schlosses Bellevue (1785) gestiegen war, wurde noch durch die Nähe der Spree gefördert: im Sommer Halteplatz der Gondeln nach Moabit und Charlottenburg, im Winter durch den Eislauf, nicht nur auf der Spree, sondern auf dem später verschwundenen Porzellangraben, dazu ganzjährig die schöne Aussicht auf die Jungfernheide, die damals noch über Moabit bis an den Stadtrand reichte. Als die dort angelegten Pulvermühlen aber ständig erweitert wurden, der Weg über den Exerzierplatz (heute: Platz der Republik) erschwert und schließlich verboten wurde, wanderte im wahrsten Wortsinne das „feine Publikum“ zu anderen Gaststätten ab, der Hof und die vornehmen Leute blieben fort, mit ihnen schwand der Glanz früherer Zeiten. Eine Stimme aus dem Jahre 1799 beschreibt, wie ärmlich und heruntergekommen die Zelte nun wirkten¹⁴, doch mildert der Schluß des Berichtes den Ernst der Darstellung etwas ab:

„Sobald es anfängt, dunkel zu werden, begibt sich der ehrbare Teil der weiblichen Gesellschaft nach Hause, und Mädchen und Weiber, welche länger bleiben, ohne von ihren Eltern, Männern oder Kindern begleitet zu sein, setzen sich dem Verdacht aus, zu der feilen Klasse ihres Geschlechtes zu gehören. Die Polizei hält indes so gute Ordnung, daß der öffentliche Wohlstand nicht beleidigt werden darf.“

Die Behörden legten eben Wert darauf, daß das ganze Etablissement stets ein gehobenes Ausflugsziel der Berliner blieb. Mit der Erbauung der massiven „Zelte“ wurde „durch Vertrag der Finanzdeputation im Jahre 1811 bestimmt, daß diese Gebäude ihren Charakter als öffentliche Vergnügungsorte stets behalten müssen“¹⁵, eine Forderung, die noch 145 Jahre später beim Bau der Kongreßhalle berücksichtigt wurde.

Die Zelten in der schönen Literatur des 18. Jahrhunderts

Namhafte Schriftsteller der Zeit nahmen sich seit der Entstehung der *Zelten* dieser Anlage und ihrer Umgebung an. Schon aus chronologischen Gründen haben wir mit einer doppelten Beziehung *Goethes* zu den *Zelten* zu beginnen. Im Tagebuch seiner einzigen Reise nach Berlin notiert er für den 17. Mai 1778: „Nach Tisch in Tiergarten“, und *Pniower*¹⁶ kommentiert (1925):

„Goethe wird die Anlagen des Parks mit dem Blicke des Kenners und zugleich des Lernbegierigen betrachtet haben. War doch gerade damals, im März des Jahres, unter seiner tätigen Mitwirkung, d. h. nach seinen Entwürfen die Schöpfung des Weimarer Parks begonnen worden.

An dem „Bassin“ genannten Teich fand der Maler Philipp Hackert Motive, als er sich während des Siebenjährigen Krieges als Schüler des damaligen Direktors Le Sueur in Berlin aufhielt. Sein Biograph *Goethe* berichtet, daß zwei Gemälde von seiner Hand, die Aussichten vom Teiche der Venus vorstellten, Aufsehen erregten und von Gotzkowsky, dem „patriotischen Kaufmann“, erworben wurden.

Es war ein Sonntag, an dem Goethe den Tiergarten besuchte, und da er sich nach der Tafel beim Prinzen Heinrich dahin begab, können wir ihn uns leicht im Getümmel der Spaziergehenden oder -fahrenden, womöglich unter den Klängen von Militärmusik, vorstellen.“

Goethes Lebensbeschreibung Philipp Hackerts (1737—1807)¹⁷ entstand 1810 bis 1811, erwähnt auch, daß der junge Maler bei Prof. Wagner Privatstunden in Mathematik nahm, „wobei er des Tages über an seinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihn nunmehr immer besser von Statten gehen“. Dabei lernte Hackert die Dichter *Gleim* (1719—1803), *Karl Wilhelm Ramler* (1725 bis 1798) und den Philosophen, Prof. *Johann Georg Sulzer* (1720—1779) kennen, der in Moabit wohnte. Sein Landhaus war einst von den *Zelten* aus sichtbar. *Erna Arnhold*¹⁸ ergänzte (1925):

„Der von Goethe, nach unserer heutigen Kunstauffassung, sehr überschätzte Hackert gehörte in Italien zu seinem engsten Freundeskreis. Nach seinem Tode in Florenz (1807) übersandte sein Schwager, Hofrat Behrendt in Berlin, auf Hackerts Wunsch dessen Autobiographie, die Goethe 1811 überarbeitet herausgab. Darin erwähnt er als erste Bilder, mit denen Hackert an die Öffentlichkeit trat, „zwei vorzüglich gelungene Gemälde, welche Aussichten vom Teich der Venus im Tiergarten darsteilen“. (Es ist unser heutiger Goldfischteich.)

Außer Veduten auf Charlottenburg und Bellevue hat Hackert auch die *Zelten* gemalt (1761). Dazu schrieb *L. Alfieri* (1892)¹⁹: „Während bei Rosenberg die Zelte schon aus Leinwand gebildet werden, bestehen sie hier bis auf eins noch aus Zweigen, wie wir solche noch vor circa 40 Jahren in Schönhausen, Französisch Buchholz und Finkenkrug hergestellt sahen. — Der Künstler scheint in beiden Bildern (der *Zelten*) den Ort als Promenade der feinen Welt dadurch andeuten zu wollen, daß er auf jedes Bild scheinbar den König setzt.“

Eine Darstellung der *Zelten* bei *Johann (Jean) Georg Rosenberg* (1739 bis 1808) haben wir im ganzen Werk dieses Berliner Kupferstechers vergeblich gesucht; gemeint ist wohl *Chodowiecki*?

Aus dem Kreise der Berliner *Goethe-Freunde* haben wir nun *Friedrich Nicolai* zu nennen, der schon 1773 die Landschaft der *Zelten* in einem Zeitroman

verwendet hat²⁰; er schildert hier die „bürgerliche Welt, die sich in den frühen Nachmittagsstunden des Sonntags am Zirkel versammelte und den Tiergarten mit ihren spießbürgerlichen Erscheinungen belebte“. N i c o l a i hat die Z e l t e n kurz zuvor schon einmal beschrieben²¹: „Auf dem großen Platze, rechter Hand an der Spree, der die sieben Kurfürsten pflegt genannt zu werden, weil von demselben sieben Hauptalleen abgehen, sind auf der Seite nach der Spree den ganzen Sommer durch eine Anzahl Z e l t e aufgeschlagen, worinnen allerhand Erfrischungen verkauft werden. Die gegenüberstehende, halbe Rundung des Platzes ist mit einer Allee von sehr hohen Eichen eingefast und ist gleichsam der Sammelplatz aller Spazierenden, die sich teils auf den umhergesetzten Bänken ausruhen, teils unter der Allee hin- und herspazieren. An schönen Sommernachmittagen, sonderlich des Sonntags und Feiertags, pflegt der Zulauf der Spazierenden in Wagen, zu Pferde und zu Fuß sehr stark zu sein, welches selbst an sich ein angenehmes Schauspiel ist.“

Wie volkstümlich diese Örtlichkeit war, zeigt E. T. A. H o f f m a n n (1776 bis 1822) mit ihrer Verwendung in drei berlinischen Erzählungen: „Die Brautwahl“, „Ritter Gluck“ und „Die drei Freunde“. Hierzu bemerkt Bogdan K r i e g e r²²: „In die Z e l t e n verlegt E. T. A. Hoffmann, der dort Anregung und Stoffe für seine literarischen Arbeiten suchte und fand, den Anfang seiner Erzählung „Ritter Gluck“, die, 1808 entstanden, nach des Verfassers eigener Mitteilung auf eine wirkliche Begebenheit in Berlin zurückzuführen ist. Der Träger der Erzählung sitzt an einem Oktobersonntag des Jahres 1807 im Garten von Webers Zelt, in dem ein Orchester spielt. Auch die Novelle „Die drei Freunde“ verlegt Hoffmann in das Webersche Zelt und schildert darin zu Anfang den regen Verkehr an einem Pfingstmontag des Jahres 1814 — die ganze Erzählung beruht auf eigenem Erlebnis.“

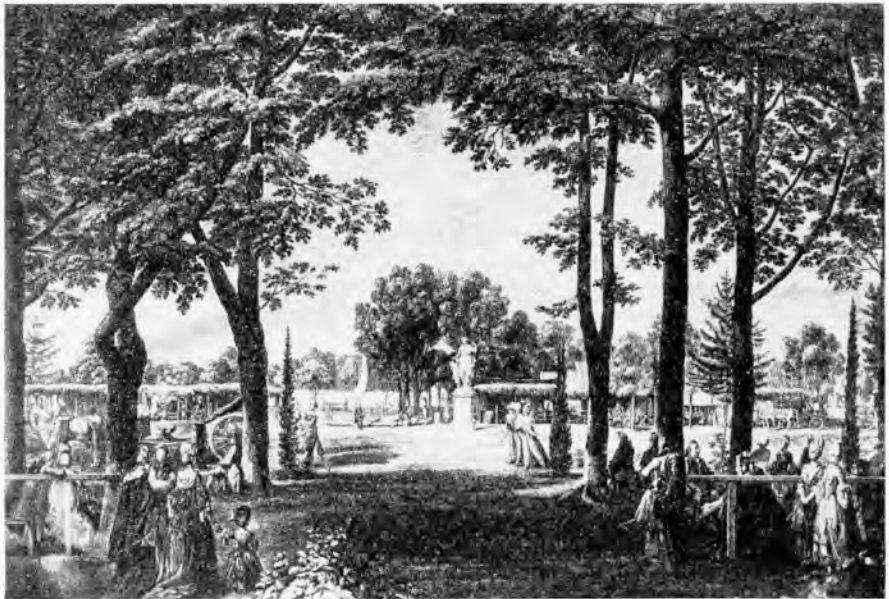
Mehr topographisch beschreibt Johann B e r n o u l l i 1784 ff.²³ „Die Zelter bey Berlin“ und schildert als Begleiter eines schwäbischen Besuchers dessen Enttäuschung über die Hitze, die sie auf dem Wege durch den Tiergarten „hinter den Zelten“ plagte.

Die starken sozialen Unterschiede der um die Wende zum 19. Jahrhundert zu den „klassischen Erholungsstätten der Berliner“ in den Tiergarten strömenden Bevölkerungsschichten und ihre Verteilung auf verschiedene Z e l t e mit entsprechenden Preisunterschieden schilderte ein Engländer 1798²⁴, und auch M e t z e l²⁵ kehrte sie für das Jahr 1809 hervor: „Die zahlreichen Krüppel und Bettler jedoch, die den Weg nach den Zelten säumten, ... werden in den meisten Berichten schamhaft verschwiegen.“

Die Zelten in der Kunst des 18. Jahrhunderts

Die Leistungen Philipp H a c k e r t s hatten wir im G o e t h e-Abschnitt vorweggenommen; nun haben wir Daniel C h o d o w i e c k i (1726–1801) zu nennen, der 1772 die „Zelten“ zeichnete und stach, „La Première promenade de Berlin / La Place des Tentés au Parc dessinée d'après nature et gravée à l'eau forte (die erste Promenade Berlins: Der Z e l t e n - Platz im Tiergarten, nach der Natur gezeichnet und radiert). Über eine davon abweichende Zeichnung des Künstlers vgl. Irmgard W i r t h²⁶.

Die rechts der Diana erkennbare Hütte ist die von Mourier erbaute Gaststätte. Eine liebevolle Beschreibung dieses Blattes verdanken wir Julius Rodenberg²⁷, die mit den Worten beginnt: „Kommt, ihr kleinen zierlichen Figuren, wie ihr vor mir steht auf dem Bilde von Chodowiecki, dem verfeinerten Hogarth Berlins — ihr Püppchen, so zart und gebrechlich wie aus der Meißener Porzellanfabrik — Frauen in langen schleppenden Gewändern, mit hoher Frisur und Puder darin, Männer in gestickten Röcken, mit Band und Haarbeutel, mit dem Hut unter dem Arme und dem Degen an der Seite, höfliche Männer, die sich unaufhörlich verneigen und galante Reden im Munde führen und den Damen die Cour machen ...“



*„Aussicht aus dem Tiergarten nach der Mitte der Zelte“
Radierung von Chodowiecki, 1772*

Chodowiecki schuf 1760 sogar ein in braun und rot gehaltenes stimmungsvolles Gemälde „Die Zelten“ (Märkisches Museum, Berlin)²⁸. Man vergleiche hierzu auch die verschiedenen Kupferstiche von F. Calau, der von 1770 bis 1830 in Berlin tätig war. Hervorzuheben wären etwa „Die Promenade bei den Zelten im Tiergarten bei Berlin“ (1793, gestochen von P. Haas) sowie „Die Zelte im Tiergarten bei Berlin“ (um 1820, gestochen von Laurens und Thiele). — Ein ansprechende Darstellung dieser Promenade bietet auch die Gouache von Peter Ludwig Lütke.

W. Mila²⁹ beschreibt (1829) gerade die Wintervergnügungen als Hauptanziehungsmomente der Zelten: Die „massiven Gebäude“ Nr. 1 und 2 haben große Säle, „aus denen man . . . im Winter auf dem Eise den Anblick einer



*Promenade bei den
Zelten im Tiergarten
Gouache von Peter
Ludwig Lütke
(1759—1831)*

großen Anzahl Schlittschuhläufer genießt, welche die Damen in sogenannten kleinen Pikschlitten herumfahren, was freilich zu Friedrich II. Zeiten noch selten geschah, und zu den jetzigen Modevergnügungen gehört“.

Die auf allen Darstellungen — auch noch auf denen des 19. Jahrhunderts sichtbaren Statuen — meistens mythologische Figuren (Diana!) — sind nicht mehr erhalten; sie sind nicht identisch mit den in mehrfacher Beziehung genannten „Puppen“, die am Großen Stern — also von den Zelten weit entfernt — standen und hier außer Betracht bleiben³⁰.

„Zelten“-Gastronomie

Friedrich Nicolai schildert in seinem Roman „Sebaldus Nothanker“, wie dieser auf seiner Wanderung über Spandau und Charlottenburg an einem Sonntagnachmittag in die Zelte kommt: „Die Exzellenzen und die gnädigen Damen hatten sich eben zur Tafel gesetzt. Die Kenner im Essen kaueten noch an den reich gewürzten Frikasseen, schmeckten die zusammenkonzentrierten Säfte der feinen Ragouts, in Schüsseln mit Asa Fötida (= eine in der feinen französischen Küche verwendete Gewürzpflanze) gerieben, und zogen im Voraus das Fumet des raren Wildes in sich, das ihrer Zähne wartete. Die reichen Kapitalisten waren eben vom Burgunder und 26er Rheinweine gesättigt und begannen den Peter Semeyns (rheinischer Winzer Peter Simon), Syrakuser, Rivesaltes (aus Südfrankreich) und Capwein beim Dessert aus kleinen Gläsern zu schlürfen.“³¹

Ein „Abendessen in den Hütten“ beschreibt 1779 Prof. Ulrich³²: „Das Essen war schön, aber dafür auch nicht wohlfeil. Ein gebratenes junges Huhn z. B. kostete mit Gurkensalat acht Groschen und das Quart Pontack (= Rotwein aus Pontacq/ Pyrenäen), das man in Berlin mit neun Groschen bezahlt, muß man hier für zehn kaufen.“

„Am Saume des Waldes, dem ... ersten Lokal gegenüber, befand sich ein Leinwandzelt, in welchem der Hoftheater-Konditor Reibedanz Gefrorenes und vorzüglichen Kirschkuchen feilbot.“

„Der Kaffee wurde (im 18. Jahrhundert) hier auf runden, zinnernen Schüsseln portionsweise dargereicht, die Löffel waren von Blei.“³¹

Zur Getränkefrage berichtet Alexander Meyer (1873), daß in den Zelten zunächst „ausschließlich Weißbier verschenkt wurde und namentlich dasjenige in dem Zelt Nr. 2 bei Cornet stand in hohem Rufe. Weißbier und die Zelten gehörten damals untrennbar zusammen“³².

Während Herr Schmidt in den Zelten nach Altberliner Brauch donnerstags seine Erbspicknicks veranstaltete, kündete George (Restaurateur Bellevue-Ecke Lennestraße, um 1850) mittwochs zum Abendessen Frische Wurst an³³. Die Festlegung kulinarischer Genüsse auf bestimmte Wochentage in den Zelten beschreibt noch für 1891 Julius Rodenberg³⁴ nach dem „althergebrachten, für ganz Berlin gültigen Gesetz: „... Donnerstag: „Fricassée von Huhn“, Freitag: großes Fischessen, mit all' den heimathlichen Delicatessen: Aal grün und Aal mariniert, Hechte mit Klößen und Schlei in Dill, Zander mit Butter und Quappen in Bier — denn das Berliner Völkchen weiß zu leben, hängt an der Tradition seiner fischefangenden Väter ...“

Adolf Heilborn (1867–1941)³⁵ wußte nicht nur über die Etymologie, sondern auch die Stimmung in den Zelten zu berichten, jenem „merkwürdigen echt Berliner Plural für „Zelt“. Zur Zeit des Alten Fritz, der den Tiergarten eigentlich erst schuf, standen hier nämlich zwei veritable Leinwandzelte, darin französische Zuckerbäcker Erfrischungen feilhielten. Diese „Zelten“, was waren die uns einst?! Dem Kinde hießen sie schulfreie Nachmittage mit den Eltern im Grünen, mit Salz- und Zimtbrezeln und roten und blauen Luftballons. Dem Studenten waren sie Ort heimlicher Rendezvous und, nun ja, des — hm, hm, Katerfrühstücks, notabene so morgens um 7 Uhr schon und nicht immer in ganz einwandfreier Begleitung ...“

Gegenüber den in der Schilderung lukullischer Gourmet-Platten begüterter Zeltenbesucher schwelgenden Berichten hatten schon Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts darauf hingewiesen, daß dort für die ärmere Bevölkerung bereits Salzbrezeln und eine saure Gurke mit trockenem Brot das Höchste der Gefühle darstellte ...

Wie stark trotz des restlosen Verschwindens der Zelten (1953) noch die Erinnerung an diese Stätte ist, zeigte sich, als bei der Deutschen Gastwirtsmesse vom 26. Oktober bis 4. November 1962 am Berliner Funkturm die Halle VI „im Stile der berühmten ‚Zelten‘ im Tiergarten gestaltet“ wurde — es fehlte weder eine Altberliner Weißbierstube noch eine Militärkapelle in Uniformen vor 1914!

Kunst und Künstler in den Zelten des 19. Jahrhunderts

Hier ist vor allem wieder Calau zu nennen, dessen Bild „Winterbelustigung auf der Spree hinter den Zelten“, gestochen von Laurent und Thiele (tätig 1790 bis 1830) Aquatinta, wir die Kenntnis der Formen des damals am Spreeufer errichteten Gebäudes verdanken, „ein zweigeschossiger, nach vorn offener und durch Pfeiler und Rundbogen gegliederter einfacher Bau, der die Zuschauer auch beim winterlichen Eislauf auf der Spree aufnahm.“³⁶

Von dem Nordhäuser und Berliner Landschaftsmaler Wilhelm Eichler stammt das Gemälde „Winterfreuden auf der Spree“ (1828—1830), welches links die Zelten zeigt, um 1830, im Hintergrund Schloß Bellevue, die meisterhafte romantische Darstellung eines eisigen und trüben Spätnachmittages — halb Goya, halb Carl Blechen — auf dem zugefrorenen und verschneiten Flusse.

Der aus Berlin stammende Breslauer Universitätslehrer, Prof. Dr. jur. Felix Eberty (1812—1884) gibt (bis 1840) in seinen Erinnerungen³⁷ eine eingehende Schilderung der Zelten als „Tummelplätze der Schlittschuhläufer“ und der hinter den „massiven Wirtshäusern bereitstehenden Stuhlschlitten“: „Daß ein Stelldichein zärtlicher Art hier zu den gewöhnlichsten Vorkommnissen gehörte, versteht sich von selbst, und oft genug spielte das Eis den Eheprokurator.“ Nicht selten mischte sich der berühmte Bildhauer Schadow, damals schon über 70 Jahre alt, unter die lustige Schar und glitt auf seinen Schlittschuhen munter über die Fläche dahin. Eberty beschreibt dann, wie die einzelnen Berufsstände diesem Wintervergnügen zu ganz verschiedenen Zeiten des Tages huldigten, weil sie zu verschiedenen Zeiten — Mittag aßen. Die Winterlustbarkeiten in den Zelten wurden festgehalten in einer Zeichnung von Emil Koller, 1822 entstanden³⁸. Von Emil Koller stammt auch das Bild „Gondelfahrt auf der Spree bis zur Moabiterbrücke“. Die Gondeln faßten ca. 30 Personen, und das Gedränge war besonders an Sonntagen lebensgefährlich. Unweit des Zeltes 1 lag immer ein halbes Dutzend Boote bereit, und ein Leierkastenmann spielte so lange, bis die gefüllte Gondel ihre Fahrt antreten konnte. ... Von Zeitgenossen wird auf die



Gondel bei den Zelten (Koller, 1822)

originellen „Gallionsfiguren“ der Altberliner Gondeln hingewiesen, auf unserem Bilde ist es ein Türkenkopf.

Aus den Märztagen 1848 stammt ein Aquarell des Architekturmalers Robert Raabe (1825—1888): In den Zelten, sowie eine anonyme Lithographie: Volksversammlung in den Zelten März 1848, die auch bauliche Einzelheiten zeigt³⁰.

Eine Wiedergabe des Hauptgebäudes der Zelten um 1856 enthält (in kleinstem Maßstabe) der „Plan Monumental von Berlin“ des Verlages Carl Glück; schon 1856 also ein stattlicher, dem darüber wiedergegebenen Schloß „Belle vue“ ähnelnder Bau⁴⁰.

1848: Die Zelten, „ein revolutionärer Begriff“

Die sozialen Spannungen, die auf diesem feiertäglichen Treffpunkt aller Berliner Bevölkerungskreise schon im 18. Jahrhundert mehrfach merkbar geworden waren, stiegen nach den Freiheitskriegen weiter an. Harmlos hier noch das von Adolf Glasbrenner⁴¹ (1810—1876) wiedergegebene Gespräch der beiden Eisbahnfeger Pickel und Krempe: „Seh' mal, der Offizier is jetzt hinter de Zelten, un macht doch heute mehr Eroberungen als sonst.“

Daß nun die einstige Vergnügungsstätte des friderizianischen Berlin ein Jahrhundert nach ihrer Gründung, in den Märztagen 1848, „ein gefahrdrohendes Signal für das aus seiner biedermeierlichen Ruhe aufgeschreckte Berlin“ wurde, daß „hier die ersten politischen Volksversammlungen wenige Tage vor Ausbruch der Märzrevolution stattfanden“, daß hier sogar ein Volksverein der „Volksversammlung unter den Zelten“⁴² gegründet wurde, das hatte zwei sekundäre Gründe: diese Örtlichkeit lag außerhalb der am Brandenburger Tor endenden Grenze der Innenstadt, hinter der (zunächst noch) Versammlungsfreiheit herrschte. — Schon seit 1846 hatte dort für viele Berliner eine Art revolutionärer Atmosphäre geherrscht, seitdem die Berliner „Lichtfreunde“ sich dort versammelt hatten und von der Polizei auseinandergetrieben worden waren⁴³. Außerdem waren die Zelten wie geschaffen in jener spätwinterlichen Jahreszeit den Versammlungsteilnehmern ein Obdach und den nötigen Raum zu geben. Krieger⁴⁴ beschreibt den Anfang: „Das Podium des Orchesters wurde zur Rednertribüne, und es wurden regelrechte Debatten gehalten, ohne daß die Ruhe gestört wurde. Der Polizeipräsident von Minutoli fand sich persönlich ein und forderte die Teilnehmer an der Versammlung auf, dafür Sorge zu tragen, daß sie ohne Störung verliefen. Militär rückte an, hatte aber keinen Grund zum Einschreiten. In langem Zuge zogen die Leute von den Zelten zur Stadt zurück. Von diesem Tage an wiederholte sich die Versammlung in den Zelten.“

Besonders vermerkt seien die Versammlungen vom 6. und 7. März in einem Saal der Zelten, bei der die „Adresse“ mit neun Forderungen an den König verfaßt wurde. An der Versammlung vom 9. März 1848 nahmen 3000 bis 4000 Bürger teil, „sodaß die damals vorhandenen 2 Säle der Zelten nicht ausreichten. Der Besitzer des benachbarten Restaurants Kroll verweigerte hingegen die Benutzung seines Etablissements und ließ seine Räume durch die Polizei abriegeln“⁴⁵.

Seit den Märztagen 1848 „erstarb in den Zelten all der Trubel. Wie ein dunkler Schatten lag die letzte Vergangenheit über den verödeten Lokalen, — man mied sie“⁴⁶.



Volksversammlung in den Zelten 1848

Auch Julius Rodenberg⁴⁶ bezeichnete das Jahr 1848 als Beginn des vollständigen Niederganges der Zelten. „Lange waren und blieben sie verödet, sie sahen verfallen aus und wurden, wenn überhaupt, nur noch von den unteren Volksklassen besucht.“⁴⁷ Ihren Wiederaufschwung setzt Rodenberg mit Anfang der 1870er Jahre an, wo diese ganze Gegend sich umgestaltet hat und die früher auf der entgegengesetzten Seite des Tiergartens belegenen Etablissements eins nach dem andern geschlossen wurden und verschwunden sind, um neuen Straßen Platz zu machen. Seitdem sind die Zelten wieder in ihr altes Recht getreten. Das privilegierteste derselben war Nr. 2.

Die Zelten als Wohngegend 1828—1945

Es lag nahe, daß es in der wachsenden preußischen Hauptstadt einige Bürger in die Ruhe der Randgebiete zog; wohl waren schon Moabit und Charlottenburg mit Sommervillen besiedelt, der Tiergarten als königlicher Besitz konnte dazu in seinem Kern nicht dienen, wohl aber jenes in Privatbesitz befindliche Randgebiet in der unmittelbaren Umgebung der Zelten. Hier schloß sich in den 1820er Jahren an die mit Nr. 1 bis 4 bezeichneten Gaststätten allmählich eine ständige Wohnsiedlung an, äußerlich dadurch anerkannt, daß die Straße den Namen „In den Zelten“ laut Bekanntmachung des Kgl. Polizei-Präsidiums vom 1. Dezember 1832 erhielt⁴⁸. Diese Ansiedlung entwickelte sämtliche denkbaren Baustile: vom spätklassizistischen Villenbau bis zu aufdringlichster Pseudorenaissance. Diese oft palaisartigen Gebäude, die sich an die Zelten-Gaststätten anschlossen, lagen an den Straßen: „In den Zelten“, „Beethovenstraße“ und „Schlieffen-Ufer“. Sie wur-

den im letzten Kriege zerstört und dann völlig abgetragen. Unter ihren Bewohnern befanden sich namhafte Vertreter der Geistesgeschichte; aus ihrer Reihe können wir nur einige profilierte Persönlichkeiten in ihrem Verhältnis zu dieser Stätte skizzieren.

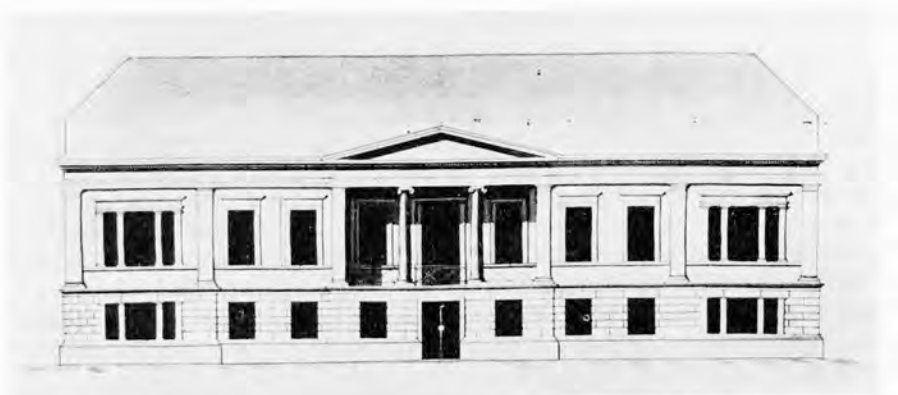
Bettina v. Arnim: In den Zelten 5 (1847—1859)

Die Witwe Achim v. Arnims hatte mit ihren Töchtern Armgart, Maximiliane und Gisela zunächst in drei Häusern der Innenstadt gewohnt, zuletzt Köthener Straße 9-11. Nun zog die Familie, um mehr Ruhe zu haben, in die Zelten. Das Haus Nr. 5 war im Sommer 1828 für den Ratszimmermeister Heinrich Schellhorn erbaut worden. Grundstücksnachbar war seit 1821 Herz Beer, seit 1830 der „Banquier“ Wilhelm Beer. Die Akten der Baupolizei⁴⁹ bezeichnen das Grundstück als „an dem Weberschen Local angrenzend“, also an den Zelten-Wirt Nr. 4. Schellhorn hatte schon 1821 zwischen dem „Porzellan-Holzplatz“ (das war das Depot, wo das von der KPM benötigte Holz lagerte, das auf dem „Porzellan-Graben“ geflößt wurde) „und in den Zelten im Thiergarten einen Holzplatz in gleichen die daselbst erbaute Wächterbude“ angelegt. Das 1828 erbaute Gebäude Nr. 5 hatte Irmgard Wirth⁵⁰ 1955 nach den beiden Zeichnungen von Armgard v. Arnim (nach 1848) baugeschichtlich gewürdigt. Die 1961 entdeckte erste Bauzeichnung⁵¹ zeigt die Fassade, wie sie sich trotz später erfolgter, nicht genehmigter Umbauten bis Mitte der 1870er Jahre erhalten hatte. Schellhorn war bis 1853 der Hauswirt Bettinas, die von 1847 bis zu ihrem Tode 1859, also 12 Jahre lang, hier zur Miete wohnte. Seit 1857 hieß das umliegende Gelände „Vahlscher Zimmerplatz“.

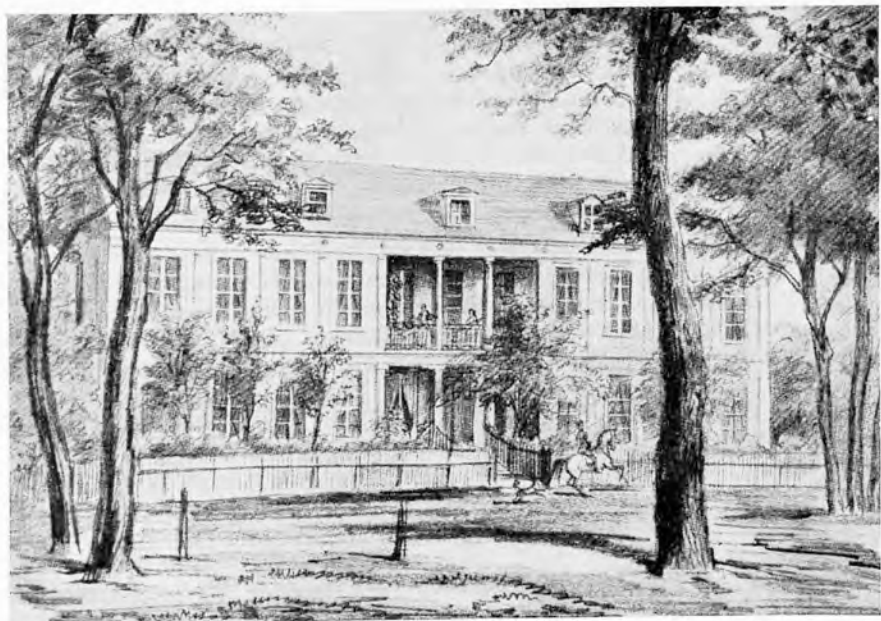
„Die Mutter hatte in den Zelten Nr. 5 eine große schöne Wohnung entdeckt, die bisher der Oberst v. Witzleben bewohnt hatte. Sie kostete nur 400 Thaler Miete, und der Wirt hatte sogar noch 400 Thaler bewilligt, um sie ganz nach unseren Wünschen neu zu gestalten.“

Die ebenso ausführliche wie reizvolle Schilderung durch Maxe v. Arnim⁵¹ über die Wohnung und die dort verkehrenden Gäste aus verschiedensten Lagern von Hof, Diplomatie und Geisteswelt vergleiche man in diesen Briefen der Tochter. Wir nennen nur den Berliner großbritannischen Gesandten Graf Westmoreland (1841—1851), den sardinischen Legationssekretär Graf de Launay, den legitimistisch gesinnten bisherigen französischen Gesandten Grafen Circourt (1801 bis 1879, in Berlin bis März 1848) und seinen Nachfolger, den Republikaner Dominique François Arago (1786—1853), in Berlin ab Mai 1848; letztere wurden bei ihren Besuchen in verschiedenen Flügeln des Hauses empfangen; ebenso in den Erinnerungen der Malerin Caroline Bardua⁵² (1781—1864) und ihrer Schwester Wilhelmine Bardua (1798—1865).

Über die Räume der Zelten-Wohnung Bettinas sind wir durch fünf zeitgenössische Aquarelle von Moritz Hoffmann (1820—1896) unterrichtet⁵³. Diese schildert einprägsam Irmgard Wirth⁵⁰: „In dem großen, in der Mitte des Hauses liegenden Saal, der in seiner Einrichtung wie auch die anderen Räume deutlich die geistige Art der Familie verrät, stand unter anderem das von Bettina entworfene und von den Bildhauern Wichmann und Steinhäuser als Modell gefertigte Goethe-Denkmal.“



Bauzeichnung. In den Zelten 5. Wohnhaus der Bettina v. Arnim, 1848—1859



In den Zelten 5 (Zeichnung von Armgart v. Arnim, 1848)

Dieser Schellhornsche Bau Zelten Nr. 5, in dem Bettina auch starb, war 1865 im Eigentum des Commerzienrates Schleicher. Das Haus wurde 1877 abgerissen, hier entstand (durch Robert Lorenz 1878) ein pompöser Neubau, der auch ein Café enthielt¹⁰. Ende des Zweiten Weltkrieges zerstört, Ruine 1953 abgetragen.

Ratszimmermeister Schellhorn, der in der Alten Jacobstraße wohnte, und von dem noch heute Nachkommen seines Namens in Berlin leben, ist nicht nur der Erbauer des Hauses der Bettina, sondern erschloß überhaupt „das heute von Trümmern bedeckte Gelände zwischen Bellevue-, Lenné- und Friedrich-Ebert-Straße der Bebauung“, nachdem er es 1825 erworben hatte. Später wurde es in Bauplätze eingeteilt, die einzeln veräußert wurden⁵⁴.

Über die Entwicklung der Zelten zur Wohngegend schreibt Irmgard Wirth⁵⁵: „Der eingewanderte Franzose Mourier bewarb sich als erster darum, sein Zelt gegen eine wetterfestere Holzhütte zu vertauschen, deren Errichtung ihm 1767 erlaubt wurde. Bald darauf wandelten auch die anderen Wirte ihren Zeltausschank in Hütten um, jedoch erst von 1786 an durften sie diese als Wohnung und Schankstätte auch im Winter benutzen. Seither blieben die vier „Zelten“ ständige Lokale, die sich mit dem wachsenden Berlin des 19. Jahrhunderts immer mehr vergrößerten, allerdings um die Jahrhundertwende an Bedeutung verloren, weil die neuen großen Kaffeegärten und Gaststätten der Tiergartenstraße die meisten Besucher anzogen. Trotzdem blieben sie auch nach der Errichtung des „Krollschen Etablissements“ ein beliebter Treffpunkt im nördlichen Teil des Tiergartens und erfuhren, als dieser in den 70er Jahren umgestaltet wurde, einen neuen Aufschwung. Durch vielerlei Um- und Neubauten verändert, bestanden sie bis zu ihrer Zerstörung im letzten Kriege.“

Ihre Beschreibung der Festbauten anstelle der alten Zelten würdigt erstmalig deren Errichtung in den verschiedenen Zeitstilen, besonders das 1887/88 von Hans Grisebach erbaute sogenannte Kronprinzenzelt, einen „an Formen der Spätrenaissance und des Barock anklingenden Backsteinbau mit Sandsteingliederungen“. Baumeister Hans Grisebach (1848—1904), seit 1888 Mitglied der Berliner Akademie der Künste, schuf auch (1900—1901) das noch erhaltene Wohnhaus Gerhart Hauptmanns in Agnetendorf (Riesengebirge).

Aufschlußreich sind die Erinnerungen von Adelheid Sachs (1914), weil diese seit der Kinderzeit „in den Zelten“, in der späteren Richard-Wagner-Straße, wohnte und manches aus dem Ende der 1880er Jahre festhielt: eine Begegnung mit Generalfeldmarschall Moltke und seiner Nichte Astrid, den Park mit der Villa des Fouragehändlers Heidepriem, später Etablissement von Kistenmacher, dann „Spree-Zelt“, und die Beschreibung von Zelt Nr. 2, dem sogenannten Kaiser-Wilhelm-Zelt, mit seinem volkstümlichen Wirt Julius Pickardt und einem Hintergärtchen mit den „Alpen en miniature“, einem kleinen Wasserfall und kauenden Heinzelmännchen(!), alles zuweilen bengalisch beleuchtet⁵⁶.

Musik am Spree-Ufer

Ein Rückblick auf die Zelten wäre unvollständig ohne die Erwähnung ihrer Beziehungen zur Musik und bildet fast ein Kapitel Berliner Musikgeschichte. W. Mila (1829) und nach ihm J. Rodenberg (1891) hielten fest, daß schon in den 1770er Jahren die Besucher der Zelten nach Tausenden zählten, besonders wenn „auf Befehl des Gouverneurs, die Musikkorps der in Berlin in Garnison

liegenden Infanterie- und Artillerie-Regimenter in die anliegenden Büsche vertheilt wurden, welches zusammen ein sehr reizendes Schauspiel machte“.

Bei dem vom Erbauer des Schlosses Bellevue, Prinz Ferdinand, 1776 zu Ehren des Thronfolgers, späteren russischen Kaisers Paul I. an der Spree in besonders aufgestellten Zelten gegebenen Fest — der Großfürst empfing aus der Hand Friedrichs II. seine Braut, Prinzessin von Württemberg-Mömpelgard — wurden das prinzliche Paar und seine Gäste am Brandenburger Tor mit Pauken und Trompeten empfangen: „Vom Eingang in den Tiergarten (der damaligen Kurfürsten- dann Zelten-Allee) ließ sich bis zum Platz eine angenehme Feldmusik hören, und die zur Lustbarkeit befehligten sieben Hautboisten- und zwei Janitscharen-Corps beeiferten sich um die Wette, die hohen Herrschaften und die unzähligen Zuschauer zu vergnügen.“⁵⁶

In den um 1809 in den Zelten spielenden Novellen E. T. A. Hoffmanns ist auch stets das Orchester erwähnt, dessen Technik aber, z. B. im „Ritter Gluck“, scharf kritisiert wird; gespielt wurde dabei eine Arie aus „Fanchon“, eine leichte Oper von Friedr. Heinrich Himmel, Text nach Bouillys Vaudeville von Kotzebue.

Bis 1840 wurde die „Musik von vier, höchstens sechs Personen ausgeführt; der Leiter ging mit einem Notenblatte umher und kassierte den üblichen Groschen, wobei er ein merkwürdiges Personengedächtnis entwickelte, indem er nie einen Besucher zum zweiten Male ansprach. Die „Drückeberger“ verließen das Lokal vor Beendigung desjenigen Musikstückes, welchem das Geldeinsammeln unmittelbar folgte. In der Regel wurden nach dem Einkassieren zwei kleine Stücke gespielt.“⁵⁷

Wieder andere Beobachtungen machte 1873 Alexander Meyer⁵⁸:

„In der Mitte des Platzes stand eine Estrade für ein Orchester. Die vier Wirthe ließen für gemeinsame Rechnung Musik machen; der starke Besuch, dessen sie sich erfreuten, gestattete ihnen das und machte es ihnen auch notwendig, für die Unterhaltung ihrer Gäste etwas zu tun. Es wurde schlecht und recht Tanzmusik, unterbrochen von Potpourris, gespielt. ... Ein Abend in den Zelten war ein Typus idyllischen Kleinbürgerlebens!“

... Nach dem Einzuge der Truppen (1848) war es eine der ersten Maßregeln der Regierung, die Estrade an den Zelten zu beseitigen. Die Musik hat mit unter dem leiden müssen, was die Politik hier gesündigt hat. Sie ist nie wieder aufgerichtet worden. ...“

Die Musik verstummte erst infolge der Ereignisse des Jahres 1848, als jene Estrade sich in eine Rednertribüne verwandelt hatte.

An der Nordwest-Ecke des Exerzierplatzes stand die Privatsternwarte des Astronomen und Bankiers Wilhelm Beer, dessen Vater Jacob Herz Beer, der Begründer einer Zuckersiederei in Berlin, in den Zelten in einem prächtigen Garten ein Landhaus erbaut hatte. Ein Teil des Geländes hatte bereits seinem Schwiegervater Liebermann Meyer Wulf gehört. Aus dem Beerschen Hause, das Krieger⁵⁸ näher würdigte, stammte auch der Komponist Jakob Meyer Beer, der sich später Giacomo Meyerbeer nannte. Bei der Verbreiterung der Zelten-Allee wurde im Jahre 1877 das Beersche Haus, das inzwischen in anderen Besitz übergegangen war, abgebrochen. Hier entstand ein protziges Privathaus, in dem vorübergehend der Erbprinz von Sachsen-Meiningen zur Miete wohnte.

Die Beethovenstraße war 1868 von Maurermeister Lorenz angelegt worden und sollte nach diesem benannt werden. Das Polizei-Präsidium schlug im Jahre 1872 mit Rücksicht auf die Nähe der Beerschen Besitzung, in welcher Meyerbeer einige Opern komponiert haben soll, den Namen „Meyerbeer-Str.“ vor. Durch Allerhöchste Kabinetts-Ordre wurde jedoch der Name „Beethoven-Straße“ bestimmt.⁵⁹

Im Herbst 1874 wohnte Clara Schumann (1819—1896), die Gattin des Tonsetzers Robert Schumann (1810—1856) für kurze Zeit in den Zelten 11; die Künstlerin bedauert in einem Brief (an einen unbekannten Empfänger) vom 26. September 1874, wegen Krankheit in einem Konzert nicht spielen zu können, und schlägt vor, Brahms um seine Mitwirkung zu bitten⁶⁰.

Beethovenstraße 3, Ecke in den Zelten, 1871/72 von Richard Lucae erbaut, wohnte Josef Joachim († 1907) in einem „dreiteiligen Eckbau, die Mitte von dem Musiksaal eingenommen. Gute Formen, auf dem Fries und den Reliefs auf die Musik bezügliche Darstellungen von Dorn und Milczewsky“ (Haus später zerstört)⁶¹.

Die Geschichte der „Konzerte“ in den Zelten finden wir mehrfach belegt; so kündigte die Spenersche Zeitung für den 6. Mai 1834 (Freitag) an: „Concert im Kgl. Thiergarten auf der Promenade vor den Zelten. Anfang 4 Uhr“. Hier wurden auch die beliebten „Frühkonzerte“ aus der Taufe gehoben, und zwar durch die Witwe Pauly in Zelt 5⁶², die später im Zoo fortgesetzt wurden. Nach der Reichsgründung war die „fortschrittliche“ Rolle der Zelten längst vergessen; die Militärkonzerte waren seit 1871 von dieser Stätte nicht mehr wegzudenken, und Sternaux gab seinem Anfangskapitel „Alt-Berlin im Guckkasten“ nicht umsonst den Untertitel: „Heute großes Monstre-Militärkonzert“.

Der erste Baedeker nach dem Zweiten Weltkriege nennt die „jetzt verödete Straße in den Zelten, früher ein Begriff in der Berliner Gastronomie. Nachdem schon 1745 zwei findige Hugenotten mit Zeltwirtschaften den Anfang gemacht hatten, legten die großen Berliner Brauereien hier Bierzelte an, die mit ihren billigen Preisen, Militärmusiken und Tanzkapellen jahrzehntelang ein echtes Stück Berliner Volksleben gebildet haben“⁶³.



Zelt 1 „Böttzow-Brauerei“ im Jahre 1931 (Aufnahme R. Steinhäuser)



Zelt 1 um 1900

Mathilde Wesendonk und ihr Palais

Zwei Bewohner dieses kultivierten kleinen Stadtrandviertels seien weiter erwähnt, die als Freunde Richard Wagners Bedeutendes für die deutsche Kunst geleistet haben: Mathilde Wesendonk (1828—1902), seit 1848 Gattin des Seidenkaufmannes Otto Wesendonk, mit dem sie seit 1851 meist in Zürich lebte und dort mit Wagner befreundet war (Entstehungszeit von „Tristan und Isolde“). — Im Herbst 1882 siedelten Wesendonks nach Berlin über und wohnten seit Frühjahr 1887 In den Zelten 21⁶³. Ihr „prächtiges Berliner Haus“, das auch Guy de Pourtalès⁶⁴ erwähnt, hat für die Musik- und die Kunstgeschichte die gleiche Bedeutung, denn es enthielt eine bedeutsame Kunstsammlung und Gemäldegalerie.

Der „Rentier“ Otto Wesendonk bekam im Mai 1885 den Bauerlaubnisschein, und das Gebäude wurde von dem in jener Zeit namhaften Architekten C. Heidecke In den Zelten 21, Ecke Große Querallee, ausgeführt. 1886 hören wir von den baulichen Vorbereitungen für die Bildergalerie.

Über den Zuschnitt im Leben der Wesendonks berichtete noch 1938 H. von Königswald⁶⁵: „Ihr Haus in den Zelten wurde zu einem Mittelpunkt der Berliner Gesellschaft der 80er und 90er Jahre. Musik war noch immer das Hauptthema, aber nicht weniger im Vordergrund standen alle anderen schönen Künste. Der Rahmen der Wesendonkschen Geselligkeit war überaus prächtig. Jahrzehntlang hatte Otto Wesendonk Bilder gesammelt. ...“

Nach dem Tode Ottos (1896) und Mathildes (1902) waren Erben Dr. Karl von Wesendonk (Wilhelmstr. 66) und Dr. F. W. Frhr. v. Bissing, nach dem später im Bezirk Tiergarten die Potsdamer Privatstraße in „Bissingzeile“ umbenannt wurde. — Nach 1902 war die in den oberen Stockwerken gelegene Galerie auch öffentlich zugänglich. Noch 1909 sind die genannten Erben Hauseigentümer, ab 1. April 1911 war es der Fiscus, Irmgard Wirth⁶⁶ beschreibt bei dem „Miethaus, die Schauseite in aufwandvollen Formen“ (Abb. bei Königswald). 1945 wurde es zerstört.

Der Hauptvertreter der idealistischen Kulturphilosophie, der Berliner Pädagoge Eduard Spranger (1882—1963), der als Sohn eines Spielwarenhändlers in der Friedrichstraße geboren war und, seit 1945 in Tübingen, seine Heimatstadt nie vergaß, schrieb dem Verfasser über die „Häuser in den Zelten“⁶⁷: „Diese Straße gehört sehr nahe zu meiner Heimatwelt. Sie haben gewiß auch das Palais des Erbprinzen von Meiningen erwähnt, das an der Rückseite von Kroll lag. Dicht daneben war die vornehme Wohnung von Mathilde Wesendonk. Mein Vater hat für sie einmal ein besonderes Puppentheater herstellen lassen. Sie wünschte es für ihre Enkelkinder zu haben. Das Textbuch des Stückes (übrigens erstaunlich poesielos) besitze ich heute noch irgendwo. Sie ließ mich grüßen und mir sagen, ich solle mir meinen Idealismus nicht rauben lassen. Das wird so etwa um 1897 gewesen sein. Inzwischen hat unser Idealismus manchmal gewackelt, aus verschiedenen Gründen.“

Die literarische Gestaltung der Zelten

Theodor Fontane erwähnt in seinen Berlin-Romanen die Zelten mehrfach; im „Stechlin“ sagt Czako zu Rex am Kronprinzenufer: „Wir gehen hier am Ufer entlang, an den Zelten vorbei bis Bellevue, und da steigen wir in die Stadtbahn und fahren zurück, Sie bis an die Friedrichstraße, ich bis an den Alexanderplatz. Da ist jeder von uns in drei Minuten zu Haus.“ (!)

Als Fontane für „Stine“⁶⁸ — wie „Irrungen, Wirrungen“ ein Liebeskonflikt aus Standesunterschieden — für den Freitod des Grafen Waldemar von Haldern in seiner Wohnung in der „Zeltenstraße“ ein distinguiertes Viertel benötigte, gestaltete er dabei die Zelten mit ihrem Blick auf Moabit in treffenden Strichen.

Eine Gesamtdarstellung dieses historisch, architekturgeschichtlich, künstlerisch und kulturell gleich anziehenden Quartiers besteht noch nicht, aber wir verfügen über Ansätze durch namhafte Federn und von bedeutendem Niveau; an erster Stelle steht Julius Rodenberg (1831—1914)²⁷, der in feinsten Einfühlung die Epochen von 1740 bis 1890 darstellte, also eine Zeit, die für uns heute längst historisch ist; eine ähnlich ausführliche Darstellung bot Bogdan Krieger (1923)⁴, und die letzte Überschau (1938, also sechs Jahre vor der Zerstörung des Quartiers) Harald von Königswald¹⁴, der nicht nur den Mut hatte, den seit 1933 verfeimten Rodenberg als „alten Berliner das Leben und Treiben in den Zelten in den 1880er Jahren“ schildern zu lassen, sondern auch das Verdienst, die palaisartigen Wohnbauten der Straße in Photos festzuhalten, die sonst verloren gewesen wären.

Die Zelten in der Kunst seit 1900

Der Platz vor den Zelten, „früher eine wüste Sandfläche“, war 1886 gärtnerisch angelegt worden⁶⁹, immer mehr bildende Künstler zogen sich in die Ruhe dieser Stadtrandlandschaft zur Arbeit zurück oder gestalteten dieses beliebte Motiv.

Unzutreffend ist, daß Max Liebermann „lange Jahre in der Nähe der Zelten wohnte“. Der Künstler hatte seine Stadtwohnung Pariser Platz und eine Villa in Wannsee. In der Beethovenstraße handelte es sich um die vorübergehende Ermietung eines Ateliers (um 1923). Hier können auch die den Tiergarten darstellenden Arbeiten entstanden sein.

Auf dem heutigen Gelände der Kongreßhalle hatte sein Atelier der Berliner Bildhauer Prof. Ferdinand Lepcke (1866—1909).

Einer der bedeutendsten Maler des deutschen Impressionismus, Lesser Ury (1861—1931), schuf 1925 ein Ölbild der Zelten⁷⁰.

Erich Büttner (1889—1936) schuf 1912 ein Gemälde „In den Zelten“ und eine Radierung „Bootsplatz hinter den Zelten“.

Das Geburtshaus des Botschafters Seydoux

Am 4. November 1959 hielt der neue französische Botschafter in Bonn, François Seydoux de Clausonne, im Auditorium maximum der Freien Universität Berlin einen Vortrag über „Aktuelle Probleme der französischen Außenpolitik“ in deutscher Sprache und bekannte sich zur großen Überraschung der 1200 Studenten und Gäste als gebürtigen Berliner, denn: „Ich bin In den Zelten geboren!“ Bei dieser Ortsbezeichnung nickten einige ältere Zuhörer schmerzlich, die junge Generation wußte nichts mehr von diesem kriegszerstörten Viertel, auf dem jetzt die Kongreßhalle steht.

Die ruhige Lage der Zelten, aber auch ihre Nähe zu den Linden und der Wilhelmstraße hatte schon früher Diplomaten veranlaßt, dort Wohnung zu nehmen. So lag 1895 in den Zelten 14 die Chinesische, Nr. 23 die Siamesische Gesandtschaft, in Große Querallee 1 die Serbiens, und in den einzelnen vornehmen Mietshäusern logierten auch jüngere Diplomaten, so 1905—1906 der Sekretär der französischen Botschaft, Jacques Seydoux, In den Zelten 9a, und hier wurde ihm der Sohn geboren, der 1934—1936 als 2. Sekretär der Französischen Botschaft in Berlin zugeteilt war und Graf-Spee-Straße 19 wohnte⁷¹, also schon damals in den Bezirk Tiergarten zurückgekehrt war, und der nun 50 Jahre als erster Mann Frankreich in Deutschland vertrat.

Das Geburtshaus des Botschafters Seydoux, In den Zelten 9a, wurde von seinem ersten Eigentümer, dem Zimmermeister Müller, (Ackerstraße 48) im Jahre 1880 errichtet und erhielt 1881 die Hausnummer. Die „Zeichnung von der veränderten Fassade (Maßstab 1 : 100)“ zeigt die für die Spätperiode nach den Gründerjahren typischen Formen der Schauseite eines hochherrschaftlichen Mietshauses, die aber kaum als „überladen“ bezeichnet werden können⁷². 1896—1912 war das Haus Eigentum der Witwe Olga Loewenherz geb. Meckauer, bzw. ihres Sohnes Dr.-Ing. Loewenherz. Seit 1896 enthielt es ebenfalls eine Gaststätte (von W. Max). Der einstigen Lage dieses 1945 zerstörten Gebäudes entspricht heute die äußerste Ost-Ecke des Areals der Kongreßhalle⁷³.

Letztes Jahrzehnt der Zelten

Obgleich die Verkehrsverhältnisse dem Berliner einst entferntere Ausflugsziele und Wohngebiete nähergebracht hatten, blieben die Gaststätten der Zelten ein stets beliebtes Ziel aller Schichten, und die dortigen Wohnungen waren trotz einiger Überalterung gesucht — Gerhart Hauptmann sprach von den Zelten einmal von einem „Quartier der vornehmen Lebensfreude“ —: Man konnte im

Grunewald oder in Dahlem ein Haus haben, aber es war eine Empfehlung, wenn man von einem Berliner sagte: „Er wohnt in den Zelten!“ —, und nach 1933, besonders aber während des letzten Krieges waren dort Wohnungen für Hochgestellte und Büros in steigendem Maße von „Dienststellen“ begehrt.

Der gesamte Komplex der Wohnungen der Zelten brannte nach einem Luftangriff vom 22./23. November 1943 aus, die Lokale selbst bestanden zum Teil noch weiter: beim Abbruch des gesamten Quartiers im August 1954 fand man im verschütteten Keller der Ruine einer der Gaststätten 400 Panzerfäuste und Hunderte von Handgranaten: hier war kurz vor Kriegsschluß ein Musterungslokal untergebracht, das den „Volkssturm“ mit Waffen versorgte.

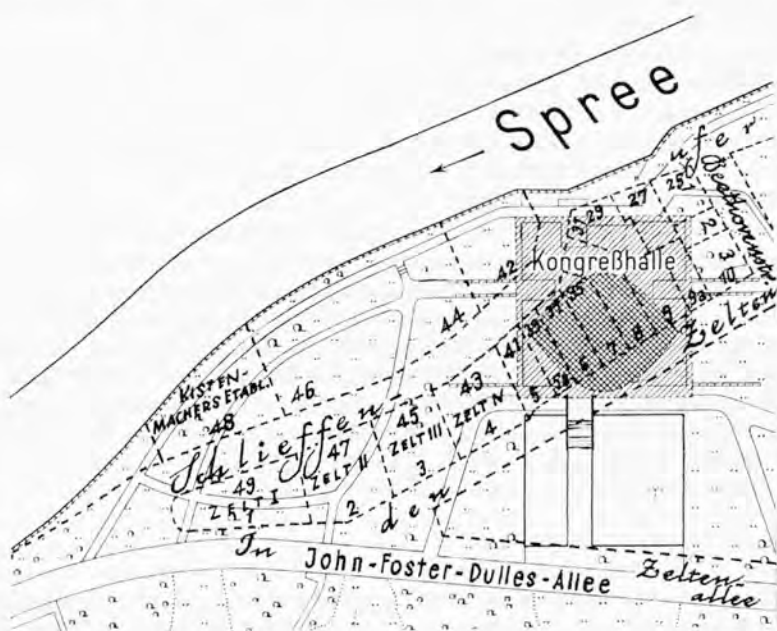
Das große „Zelt“ in den „Zelten“: die Kongreßhalle

Auf dem einstigen Gelände der Zelten, deren Ruinen abgetragen waren, entstand nun auf einer auf 1000 Betonpfählen ruhenden Betonplatte als Beitrag der Benjamin-Franklin-Stiftung Amerikas zur INTERBAU 1957 „das kühnste Bauwerk Europas“, die einem offenen Zelt ähnelnde Kongreßhalle als Symbol der Freiheit und Menschenwürde.

Architekten: Hugh A. Stubbins, John Myer, Jack Gensemer, USA.

Kontaktarchitekten: Werner Düttmann und Franz Mocken, Berlin.
Baubeginn der Gründungsarbeit: 15. Juni 1956.

Grundsteinlegung: 3. Oktober 1956, Richtfest: 7. Mai 1957, Einweihung: 19. September 1957⁷⁴.



*Die Gegend der früheren „Zelten“ im Stadtplan von heute
(alte Straßenbenennungen in Schreibschrift)*

Die alte Zeltenallee sowie das anschließende Schlieffen-Ufer wurden am 25. Juli 1959 nach dem amerikanischen Außenminister (1888—1959) in John-Foster-Dulles-Allee umbenannt. An der Kongreßhalle behielt aber ein Straßenrest bis heute den Namen „In den Zelten“.

Die von Anbeginn 1745 an die Umgebung der Zelten einst zierenden Statuen und Denkmäler sind ebenfalls Kriegsoffer geworden, seit 1961 aber entstehen zwischen Reichstag und Kongreßhalle die Arbeiten einer vom Senat im Künstler-Notstandsprogramm unterstützten internationalen Bildhauergemeinschaft SYM-POSITION die hier schon im dritten Jahre vielbeachtet und -diskutiert wirkt; dieses eingeebnete Vorgelände der Zelten zeigt 40 blockartige Einzelskulpturen; die Kongreßhalle selbst, die sich seit fünf Jahren stärksten Zuspruches der Berliner erfreut, und auch diese Plastikschaue wird dazu beitragen, die alte Kultur der Zelten unter zeitgemäßen Vorzeichen zu neuem Leben zu erwecken.

Anmerkungen:

- ¹ Kühn, Margarete: Die Gärten Friedrichs des Großen. In: Brandenburgische Jahrbücher 14/15 1939, S. 44.
- ² Rumpf, Johann Daniel Fr.: Berlin, Bln. 1793, S. 175.
- ³ Rave-Wirth: Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Bezirk Tiergarten, Bln. 1955, S. 21.
- ⁴ Krieger, Bogdan: Berlin im Wandel der Zeiten, 1923, S. 275—290, 320, 351, 376 f., 389, 449—451.
- ⁵ Krieger, Bogdan: a. a. O., S. 275.
- ⁶ Muret, Ed.: Geschichte der Franz. Kolonie in Brandenburg-Preußen, Berlin 1885, S. 50 — Hugenotten des Namens Thomassin sind i. J. 1700 in Spandau und in Schwedt nachgewiesen, a. a. O., S. 264 f. — Torge, Paul: Rings um die alten Mauern Berlins, Bln. 1939, S. 13 f.
- ⁷ H. W.: Die „Zelten“ vor dem Märzsturm 1848. In: Berliner Zeitung v. 6. III. 1948.
- ⁸ Gundlach, Wilhelm: Geschichte der Stadt Charlottenburg, Bln. 1905, I S. 157 f., II S. 343, 361, 390 — Das hier S. 397, 460 erwähnte Wirtshaus „Türkisches Zelt“ (1838) in Charlottenburg hat mit den Zelten im Tiergarten nichts zu tun, sondern geht auf ein türkisches Zelt zurück, das vor 1806 im Besitz König Friedrich Wilhelms III. war. — Über die gleichnamige Gaststätte der Witwe Pauly vgl. Krieger, a. a. O., S. 449 ff.
- ⁹ Bemerkungen eines Reisenden durch die kgl. preußischen Staaten, Altenburg 1779, I S. 519 — abgedruckt in „Berlin im Jahre 1786. Schilderungen der Zeitgenossen“, Leipzig 1886. 2. Reihe Bd. 13, S. 114 f.
- ¹⁰ Zur Geschichte der Pulvermühlen vgl. H. E. Pappenheim: August der Starke in der Jungfernheide. In: Zschr. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, 56, 1939, S. 25—30.
- ¹¹ Rohde (Hrsg.): Berlin — Eine Zeitschrift für Freunde der schönen Künste, des Geschmacks und der Moden, I, 1799. Zitiert nach B. Krieger, a. a. O., S. 284, 289.
- ¹² Gaedike, Johann Christian: Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde, Bln. 1806, S. 657.
- ¹³ Krieger, B., a. a. O., S. 376 f.
- ¹⁴ von Koenigswald, Harald: Das verwandelte Antlitz, Bln. 1938, S. 81—120.
- ¹⁵ Berlin und seine Bauten, Bln. 1896, I, S. 50.

- ¹⁶ Pniower, Otto: Goethe in Berlin und Potsdam, Bln. 1925, S. 55 f.
- ¹⁷ Goethes sämtliche Werke. Vollst. Ausgabe in 6 Bänden, Stuttg. um 1900, V, S. 264 ff.
- ¹⁸ Arnhold, Erna: Goethes Berliner Beziehungen, Gotha 1925, S. 231.
- ¹⁹ Alfieri, L.: Alte Berliner Bilder. In: Brandenburgia, 1, 1892, S. 193—198.
- ²⁰ Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebalduß Nothanker, 4. Aufl. Bln. u. Stettin 1799, II, S. 30 (1. Aufl. 1773—76). Zitiert nach B. Krieger, S. 277.
- ²¹ Nicolai: Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin u. Potsdam, 1769.
- ²² Krieger, S. 378 f. — vgl. Hans von Müller, Zwölf Berlinische Geschichten. Erzählt von E. T. A. Hoffmann, München 1821 S. 83 ff., 348 ff., 366 — Ritter Gluck, vgl. Allg. Musikalische Zeitung, Leipzig 15. Februar 1809, nachgewiesen in der „Berlin“-Anthologie, hrsg. von Johann Jakob Haesslin, München 1959, S. 183 f., 323, der (mit Vignette) den Anfang abdruckte.
- ²³ Johann Bernoulli Reisen. Sammlung kurzer Reisebeschreibungen, Bln., Lzg. 1784, Bd. III, 1787, S. 101. Dankenswerter Hinweis von Herrn Wilhelm Sasse.
- ²⁴ Berlinische Promenaden, angestellt von einem reisenden Engländer im Sommer 1798, aus: Heinsius-Kosmann, Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brdgbg., Bln. 1798.
- ²⁵ Metzel, Karl: Ein Sonntagsspaziergang in Berlin vor 90 Jahren. In: Mitt. des Ver. f. d. Gesch. Berlins 16, 1899, S. 48.
- ²⁶ Wirth, J., a. a. O., S. 196 f.
- ²⁷ Rodenberg, Julius: Bilder aus dem Berliner Leben, 3, wohlfeile Ausgabe, Bln. 1891 I, S. 67—120; Chodowiecki S. 89.
- ²⁸ Neuerwerbungen II, 7, Abb. 16.
- ²⁹ Mila, W.: Berlin oder Geschichte des Ursprungs... dieser Hauptstadt, Bln. u. Stettin 1829, S. 374 f.
- ³⁰ Vgl. Hermann Kügler, Bis in die Puppen. Eine Berliner Redensart. In: Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 49, 1932, S. 97—103; dort Schriftum über das Fest zu Ehren des Großfürsten Paul Petrowitz 1776 mit Feuerwerk auf der Spree, welches die hohen Herrschaften auf einem „... Platze zwischen Bellevue und den Zelten in Augenschein nehmen“.
- ³¹ Zitiert nach B. Krieger, a. a. O., S. 284 ff., 288, 377.
- ³² Meyer, A.: Aus guter alter Zeit — Berliner Bilder und Erinnerungen, Stuttgart u. Lpz. 1909, S. 193—200.
- ³³ Krieger, a. a. O., S. 320.
- ³⁴ Rodenberg, a. a. O., S. 116.
- ³⁵ Heilborn, Adolf: Die Reise nach Berlin, Bln. 1925.
- ³⁶ Wirth, Irmgard, a. a. O., S. 196.
- ³⁷ Ebert, Felix: Jugenderinnerungen eines alten Berliners, 3. Aufl., Bln. 1925, S. 51 ff.
- ³⁸ Thieme-Becker, a. a. O., Bd. 21, 1927, S. 239. — Aus der Folge „Leben und Weben in Berlin. 6 Lithographien von Karl Weindauer und Emil Koller.“
- ³⁹ Schmidt, Hans-Peter: Chronik des Bezirks Tiergarten von Berlin. Vom kurfürstlichen Jagdrevier zum Weltstadtbezirk, 1961, S. 48 f.
- ⁴⁰ Pomplun: „Krolls Etablissement“ und die „Zelten“. Ein Abgesang. Berliner Ansichten und Pläne. Berlin vor hundert Jahren (1856). Beilage der „Berliner Heimat“, H. 4, 1957.
- ⁴¹ Glassbrenner, Adolf: Unterm Brennglas. Ausgewählt und eingeleitet von Franz Diederich, Bln. 1912.
- ⁴² Wolf, A.: Berliner Revolutionschronik, S. 98—105. — Springer, Robert: Berlins Straßen, Kneipen und Klubs i. J. 1848.
- ⁴³ Angerstein, Wilhelm: Die Berliner Märzereignisse i. J. 1848, Lpz. 1864, dem wir auch eine Schilderung der Zelten verdanken.
- ⁴⁴ Krieger, a. a. O., S. 381.
- ⁴⁵ v. Koenigswald, a. a. O., S. 81—120.
- ⁴⁶ Rodenberg, a. a. O., S. 116.
- ⁴⁷ Vgl. dazu Ludwig Löffler: Berlin und die Berliner, Lpz. 1856, S. 83, der von den Zelten und dem Hofjäger (Ecke Tiergartenstr.) feststellt, daß diese „Locale einst das nachmittägliche Ziel der schönen Welt waren“, beide aber ihren Charakter aufgegeben hätten. In den Zelten sähe man jetzt „den ehrsamten Bürgerstand und einige niedere Actenwürmer bei Weißbier schwelgen“.
- ⁴⁸ Vogt, Hermann: Die Straßennamen Berlins, Bln. 1885, S. 103. — So auch Berliner Adreßbuch 1936, III, S. 975: „1745. Errichtung des ersten Leinwandzeltes“.

- ⁴⁹ Landesarchiv Berlin, Rep. 202 Nr. 1150/53. – Dem 1. Vorsitzenden des Arbeitskreises für die Geschichte des Bezirkes Tiergarten e. V., Herrn Stadtoberinspektor Hans-Peter Schmidt, bin ich für seine Unterstützung zu Dank verpflichtet.
- ⁵⁰ Rave-Wirth, a. a. O., S. 150 f.
- ⁵¹ Maxe von Arnim, Tochter Bettinas (Gräfin von Orióla) 1818–94. Ein Lebens- und Zeitbild aus alten Quellen geschöpft von Prof. Dr. Johannes Werner, Lpz. 1937, S. 167 f.
- ⁵² Die Schwestern Bardua. Bilder aus dem Gesellschafts-, Kunst- und Geistesleben der Biedermeierzeit. Aus Wilhelmine Barduas Aufzeichnungen gestaltet von Prof. Dr. Johannes Werner, Lpz. (2. Aufl.) 1929, S. 233 ff., 260, 262 f. 292, 334.
- ⁵³ Märkisches Prov.-Museum. Heft 7: Kulturgeschichtliche Erwerbungen von Ostern 1932 bis Herbst 1933, Bln. 1933.
- ⁵⁴ Krienke, Gerhard: Der erste Berliner Schulgarten. Zur Geschichte des Straßendreiecks Bellevue-, Lenné- und Ebertstr. In: Der Bär von Berlin, Jb. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, 11. 1962, S. 76–85.
- ⁵⁵ Wirth, a. a. O., S. 21, 196 ff.
- ^{55a} Sachs, Adelheid: In den Zelten. Kindheits-Erinnerungen. In: Groß-Berliner Kalender, 1914, S. 124–128.
- ⁵⁶ Krieger, a. a. O., S. 275.
- ⁵⁷ Krieger, a. a. O., S. 377 f.
- ⁵⁸ Krieger, a. a. O., S. 351 f.
- ⁵⁹ Vogt: Straßennamen, S. 8.
- ⁶⁰ Dankenswerter Hinweis von Herrn Rudolf Danke.
- ⁶¹ Wirth: a. a. O., S. 157.
- ⁶² Berlin. Reisehandbuch von Karl Baedeker, 22. Aufl., Hamburg 1954, S. 125.
- ⁶³ Richard Wagner an Mathilde Wesendonk, Tagebuchblätter und Briefe 1853–1871, hrsg. von Wolfgang Golther, Lpz., S. 52.
- ⁶⁴ Guy de Pourtales: Richard Wagner, Mensch und Meister, Bln. 1933, S. 572.
- ⁶⁵ v. Koenigswald: a. a. O., S. 112 ff.
- ⁶⁶ Wirth: a. a. O., S. 163.
- ⁶⁷ Meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Eduard Spranger († 17. September 1963) für seinen Zelten-Brief vom 15. Februar 1962 einen letzten Dank.
- ⁶⁸ Fontane, Th.: Stine, 1881 begonnen, 1888 erschienen; vgl. Conrad Wandrey, Th. Fontane, München 1919, S. 235 f.
- ⁶⁹ Berlin und seine Bauten, I, S. 51.
- ⁷⁰ Vgl. Lesser Ury-Ausstellung, Oktober 1961, im Haus am Lützowplatz; Katalog Nr. 16
- ⁷¹ Verzeichnis der Mitglieder des Diplomatischen Korps in Bln., hrsg. vom Auswärtigen Amt. September 1934, S. 21; 1936, S. 22.
- ⁷² Acten der Baupolizei Tiergarten, betr. das Grundstück In den Zelten 9 a. Zweite Zeichnung von 1896, als im 2. Stockwerk ein Balkon mit schmiedeeisernem Geländer angelegt wurde. – Das Gebäude war seit 1921 Eigentum des in den „20er Jahren“ weitbekannten Arztes und Sexualforschers Dr. Magnus Hirschfeld (1868–1935 † in Nizza), der hier in seiner Wohnung im Hochparterre ein Forschungsinstitut mit Bibliothek und Lesesaal einrichtete. Seit 1938 war das Haus Eigentum der Preuß. Bau- und Finanzdirektion.
- ⁷³ Exz. Seydoux schrieb dem Verfasser am 13. Dezember 1961: (Übersetzung): „Mit viel Interesse habe ich von der gewichtigen Dokumentation Kenntnis genommen, die Sie über das Stadtviertel ‚In den Zelten‘ gesammelt haben, und ich danke Ihnen, daß Sie liebenswürdigerweise – trotz der Schwierigkeit einer solchen Nachforschung – die Lage meines Geburtshauses mit Genauigkeit lokalisiert haben. – Die Lektüre Ihrer Monographie, die den Reiz dieses heute verschwundenen Teiles des alten Berlin wieder aufleben läßt, war für mich Gelegenheit eines angenehmen und melancholischen Zurück in vergangene Zeit“ und am Schluß des Schreibens vom 15. Juni 1962: „... Ich für meinen Teil werde nun also mit Leichtigkeit dank Ihrer sehr genauen Rekonstruktion die schon mehr als ein halbes Jahrhundert alte Epoche, in der ich ‚in den Zelten‘ geboren bin, wieder wachrufen können“.
- Sr. Exz. Seydoux, „der diese Documentation des ganzen Quartiers überhaupt erst angeregt hat“, ist der Verfasser für diesen Auftrag und seine Förderung zu Dank verpflichtet.
- ⁷⁴ Das große „Zelt“ in den „Zelten“, Kongreßhalle Berlin. In: Bauwelt, 6. Januar 1958 S. 6–16 und die Sonderschrift: Kongreßhalle Berlin.

Bücherschau

Johannes Schultze: Die Mark Brandenburg.

Bd. 1: Entstehung und Entwicklung unter den askanischen Markgrafen (bis 1319). Berlin 1961, Duncker & Humblot, 268 S., Ln. 32,60 DM.

Bd. 2: Die Mark unter Herrschaft der Wittelsbacher und Luxemburger (1319—1415). Berlin 1961, 253 S., Ln. 31,80 DM.

Bd. 3: Die Mark unter Herrschaft der Hohenzollern (1415—1535). Berlin 1963, 254 S., Ln. 32,60 DM.

Unsere Buchanzeige soll ein Dank sein. Endlich hat die Mark die lang entbehrte wissenschaftliche Landesgeschichte erhalten. Die drei Bände, bis 1535 reichend, erschienen 1961 bis 1963, sind das Werk eines Gelehrten, von dem wir sie erhoffen durften. Universitätsprofessor Dr. Johannes Schultze, ein Märker aus Groß-Krausnick im Kreise Luckau, dem wir zum 80. Geburtstag am 13. Mai 1961 begrüßen konnten, ist das seltene Glück beschieden, an der Schwelle des neunten Jahrzehnts seine Lebensarbeit zusammenzufassen.

Wer immer in der Bibliothek unserer Landesgeschichtlichen Vereinigung eine Stadt- oder Dorfchronik benutzte, hat vorher seine maßgebende Besprechung in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte“ nachgeschlagen. Von allen ihren Herausgebern hat er, damals Staatsarchivrat am Preußischen Geheimen Staatsarchiv, sie am längsten geführt, über zwanzig Jahre, 1923—1944. „Es verdient angemerkt zu werden — so hat man mit Recht gesagt —, daß sie auch nach 1933 das blieben, was sie unter Koser und Hintze geworden, eine der angesehensten unter den deutschen historischen Zeitschriften.“ Zugleich hat er über Schreibtisch und Archiv hinaus gewirkt. Auf ihn geht die Gründung der „Vereinigung der brandenburgischen Geschichtsvereine“ 1924 zurück; an ihren vielen Tagungen in allen Gegenden der Mark war er entscheidend beteiligt. Und ebenso ist seiner Tatkraft in erster Linie zu verdanken, daß Provinzialverband und Magistrat von Berlin 1925 nachholten, was andere Provinzen längst besaßen: eine Historische Kommission — eine Lücke, die freilich rühmlich ausgefüllt worden war durch den „Verein für Geschichte der Mark Brandenburg“ in der langen Reihe seiner „Veröffentlichungen“. Heute leitet ihn Johannes Schultze und hat ihn erfreulich belebt durch junge Kräfte aus seiner Schule. 1937 zur Jahrhundertfeier hat er der Gründer und besonders des einen gedacht: Adolf Friedrich Riedel (1809—1872). Wohl waren die Zeiten dahin, da Ranke 1840 zu dem eben beginnenden Codex diplomaticus Brandenburgensis erklärte, der wortgetreue Abdruck dieser Urkunden sei überflüssig, denn sie enthielten ja nichts historisch Wichtiges. Das war die Meinung der Großen der Wissenschaft, wie damals auch Alexander von Humboldt seinen Mitarbeiter H. K. W. Berghaus (1792—1884), der eine geographisch-historisch-statistische Beschreibung unserer Provinz vorbereitete, gemahnt hat, „die märkische Rosinante zu lassen“ und zur allein wichtigen allgemeinen Erdkunde zurückzukehren. Heute noch sind uns beide wichtig, der „Berghaus“ wie der „Riedel“, der von 1838 bis 1869 in 36 Bänden erschienen ist. Aber man muß nachlesen, was Johannes Schultze im 50. Bande der „Forschungen“ S. 143 schreibt: „... zu seiner Zeit eine außergewöhnliche Leistung, wie sie kaum eine andere Provinz aufzuweisen hatte“, freilich mit der Folge, „daß seitdem die Arbeit auf diesem Gebiet für abgeschlossen galt“. Riedel selbst, meint er, würde solch Ruhenlassen heute kaum verstehen: „Gegenwart und Zukunft darf sich daher der großen Aufgabe nicht entziehen, das Werk nach und nach zu erneuern und zu vervollständigen, in einer Form, die unsere urkundliche Überlieferung auch den breiteren Kreisen der Heimatforschung erschließt.“

Diese Forderung hat er nun selbst noch eingelöst, und gelungen ist seiner Darstellung die angestrebte Form der Erschließung. Für den ersten Band ward ihm das erleichtert durch die Askanierregesten von Krabbo, die Winter beendet hat. Und was Gustav Abb dem Professor Krabbo nachrühmt: er habe so die ältere brandenburgische Geschichte „für immer über allen Dilettantismus hinaus zur Höhe eines exakten Forschungsgebiets erhoben“, das darf heute — erweitert und verstärkt — von den drei Bänden Johannes Schultzes gelten. Gern liest man eingangs, was der Verfasser über die frühere brandenburgische Geschichtsforschung berichtet, deren Anfänge in das 17. Jahrhundert zurückreichen und die niemals recht befriedigen konnten. Erst das 19. schenkte uns zwei wissenschaftliche Erscheinungen von dauerndem Wert: Reinhold Koser, Geschichte der brandenburgischen Politik bis 1648

(1913) und Otto Hintze, Die Hohenzollern und ihr Werk (1915); aber in beiden ist die Mark nicht der eigentliche Gegenstand, konnte es nicht sein. Anerkennung zollt er der stichwortartigen Übersicht von Willy Hoppe im „Märkischen Heimatbuch“ (3. A. 1935), der Siedlung, Verfassung, Wirtschaft und Kunst berücksichtigt, als „einer Grundlage für eine wirkliche, dem Stand der Forschung entsprechende Darstellung“. Aber wie stark seitdem wieder das Schrifttum auf den verschiedenen Sachgebieten angewachsen ist, das zeigt der verdienstvolle Literaturbericht für die Jahre 1941 bis 1956 von Gerd Heinrich, zugleich eine kritische Auseinandersetzung, die im Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Publikationsorgan der Berliner Historischen Kommission, Bd. IX/X (1961) nahezu 100 Seiten umfaßt.

So ist „die Arbeitsteilung unumgänglich geworden“, und Johannes Schultze will sich auf „Entstehung und territoriale Entwicklung der Mark“ beschränken, worauf — im engeren Wortsinn — die kurze Fassung des Titels deutet „Die Mark Brandenburg“. Er betont: „auf Grund der Quellen und Einzeluntersuchungen“. Unter diesen sind seine eigenen, besonders seit 1952 Jahr um Jahr uns aufs neue überraschend, wohl die fruchtbarsten, die — wie Heinrichs Bericht hervorhebt — die älteren Lehrmeinungen erheblich erschüttert haben: die Gleichsetzung der Altmark mit der von König Otto I. begründeten Nordmark — und das geographisch so bequem faßbare einheitliche Schema Alt-, Mittel- und Neumark. Das spät erst Altmark genannte westelbische Gebiet ist lediglich ein nach und nach zusammengeerbter und -gekaufter Allodialbesitz, also Familieneigentum der Askanier — und erst mit der Schenkung und dem Erbe der Hevellerfürsten, also mit Zauche und Havelland, erst durch die Verbindung des Markgrafentitels mit der Brandenburg 1157 entsteht das neue Reichsfürstentum Mark Brandenburg. Als die bedeutendsten Askanier sind die Urenkel Albrechts des Bären anzusehen, die „Städtegründer“ Johann I. und Otto III. Sie teilen um 1260 das Land unter ihre sieben Söhne, um einen Erbstreit zu vermeiden, nicht gegenseitig abgegrenzt, sondern in „Gemengelage“ nach den Erträgen und der Zahl der Vasallen. Noch ist die Mark kein Einheitsgebiet, die Bedeverträge von 1280 zeigen, daß die Stände der geschichtlich gewordenen Einzelterritorien noch selbständig sind: Havelland, Zauche, Teltow, Barnim, Uckermark, Lebus, Stargard, Prignitz, das Land „über Oder“ und die gesonderten Bezirke oder Vogteien links der Elbe. Das Zerfallen wird verhindert durch die Zusammenfassung in der Hand des einen berühmten Woldemar. Das Aussterben des askanischen Hauses gefährdet den Bestand aufs schwerste. Es folgen 40 Jahre der landfremden Wittelsbacher, dann 40 Jahre der nicht weniger landfremd bleibenden Luxemburger. Wie stark doch das Jahrhundert der im Reiche hochangesehenen Askanier das Land geformt hat, zeigt die Hinnegung zum „falschen“ Woldemar, zeigt das Wort eines Mannes aus der Prignitz, einem Grenzbezirk, zu Kaiser Karl IV.: „wi willet ungedelet bliwen van der marke“. Gleichwohl heißt der Kern zwischen Elbe und Oder noch lange die „nye mark“, erst seit Karls Landbuch 1375 setzt sich — und nur allmählich — der Name Mittelmark durch, dann endlich wird das Land „over Oder“ zur Neumark. Man glaubt dieses märkische Zeitalter des zweiten Bandes zu kennen, die Wirren von 1319 bis 1415 — aber nun erst wird das düstere Bild ganz deutlich. An Hand der Urkunden und Aufzeichnungen führt der Verfasser von Jahr zu Jahr, ja fast von Monat zu Monat durch das vielverschlungene Geschehen, durch das Mit- und Gegeneinander der Parteien: die askanischen Erben Sachsen und Anhalt, das als Lehnsherr mitbeteiligte Erzstift Magdeburg, die Nachbarn Braunschweig, Mecklenburg und Pommern, gelegentlich Dänemark und Polen, zuletzt der Deutsche Ritterorden, und selbst kleine und kleinste Dynastien wie die Herren von Werle. Allen sind alle Mittel recht. Inmitten die Figur des Mannes, „der sich Woldemar nennet“. Der Verfasser erörtert die widerspruchsvollen Auffassungen der Zeitgenossen und die Versuche der Forscher — und beschränkt sich bewußt auf den Gang der Ereignisse: „auf beiden Seiten besaß man reines Gewissen nicht“. Der dritte Partner dieses Gewebes von List und Täuschung ist der geschickteste, Karl IV. Den Söhnen dient das Land, kaum befriedet, zur bloßen Geldquelle.

Vielleicht ist der Hinweis nicht unnütz, daß im Gegensatz dazu die ersten Hohenzollern der Mark „mit nicht unbedeutenden Geldmitteln“ aus ihren fränkischen Stammländern wiederholt zu Hilfe kommen (III, 161). Sie kommen, sie wirken, aber sie gehen auch wieder, sie hängen an ihrer oberdeutschen Heimat. Wird auch diese dritte oberdeutsche Dynastie landfremd bleiben? Der Gegensatz Nord-Süd ist lange spürbar. Noch 1471 bei der Begrüßung des Kurfürsten Albrecht in Salzwedel erregen die anspruchsvollen Beglei-

ter Anstoß als „verhungerte Franken“ (III, 116). Sein Sohn Johann, nachmals der erste, ganz in der Mark verwurzelte Hohenzoller, derselbe, der die Universität in Frankfurt vorbereitet hat, beklagt als junger Regent, der sich gegen die „niederländischen herten“, die Pommernherzöge, behaupten muß, die Trennung von der Reichspolitik, in der er noch lernen will, und fürchtet (1473), daß „wir also ein niederländischer landsfürst und jeger bliben, der sein tag nichts gesehen noch gehört“ (III, 129). Um auf das Territoriale zurückzukehren: das erste Jahrhundert der Hohenzollern hat das 1412 übernommene Gebiet nahezu verdoppelt; dabei ist bisher „wenig beachtet“, daß unter den vielfach schwierigen Nachbarschaften (besonders Pommern) die zu Polen „am geringsten getrübt erscheint“ (III, 216). Die Zeugnisse über die wirtschaftliche Lage sind widerspruchsvoll, unbestritten aber die anhaltende Landesplage: Straßenraub und Friedensbruch. Der abschließende „Rückblick auf die allgemeinen Verhältnisse und das geistige Leben“ endet mit der Feststellung, daß „auch hier Kunst und Wissenschaft Pflegestätten fanden und das Gesamtbild keineswegs so dunkel ist, wie es nach den (so oft angezogenen) Schilderungen des Sponheimer Abts Trithemius und späterer Geschichtsschreiber erscheint“. Beigetragen ist Ulrich von Hutten's Loblied auf die Mark von 1507 und eine Stammtafel der Hohenzollern wie im ersten Bande eine der Askanier, während der zweite eine wertvolle Karte von Gerd Heinrich enthält, die den Zustand der askanischen Herrschaft 1319 und ihre zeitweiligen Grenzen zeichnet sowie die Landesgrenze von 1415.

Unsere Besprechung will Lust zum Lesen erregen gerade bei unsern „Laienbrüdern“, um die schöne Wortprägung von Martin Henning zu widerholen, mit der er die Verbindung zwischen „Verein“ und „Vereinigung“ bei der Hundertjahrfeier 1937 gekennzeichnet hat. Die neue Landesgeschichte ist ein Lese- und Arbeitsbuch zugleich. Ganz aus den Quellen geschöpft, kann es nicht veralten, mögen auch künftige Urkundenfunde oder Grabungen Neues ergeben. Hier lernt man, wie Geschichtsschreibung entsteht. Zahlreiche Anmerkungen führen den Suchenden bis in Einzelheiten, und die vielen im Wortlaut gegebenen Stellen verleihen dem Geschehen den farbigen Reiz unmittelbarer Gegenwart. Wir kennen den Verfasser als einen Mann, der seine Auffassung sehr entschieden vertritt. Mit kritischer Schärfe prüft er die Zuverlässigkeit auch bisher unbeanstandeter Urkunden, erörtert er die Glaubwürdigkeit von Chroniken. So fühlt sich der Leser persönlich angesprochen und vertraut sich seiner Führung an umso mehr, als der Verfasser gelegentlich betont, der Forscher müsse sich „nicht selten damit begnügen, die dürftigen Nachrichten mitzuteilen, ohne nichtbeweisbare Behauptungen daran zu knüpfen“ (I, 83). Oder etwa, wenn man erfährt, daß die „Ergründung der Siedlungsvorgänge sich lediglich auf indirekte Merkmale (Ortsnamen usw.) stützen kann“ (I, 87), und wenn er zu Vertragsverhandlungen kurz feststellt: „die Vorgänge bleiben undurchsichtig“. Wo man dem Verfasser nicht zu folgen bereit ist, wird man zu eigener Stellungnahme angeregt, zumal er sich von unfruchtbarer Polemik fernhält. Daß er im übrigen weder Zustände noch Persönlichkeiten „auf Goldgrund malt“, verschafft seinem Werk vielleicht Zugang sogar zu solchen — es gibt sie heute mehr denn je —, denen eine redliche Urkundenarbeit von vornherein verdächtig ist.

Eberhard Faden

Die brandenburgischen Kirchenvisitations-Abschiede und -Register des 16. und 17. Jahrhunderts.

2. Band: Das Land Ruppin. Aus dem Nachlaß von Victor Herold herausgegeben von Gerhard Zimmermann, bearbeitet von Gerd Heinrich (= Veröffentlichungen der Berliner Historischen Kommission beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, Bd. 6, Quellenwerke Bd. 2). Berlin 1963. Walter de Gruyter & Co., Leinen DM 81,—.

Eine erfreuliche Gabe für die Freunde der märkischen Landesgeschichte, die wir der Kommission und dem Herausgeber zu verdanken haben. Die Einleitung gibt dem Verlauf der fünf Visitationen von 1541, 1551, 1558, 1581 und 1602 und würdigt die Persönlichkeiten der Visitatoren, über die demnächst Karl Themel, Konsistorialrat a. D., ergänzende Forschungen vorlegen wird: „Die Leitung und die Mitglieder des Cöllner Konsistoriums 1543 bis 1608“. Die Berichte sind nach den Kirchenkreisen (Inspektionen) und in diesen zeitlich geordnet: Neuruppin, Wusterhausen, Gransee, Zehdenick. — Victor Herold (1890—1956), unserer Vereinigung als Mitglied verbunden (Mittbl. 7, Nachruf von Martin Henning 22),

hatte seit seiner Dissertation 1923 sich der brandenburgischen Kirchengeschichte zugewandt und 1931 den 1. Band der Visitationen, die Prignitz, herausgebracht. Das Manuskript des vorliegenden zweiten hat er über den Krieg retten können. Wertvoll schon dadurch, daß ein Teil der benutzten Akten verloren und nun in Abschrift erhalten ist, wird der Band an Wert noch beträchtlich erhöht durch die mustergültige Bearbeitung von Gerd Heinrich. Er hat die neuesten Forschungen bis in kleinste Ortschaften hineingenommen und zu seiner übersichtlichen Karte 1 : 200 000 außerdem eine eigene Untersuchung beigelegt über die Herausbildung der kirchlichen Mittelinstanzen (Superintendenturen und Inspektionen). Zwei ausführliche Register mit Worterklärungen erschließen hier eine fast überreiche Quelle zur Orts-, Familien-, Sozial-, Wirtschafts- und auch Kunstgeschichte. Ein buntes Bild von den ersten Jahren nach der Reformation, da sich mancher Kirchengut „angemaßet“ (21), bis in den 30jährigen Krieg, den ein Bericht von 1638 über Gransee grell beleuchtet. Natürlich ist auch hier die alte Erfahrung zu beachten, daß „der Tadel gesprächiger ist als das Lob“. Über gute Menschen werden selten Akten geführt. Vom Eigennutz des Pächters von Kirchengut, der die lange besessenen Hufen „für Eigentum anziehen will“, bis zur schlichten Gabe des „gemeinen Mannes“: ein Spiegel menschlicher Schwächen und Vorzüge.

Von Herold sind weitere Aktenabschriften — Uckermark, Barnim-Teltow und Havelland — erhalten, und gern hört man die Zusage des Herausgebers, auch deren Veröffentlichung werde der Kommission „ein verpflichtendes Anliegen“ sein.

Eberhard Faden

Historisches Ortslexikon für Brandenburg.

Teil I: Prignitz, bearbeitet von Lieselott Enders. Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, herausgegeben von Friedrich Beck, Band 3. Weimar 1962, Hermann Böhlau Nachfolger. XVI, 463 S., 1 Faltkarte, 44,— DM.

Von besonderem Interesse nicht nur für die Erforschung der brandenburgischen Landesgeschichte ist das von Mitarbeitern des Brandenburgischen Landeshauptarchivs in Potsdam in Arbeit genommene Historische Ortslexikon für Brandenburg. Historische Ortsverzeichnisse für alle deutschen Landschaften werden seit langem von der Geschichtswissenschaft gefordert. Während für Bayern zahlreiche schon veröffentlichte Bände des Historischen Ortsnamenbuchs zum Teil sehr ausführliche Angaben zur Orts-, Siedlungs- und Kirchengeschichte enthalten, während das umfangreiche Material der sächsischen Sammlungen wenigstens in knapper Form für das Gebiet des ehemaligen Königreichs Sachsen und den westlich der Neiße gelegenen Teilen Schlesiens veröffentlicht wurde (Blaschke, Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen, Leipzig 1957, XVI, 481 und 63* S.), fehlen solche Lexika für Brandenburg, Mecklenburg und Pommern noch ganz.

Die Aufnahme des schon von der alten Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Hauptstadt Berlin geplanten Unternehmens durch das Brandenburgische Landeshauptarchiv und der in Vorwort und Einleitung erläuterte Plan seiner Durchführung kann gar nicht lebhaft genug begrüßt werden. Die Bearbeitung wurde in folgende Teile gegliedert: Prignitz, Ruppin und Havelland, Zauch-Belzig und Jüterbog-Luckenwalde, Teltow und Beeskow-Storkow, Barnim und Lebus, Uckermark, Niederlausitz. Den vorliegenden Prignitz-Band bearbeitete Lieselott Enders; er ist ebenso umfangreich wie das Ortsverzeichnis für ganz Sachsen, dem er im Anlageschema ähnelt, während die Angaben zu den Stichwörtern wesentlich und wünschenswert erweitert wurden. In zehn Punkten wird Siedlung für Siedlung behandelt, nachdem der Name in heutiger oder jüngster bekannter Schreibweise mit Angabe der geographischen Lage und der Kreiszugehörigkeit vor 1816, von 1816 bis 1952 und seit 1952 aufgeführt wurde. Durch bestechend übersichtlichen Satz sind die Angaben zu den einzelnen Punkten sofort auffindbar, so daß auch Spezialfragen sich an Hand dieses Lexikons schnell beantworten lassen. Punkt 1 behandelt Art und Verfassung der Siedlung im Stichtag 1900 mit Angabe der früheren oder späteren Formen; Punkt 2 die Gemarkungsgröße; Punkt 3 die Siedlungsform mit Angabe der ältesten noch vorhandenen Flurkarte (!), zugleich den Nachweis in der Gemarkung aufgenommener Wüstungen enthaltend; Punkt 4 nennt die erste schriftliche Erwähnung mit Quellenangabe; Punkt 5 behandelt die Gerichtszugehörigkeit und Punkt 6 die Herrschaftszugehörigkeit; besonderen Wert für die Geschichte der märkischen Dorfsiedlungen hat Punkt 7, dessen Angaben zur Wirtschafts- und Sozialstruktur (Bevölkerungsziffern unter Punkt 10) auch das statistische Material über die Bodenreform und die Landwirtschaft-

lichen Produktionsgenossenschaften umfassen; Punkt 8 bringt Angaben zur kirchlichen Verfassung; Punkt 9 zu den Baudenkmalen. Eine Übersichtskarte und ein Wüstungsregister sind beigelegt. Verständlicherweise konnten im Rahmen des Lexikons keine Einzelfragen, die Spezialuntersuchungen gefordert hätten, behandelt werden, fragliche Wüstungen sind gekennzeichnet. Für eine Reihe kleinerer Berichtigungen ziehe man die Rezension im Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 1963 heran.

Bei den einzelnen Orten genannte Spezialliteratur ergänzt die Angaben des Ortslexikons, die durch straffe Gliederung in sachlicher und zeitlicher Reihenfolge das aus unzähligen archivalischen Quellen und der im Verzeichnis genannten Literatur erarbeitete umfangreiche Material so übersichtlich vor uns ausbreiten, daß nicht nur die Geschichte eines jeden Ortes in Stichworten erscheint, sondern genaue Unterlagen für die Entwicklung des ganzen Gebietes in einem Bande zur Hand sind.

Die Fortsetzung des Unternehmens in der gewünschten Form ist um so wünschenswerter, als der vorgelegte Band erst durch das Erscheinen der geplanten anderen Teile seinen vollen Wert erhält.

Lore Baumert

Heinrich Bosse: Die Forst-, Flur- und Gewässernamen der Uecker-münder Heide.

Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern, Reihe 5, Forschungen zur Pommerschen Geschichte 2. Köln-Graz 1962, Böhlau-Verlag. VIII, 150 S., 11 Ktn., Falttafel. 16,— DM.

Diese Arbeit, die 1941 nicht mehr ausgedruckt wurde, ist nicht nur für die pommersche Landesgeschichte wichtig. Erstmals werden die Flurnamen des ausgedehnten pommerschen Waldgebietes westlich der unteren Oder südlich vom Stettiner Haff untersucht, eines Gebietes, das siedlungsgeschichtlich eine Sonderstellung einnimmt. Die Untersuchungen Robert Holstens über den „Mittelpommerschen Keil“, sein Nachweis niederfränkischen Sprachgutes im Namenschatz und in der Mundart dieser seit dem Mittelalter ununterbrochen waldbedeckten Landschaft, werden durch diese Arbeit über die Flurnamen des Waldes bestätigt. Der 1959 verstorbene Verfasser untersuchte 4500 Flurnamen, indem er die Flurnamensammlung des Kreises Ueckermünde (1929—35) vervollständigte. Er gliederte die Untersuchung der Namen in neun Sachgruppen und lokalisierte sie in neun Kartenskizzen der einzelnen Forsten. Seine lebendig geschriebene Darstellung bringt interessante Einzelheiten zur Landschaftsgeschichte und zum mundartlichen Wortschatz. Ein Namenregister ist angefügt. Zusammen mit den neu bearbeiteten Kartenbeilagen ist hier ein wirklich anschauliches Bild der Namenlandschaft der „merica Uekermünde“ entstanden.

Lore Baumert

Thomas Klein: Der Kampf um die Zweite Reformation in Kursachsen 1586-1591.

(= Mitteldeutsche Forschungen 25). Köln-Graz 1962, Böhlau-Verlag, 220 S., 28,— DM.

Im Februar 1962 hat der Verfasser in unserer Landesgeschichtlichen Vereinigung aus seiner Arbeit über „Brandenburg und Sachsen im späten 16. Jh.“ vorgetragen. Jetzt liegt sein Erstling als stattliches Buch vor. Das reiche Quellenverzeichnis — neben neueren und neuesten Einzeldarstellungen seltene zeitgenössische Druckschriften, vor allem viele ungedruckte Briefwechsel — zeigt: das Buch erschließt bisher ungehobene Schätze — eine wahre Ausgrabung. Man erinnere sich einiger Zahlen sächsischer Geschichte. Das Geburtsland der Reformation erlebt nach dem Tode des immer vermittelnden Philipp Melancthon (1560) den wachsenden Eifer seiner Anhänger, als „Philippisten“ oder gar „Kryptocalvinisten“ den strengen Lutheranern verdächtig und verhaßt. Kurfürst August (1553 bis 1586) greift 1574 mit Härte durch: sein vertrauter Rat Dr. Craco stirbt an der Folter, sein Leibarzt Dr. Peucer, Melancthons Schwiegersohn, erleidet langjährigen Kerker. Doch trotz Konkordienformel und -buch (1577, 1580) gelingt die Säuberung nicht vollständig. Manche vermögen sich mit Vorsicht und Geschick zu halten, so der 1573 mit 30 Jahren zum Hofrat ernannte Andreas Paull (1544—90) aus Braunschweig und der gebürtige Leipziger Dr. Nicolaus Krell (1552—1601), 28jährig als Hofrat berufen — beide auf Studienreisen in Frankreich mit dem Calvinismus wohlvertraut und Ratgeber des Kurprinzen Christian (geb. 1560 in Dresden), der früh dem strengen Luthertum abgeneigt wird. Diese drei „führenden Persönlichkeiten“ werden im 1. Teil (S. 7—67) aus-

führlieh gewürdigt. Erstaunlich die Kunst des Verfassers, aus lücken- und stückenhaften Nachrichten volle Lebensbilder zu gewinnen, oft durch „indirekte Beleuchtung“ aus bewußt getarnten Briefsätzen, aus Zweckaussagen in politischen Verhören wie aus nachträglichen Schmähschriften der nach 1591 wieder siegreichen Orthodoxie. Besonders die Biographie des lange zu Unrecht vergessenen Andreas Paull rundet sich zu einem Stück europäischer Wissenschaftsgeschichte.

1586—1591: die fünf Regierungsjahre Christians I. sind Ansätze „auf dem Wege zur zweiten Reformation“ — so der größere 2. Teil (S. 87—167). Es geht um die völlige Durchführung der christlichen Reformation, zu der Luther wohl einen richtigen Anfang gemacht, den aber seine orthodoxen Nachfolger durch Rückfall in veraltete dogmatische und liturgische Formen verdorben haben. Die Neuordnung der „Universitäten und Schulen, Konsistorien und Gerichte“ arbeitet mit Entlassungen und Neubesetzungen, auch aus dem nichtsächsischen Ausland, hebt den Zwang zur Konkordienunterzeichnung auf und verbietet das Schelten und Lästern auf Lehr- und Kirchenkanzeln — den Lutheranern kaum noch tragbar. Die „Verhandlungen mit den Ständen 1587—88“ schaltet den Adel von politischer Mitwirkung aus und schafft so weitere Gegnerschaft. Die Abschnitte „Reformierte Personalpolitik in Kirche und Staat“ und „Weitere Entwicklung auf den Universitäten“ zeichnen eine Fülle von Lebensläufen bisher wenig bekannter Mitarbeiter, auch Mitläufer und Gegenspieler des Kanzlers Krell: Gelehrtenleben in bewegter Zeit. Die „Bemühungen des Landesherrn um rechte Bildung und Lehre bei Hofe“ werden als „vorbildhaft“ gekennzeichnet; der Ausbau der Bibliothek „erschließt neue geistige Bezirke“: den italienischen Humanismus, die neue Altertumswissenschaft, die neue französische Jurisprudenz, den Calvinismus und verwandte Richtungen (S. 153). Auf den schärfsten Widerstand in Stadt und Land — bis zu Straßentumulten — stößt der Versuch, den „Exorzismus“ (Teufelsaustreibung) bei der Kindtaufe abzuschaffen. Immerhin fügt sich die „überragende Mehrzahl“ der Geistlichen — es gab keine Märtyrer —; von etwa 1400 Pfarrern — rechnet der Verfasser — dürften kaum mehr als fünfzig ihr Amt verloren haben (S. 165).

Im ganzen Verlauf geht es dem Verfasser um den Nachweis, daß der Kurfürst nicht, wie oft gemeint, von seinem Kanzler getäuscht worden, sondern den Weg zur zweiten Reformation überzeugten Herzens gegangen ist. Gegen die Auffassung Rankes in der „Französische Geschichte“, Krell sei ein Mann über den Konfessionen gewesen, erweist er ihn vielmehr als entschiedenen Reformierten (S. 35), der auf den Sieg des Calvinismus hinarbeitete — der sich aber darin wie Paull so vorsichtig hielt, daß die Kennzeichnung durch Brandt (S. 134) in seiner „Geschichte der Reformation und Gegenreformation“ als Verfechter politischer Radikalkuren „historisch einfach nicht zutreffend ist“. Wie entschieden freilich und fern von Toleranz Krell in der Sache dachte, zeigt die ausführliche Darstellung der Krell-Bibel: eine Lutherbibel mit „reformierten“ Erläuterungen (bis zum 2. Buch Chronica gedruckt), die kämpferisch Verständnis für die bedrängten Hugenotten und Niederländer fordern und das Recht der Obrigkeit feststellen, die Geistlichen zur „reinen“ Lehre zu zwingen und „Wetterhahnen“ nicht zu dulden.

Der frühe Tod Christians führte eine lutherische Restauration herauf, nicht so scharf wie 1574 — man verzieh menschliche Schwächen, alle Verhafteten wurden nach und nach freigelassen — außer Krell. Den Prozeß brachte man nach Wien und Prag — nach zehn Jahren wurde der Kanzler in Dresden 1601 enthauptet, und Christians Witwe schaute von einer Bühne zu: persönliche Rachgier aus „Religionseifer und Eifersucht auf den nächsten Freund ihres Mannes“ (S. 12). Es war Sophie von Brandenburg, die Tochter des streng lutherischen Johann Georg. — Die Bedeutung der „Restauration“: „Philippismus und Calvinismus verloren in Schlesien und den Lausitzen, darüber hinaus in osteuropäischen Ländern mit Kursachsen ein wichtiges geistiges und geistliches Zentrum“, das Land selbst „wertvollste Kräfte“. — Das Urteil über Christian weist auf die „Zwiespältigkeit“ dieses Renaissancefürsten: „Je mehr man den Dingen nachgeht, desto stärker werden Licht und Schatten in seiner Persönlichkeit“ (S. 20).

Die Frische, mit der der Verfasser seine Forschungen und Ergebnisse vorträgt, macht das Lesen zum Genuß. Ein bedeutender Beitrag zum Arbeitsgebiet seines Lehrers Professor Gerhard Oestreich.

Eberhard Faden

Kurt Hinze: Die Arbeiterfrage zu Beginn des modernen Kapitalismus in Brandenburg-Preußen 1685-1806

Bibliographisch vermehrte und verbesserte, mit einem Registeranhang versehene zweite Auflage, mit einer Einführung von Otto Büsch.

Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin Band 9 Neudrucke Band I, Berlin 1963. Walter de Gruyter & Co., XIV, 296 Seiten, geb. 36,— DM.

Es ist dem Herausgeber, Verfasser und Verlag zu danken, daß diese 1927 erschienene Arbeit in neuer Auflage veröffentlicht wurde. Ihre Verwendungs- und Auswertungsmöglichkeit für andere geschichtsforschende Aufgaben aus der Zeit des Frühkapitalismus wurde erleichtert durch ein bis zum Erscheinungsdatum aufgestelltes Literaturverzeichnis sowie ein Namen- und Sachregister.

Die Entstehungsgeschichte des kapitalistischen Wirtschaftssystems in Brandenburg/Preußen ist verbunden mit der Entwicklung des preußischen Staates. Das verhältnismäßig späte Aufkommen der kapitalistischen Industrie in den preußischen Landen erklärt sich aus der geringen Bevölkerungsdichte. Diese war bedingt durch eine zahlenmäßig schwache Bevölkerungsmenge mit nur geringer Vermehrung, — ihr Festhalten im gutherrschaftlich-bäuerlichen Lebensraum, sowie ihr Aufsaugen durch Heereswerbung und andere staatliche Eingriffe. Der Industrialisierung standen ferner entgegen die konservative Denkungsart der Menschen am Anfang des 18. Jahrhunderts, ihr Mangel an Gewinnstreben sowie die noch völlig unrationalistische Geisteshaltung in Wirtschaft und Technik. Die Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung durch Staat und Unternehmer umfaßte daher hauptsächlich folgende Aufgaben: Aufnahme von Ausländern und Vertriebenen (Potsdamer Edikt 1685), Umwandlung des einstigen Wirtschaftssystems in das kapitalistische, Heranziehen bisher nicht erfaßter Bevölkerungskreise aus der Landwirtschaft, den Armen- und Waisenhäusern (vgl. Potsdamer Militärwaisenhaus), den Strafanstalten (so in Anlage und Arbeitseinsatz des Spandauer Zuchthauses), sowie aus der Militär-Bevölkerung (damals war die Hälfte der Soldaten in Friedenszeiten zur Arbeit in den Fabriken und Manufakturen beurlaubt, z. Zt. Friedrichs des Großen über 100 000 Mann. Diese Zahl erhöhte sich noch beträchtlich aus der Menge der 300 000 „Militärweiber und -kinder“). Die staatliche Fürsorge umfaßte ferner die Errichtung von Musterstätten neuer Arbeitsmethoden, die Förderung neuer Berufszweige und die Ausweitung bestehender Gewerbe (so die Begünstigung der Weberien und die Errichtung der „Spinnerdörfer“). Gleichzeitig liefen die gezielten Aktionen der Anwerbung bereits ausgebildeter Fachhandwerker aus dem Ausland sowie die Ausbildung und Umschulung inländischer Arbeitskräfte.

Die Studie trägt das wissenschaftliche Gepräge der Sombartschule, die auf historisch-soziologischer Grundlage den Gesamtverlauf der Geschichte sowohl in Wirtschaft als auch Politik als Rahmen des Geschehens darstellt. Nicht immer vermag der Leser in allen Einzelheiten mit den Rückschlüssen des Verfassers aus den angeführten umfangreichen Quellennachweisen übereinzustimmen: — das mindert nicht die grundsätzliche Anerkennung des besonderen Wertes dieser Arbeit, die nun schon über Jahrzehnte von den verschiedensten geschichtlichen Forschungsrichtungen bestätigt ist.

In unserer Zeit des auslaufenden Spätkapitalismus, — im Umbruch von Wirtschaft und Politik zu neuen Formen, ist der Blick in ähnlich gelagerten Situationen der Vergangenheit, den das Werk ermöglicht, von erstaunlichem Gegenwartsinteresse. Scheinbar moderne Begleiterscheinungen der industriellen Vollbeschäftigung wie Arbeitermangel, Abwerbungen, Ungeeignetheit der Arbeitskräfte, Beschäftigung von Ausländern, das Ausbildungswesen in aller Vielfalt, ja selbst die Abkommandierung von Soldaten zu industrieller Betätigung — treten auch schon in der Frühzeit des Kapitalismus aus der gleichen Ursache auf: der unzureichenden Anzahl qualifizierter Arbeitskräfte.

Gerhard Küchler

Rudolf Lehmann: Geschichte der Niederlausitz.

Veröffentlichungen der Berliner Historischen Kommission beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, Band 5. Berlin 1963, Walter de Gruyter & Co., XI, 784 S., 2 Kartenbeilagen, 58 Abbildungen. Leinen 68,— DM.

In vermehrter und erweiterter Ausgabe legt der Vf. eine Arbeit vor, die jeder Heimatkundler und Landesgeschichtler mit Freude und Anerkennung begrüßen wird. Nach zweieinhalb Jahrzehnten erscheint als verbesserte Neuauflage (die 1. Auflage erschien 1937

u. d. T. Geschichte d. Markgrafentums N-L.) die Geschichte einer Landschaft, deren Gebietsteile jenseits der Neiße heute unter polnischer Verwaltung stehen.

Rudolf Lehmann ist den Landesgeschichtlern kein Unbekannter. Seit seinem im Jahre 1917 veröffentlichten Aufsatz über das Kloster Dobrilugk hat er in über 40jähriger Tätigkeit Jahr um Jahr Aufsätze und umfangreiche Arbeiten veröffentlicht, die ortsgeschichtlich bedeutsam waren oder neue Ansatzpunkte für die Niederlausitzer Geschichtsschreibung lieferten. Seine in zwei Bänden vorliegende „Bibliographie zur Geschichte der Niederlausitz“ und das in Zusammenarbeit mit Woldemar Lippert herausgegebene Niederlausitzer Urkundenwerk, die selbstständig bearbeiteten Urkundenbücher und speziellen Quelleneditionen weisen ihn als profunden Kenner der Niederlausitzer Geschichte aus. Mit seiner „Geschichte der Niederlausitz“ hat nun auch die Vorarbeit dreier Forschergenerationen ihren Abschluß gefunden, die im oft mühsamen Zusammensuchen von Bausteinen für die historische Gesamtdarstellung des ehemaligen Markgrafentums bestand.

Das Werk gliedert sich in elf Kapitel: eingangs stellt der Vf. fest, daß kein Anlaß bestanden hätte, eine völlige Neubearbeitung vorzunehmen. Lediglich neue Forschungsergebnisse und archivalische Materialien seien einbezogen worden, und es hätte auch die Notwendigkeit bestanden, „die Darstellung im Hinblick auf neue Gesichtspunkte und Ergebnisse der Landesgeschichtsforschung zu überprüfen und gegebenenfalls zu ändern oder mit neuen Akzenten zu versehen“. Nach einleitenden Worten über Landschaft und Boden kommt er auf die geschichtliche Entwicklung zu sprechen, behandelt die älteste Zeit (bis 1156), die Zeit unter den Wettinern (bis 1304), die Wirren des 14. Jh. (Angliederung an Böhmen und wechselnde Abhängigkeit), die inneren Verhältnisse bis ins 16. Jh., Kirche und Kultur bis zur Reformation, die Zeit unter Habsburgern (bis 1623/35) und unter kursächsisch/sachsen-merseburgischer Herrschaft (bis 1694), dann die Zeit der Verbindung Sachsens mit Polen (bis 1763) und schließlich die letzten Jahrzehnte unter sächsischer Herrschaft (bis 1815). Den Abschluß bildet ein Kapitel über „Die Niederlausitz in preußischer Zeit“.

Die Kapiteleinteilung orientiert sich an der landesherrlichen Zugehörigkeit, und das erscheint gerechtfertigt, wenn man den Status politischer Abhängigkeit in Betracht zieht und erfährt, daß nur manchmal der Widerstreit ständischer und dynastischer Interessen neue Impulse gab. Die Gefahr, über der Behandlung äußerer Vorgänge die Darstellung der inneren Verhältnisse zu vernachlässigen, vermeidet Lehmann durch Beschränkung auf Wesentliche, durch Darstellung des Bezugs, der dann erst das aus dem Dunkel der Geschichte auftauchende Geschehen verdeutlicht. Dieses Vorgehen erklärt auch das Fehlen von Fußnoten und Verweisen sowie das nur auf die wichtigsten Aufsätze und Schriften beschränkte Literaturverzeichnis.

Das letzte, über 200 Seiten starke Kapitel behandelt das Geschehen in der Niederlausitz bis ca. 1945. Lehmann selbst ist sich der Unzulänglichkeit eines solchen Versuchs bewußt und nennt seine Darstellung einen Überblick.

Die zwei Kartenbeilagen dürften jeden, der sich intensiver mit landeskundlichen Problemen zu beschäftigen hat, interessieren. Die erste Karte gibt den Grenzverlauf der Niederlausitz, die zweite den Besitzstand um die Mitte des 18. Jahrhunderts wieder. Belege dieser Art waren bisher kaum beizubringen.

Lehmans „Geschichte der Niederlausitz“ stellt eine echte Bereicherung der landesgeschichtlichen Literatur dar. Es bleibt nur zu hoffen, daß er weiterhin Gelegenheit findet, sich zu Problemen seiner engeren Heimat zu äußern und daß er auch künftig in ungebrochener Kraft einer geschichtswissenschaftlichen Disziplin die Treue hält, die oft verkannt wurde, deren Wert und Bedeutung aber unübersehbar sind.

Wolfgang Paulick

Heribert Händel: Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht in der Wehrverfassung des Königreiches Preußen bis 1819.

Ein Beitrag zur Frage des Einflusses der Französischen Revolution auf die Scharnhorst-Boyensche Reformgesetzgebung nach 1807 (= Beiheft 19 der Wehrwissenschaftlichen Rundschau). Berlin-Frankfurt/M. Oktober 1962, Verlag E. S. Mittler u. Sohn. 91 Seiten.

Angesichts der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht (im folgenden a. W.) in der Bundesrepublik 1956 verdient die gründliche Arbeit die volle Aufmerksamkeit der Öffent-

lichkeit. Diese juristische Dissertation geht vom „Begriff“ der a.W. aus und schildert ihre Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte — in Deutschland bis zum „Jüngsten Reichsabschied“ 1654, sodann in Brandenburg-Preußen 1400—1800, in Frankreich nach 1789 und wieder in Preußen bis 1819. Grundlage sind vornehmlich die das Heerwesen regelnden Bestimmungen und Gesetze, deren wesentliche Stellen im Wortlaut mitgeteilt werden. — Im alten Brandenburg beruhte die a.W. auf Lehndienst und Landfolge. „Obwohl sie rechtlich weiter bestehen blieb, verlor sie durch das Überhandnehmen des Söldnerwesens ihre grundlegende Bedeutung“ (11). In der Zusammenfassung am Schluß liest sich der Vorgang seltsam verändert: „(trotz des Widerstands der Stände) blieb der Gedanke der a.W. bis weit in das 17. Jahrhundert hinein lebendig“ (85). Nach dem stehenden Söldnerheer des Großen Kurfürsten hat dann doch erst das Kantonreglement Friedrich Wilhelms I. von 1733 „zwar nicht wörtlich, aber doch im Grundsatz die — zeitlich unbeschränkte — a.W. für alle preußischen Untertanen festgesetzt“ (23). Der Verfasser stützt sich dafür auf anerkannte Rechts- und Staatsgelehrte wie Bornhak, Huber, Helfritz und Höhn. Allerdings: dieser „erstmal als ein öffentliches Recht eingeführte Grundsatz“ bedeutet nur den „ersten Schritt“ (24). Die vom Dienst befreienden „Exemtionen“ wurden unter Friedrich dem Großen und noch mehr unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. derart erweitert, daß im Kantonreglement von 1792 aus der allgemeinen eine „Klassenwehrpflicht“ wurde, die „allein auf den unteren Schichten ... lastete“ (35) — eine Kennzeichnung des Verfassers, die ein Historiker unbedenklich von vornherein schon für 1733 angenommen hätte. So deutlich der Verfasser Einschränkungen und Durchbrechungen des Grundsatzes der a.W. macht, immer kommt es ihm auf den Nachweis an, daß er „zu keiner Zeit ausdrücklich aufgehoben worden ist“ (24), wie denn auch das eben genannte Gesetz von 1792 eingangs den „Willen“ des Königs ausspricht, die „Dienst-Verbindlichkeit“ solle „mit gleichen Schultern getragen werden“ (32). Umso verwunderlicher liest sich des Verfassers juristische Folgerung: weil der Adel „unbedingt“ befreit war, dienten seine Angehörigen im Offizierkorps „nicht auf Grund der a.W., sondern freiwillig als Berufssoldaten im stehenden Heer“ (35). Tatsächlich hat doch Friedrich Wilhelm I. die Söhne des Adels zum Offizierdienst geradezu gezwungen; 1792 war er längst eine selbstverständliche Standespflicht (wenn vielleicht auch keine staatliche in juristischem Sinne), auf der im besonderen der Vorrang des Adels im alten Preußen beruhte.

Geschichtliche Entwicklungen vertragen schwerlich eine so betont juristische Betrachtung, die Wirklichkeit kommt dabei nicht „recht“ zu ihrem „Recht“. In dem reichen Quellenverzeichnis vermißt man unter den wenigen Historikern den Namen Otto Hintze. Nur in einer Anmerkung (64, 259) ist er neben Hans Delbrück und anderen Historikern genannt mit seinem Beitrag zu dem Streit zwischen Max Lehmann und Ernst von Meier 1908: ob die Reformen von 1808, Stein, Scharnhorst u. a., Vorbilder der französischen Revolution nachgeahmt hätten. Im Zeichen der französisch-deutschen Zusammenarbeit lag für den Verfasser der Versuch nahe (im Titel bereits), diesen Streit vor fünfzig Jahren unter Heranziehung neuer Forschungen „wenigstens hinsichtlich der a.W. zu klären“. Für ihn besteht kein Zweifel, daß hier „die französische Revolution einen erheblichen Einfluß ausgeübt hat“ (87). Der Leser wird sich der Beweiskraft des juristischen Vergleichens sowohl der Gesetzestexte wie der Begründungen in den verschiedenen Denkschriften der Reformen nicht entziehen können. Aber nur getrennt finden sich die ebenso „erheblichen“ Tatsachen angegeben (39, 65), daß Frankreich die schon 1800 von Napoleon stark eingeschränkte a.W. 1814 gänzlich abgeschafft hat, wenige Monate bevor Preußen sie im Gesetz vom 3. September 1814 endgültig auch für die Friedenszeit festlegt.

So möge der Leser neben (nicht gegen!) dem Juristen Händel von 1962 den Historiker Otto Hintze von 1908 nachschlagen (FBPG 21, 1908, S. 323), bei dem Gegensatz wie Zusammenhang der preußischen Jahreszahlen 1733 und 1813—14 eindringlicher gegeben sind: „Die Kantonpflicht war auf den Gegensatz der privilegierten und nichtprivilegierten Gesellschaftsklassen begründet, die allgemeine Wehrpflicht auf das prinzipiell gleiche Staatsbürgertum ... Allerdings, ohne die Gewöhnung der unteren Klassen an den Kriegsdienst ... wäre die Einführung der a.W. als eine dauernde Institution unmöglich gewesen ... Preußen, nicht Frankreich, ist der Welt mit der dauernden Einrichtung der a.W. vorgegangen; *freilich aber erst*, nachdem der Eindruck eines sich zur Verteidigung des Vaterlandes erhebenden Volkes 1793 von Frankreich und 1808 von Spanien herübergewirkt hatte.“

Eberhard Faden

Ludwig Dehio: Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Ein Baukünstler der Romantik. Herausgegeben von Hans-Herbert Möller. München-Berlin 1961, Deutscher Kunstverlag GmbH. 140 Seiten mit 85 Abbildungen im Text, Ganzleinen DM 20,—.

Die mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Vermögensverwaltung des Hauses Brandenburg-Preußen und der Verwaltung der Ehem. Staatlichen Schlösser und Gärten in Berlin gedruckte Arbeit des Historikers Ludwig Dehio, Sohn des Altmeisters der deutschen Kunstgeschichtsforschung Georg Dehio, geht in ihrer Entstehung in die Zeit der dreißiger Jahre zurück. Dem Verfasser standen damals für seine Studien und Untersuchungen vor allem die umfangreichen Zeichnungsbestände der Berliner Schloßbibliothek zur Verfügung, über deren Verbleib infolge der Kriegs- und Nachkriegsereignisse bis heute leider noch nichts ausgesagt werden kann. Daher kommt dem Buch vor allem durch Wiedergabe zahlreicher Handzeichnungen Friedrich Wilhelms IV. eine erhebliche dokumentarische Bedeutung zu. Außerdem stellt es eine wünschenswerte Erweiterung und Bereicherung der vielbändigen Ausgabe des Lebenswerkes von Carl Friedrich Schinkel dar, weil sowohl die künstlerische Wechselwirkung des architektonisch geschulten Herrschers mit seinem Hauptbaumeister fest umrissen worden ist, als auch die große baukünstlerische Begabung Friedrich Wilhelms IV. in ihrer Entwicklung aufgezeigt und ins rechte Licht gerückt wurde.

Architektonisch aufgeschlossene und begabte adelige Bauherren hat es vornehmlich im 17. und 18. Jahrhundert im deutschsprachigen Gebiet in erheblicher Zahl gegeben; es sei hier nur an den nachmaligen Kaiser Josef I. gedacht, den Joh. Bernhard Fischer von Erlach mit den Regeln der höheren Baukunst vertraut gemacht hat, oder an Fürst Carl Eusebius von Liechtenstein, der post mortem als maßgeblicher Architekturtheoretiker in Erscheinung getreten ist, ganz zu schweigen von den zahlreichen Mitgliedern des gräflichen Hauses Schönborn, die, vom „Bauwurm“ besessen zu Zirkel und Reißfeder griffen. Auch im Vergleich zu diesen war Friedrich Wilhelm IV. wohl einer der begabtesten. Jahrzehnte hindurch schuf er Abend für Abend skizzenhaft gezeichnete architektonische Entwürfe, die von konkreten Bauaufgaben bis an die Grenze träumerischer und phantasievoller Architekturspiele reichten.

Die Abhandlung des Verfassers konnte sich zwar auf manche wichtige Einzeluntersuchung anderer Autoren zum Oeuvre und zur Persönlichkeit des Bauherrn sowie zu seiner Arbeitsweise stützen, beginnend 1911 bei Kurt Kuhlows, über Albert Geyer, Josef Ponten und Georg Poensgen bis 1938 zu Ernst Lewalter; jedoch war L. Dehio der erste, der die baukünstlerische Entwicklung des Herrschers unter Beiziehung des gesamten damals noch greifbaren Quellenmaterials erarbeitet hat. Die Gliederung des Buches folgt dem Lebenslauf Friedrich Wilhelms IV., so daß einige Projekte mehrfach im Text erscheinen müssen. Gerade die unausgeführte gebliebene Planung für den Berliner Dom hätte man gern im Zusammenhang verfolgt. Wichtig ist hierbei auch die geistige Grundhaltung, aus der heraus der Herrscher diesen Baugedanken nach mehreren Planänderungen intensiv zu verwirklichen suchte. Es ging ihm schließlich als „Primas des Protestantismus“ darum, ein Äquivalent zum Kölner Dom zu schaffen, dessen Weiterbau er seit 1842 gefördert hat. Im Oeuvre Friedrich Wilhelms IV. bilden die Schloßentwürfe für Charlottenhof bei Potsdam und für Belriguardo dort am Südufer der Havel Höhepunkte. Ersterer Entwurf gewann in Zusammenarbeit mit C. F. Schinkel durch Ludwig Persius Gestalt; das letztgenannte Projekt dagegen gehört zum großen Kapitel ungebauter Architektur. Überhaupt gewinnt der Bau- und Kunsthistoriker beim Lesen des Buches den Eindruck, daß Friedrich Wilhelms IV. realisierte Baueideen im Potsdamer Raum, eingebettet in die märkische Landschaft, am eindeutigsten von seinem Stil und von seinem Willen künden, vor allem auch im dortigen Kirchenbau, wo eine romantisch-italienisierende Stilbildung dominiert.

Hermann Beenken hat in seinem Werk über die schöpferischen Baueideen der deutschen Romantik (Mainz 1952) in einem eigenen Kapitel überzeugend den künstlerischen Weg Friedrich Wilhelms IV. dargestellt. Die Veröffentlichung L. Dehios mit ihren darin vertretenen Thesen gibt aber Veranlassung, sich mit den Gedanken H. Beenkens auseinanderzusetzen und diese an einigen Stellen zu ergänzen. Ein endgültiges Urteil über den Wert der architektonischen Leistungen Friedrich Wilhelms IV. und seine Bedeutung als Bauherr wird man sich erst erlauben dürfen, wenn man in die Lage versetzt wird, Vergleiche zu anderen baukundigen Herrschern seiner Zeit zu ziehen, vor allem zu dem mit ihm verwägerten Bayernkönig Ludwig I.

Als Desiderat der Arbeit von L. Dehio sei genannt: ein kritischer Katalog aller derzeit noch nachweisbaren Handzeichnungen Friedrich Wilhelms IV. mit entsprechenden Quellen- und Abbildungsvermerken. Sicherlich dürfte dann an entlegenen Stellen in Archiven und graphischen Sammlungen noch das eine oder andere Blatt aufzuspüren sein.

Hans-Herbert Möller besorgte mit Umsicht und großer Einfühlung in die Gedankenwelt L. Dehios die Herausgabe, und der Deutsche Kunstverlag gab auch diesem Buch eine gediegene und typographisch ansprechende Ausstattung.

Hans Reuther

Walter Stengel: Guckkasten. Altberliner Curiosa.

Die kleinen de-Gruyter-Bände, Bd. 1. Berlin 1962, Verlag Walter de Gruyter & Co., 192 Seiten, 17 Abbildungen, 24 Tafeln. Ganzleinen 18,— DM.

Während des Zweiten Weltkrieges, als das Märkische Museum mitsamt dem Ermeler-Haus geschlossen war, fand sein Direktor, unser Mitglied Walter Stengel, Muße, seine Studien zur berlinisch-märkischen Kulturgeschichte nachdrücklicher zu betreiben als das bis dahin, solange Verwaltungs- und Ausstellungstätigkeit im Vordergrund standen, möglich gewesen war. Stengel wendete sein Interesse in erster Linie an die in öffentlichen und privaten Archiven damals noch reichhaltig vorhandenen Hausratverzeichnisse des 16./18. Jahrhunderts. Dazu kamen die Anzeigen und Steckbriefe des Berliner Intelligenzblattes der Zeit von 1730 bis 1830, das dem entmutigend großen Umfange der rund 400 adreßbuchdicken Quartalsbände zum Trotz nahezu vollständig von dem fleißigen Manne durchgearbeitet wurde. Das Ergebnis legte Stengel 1948/52 in den vierzehn Heften seiner „Quellenstudien zur Berliner Kulturgeschichte“ vor. Sie umfaßten: 1. Gläser, 2. Fayencen, 3. Tabatieren, 4. Öfen, 5. Möbel, 6. Tapeten, 7. Gips-, Wachs- und Schattenbilder, 8. Körperpflege und Kleidung, 9. Technik-Miscellen, Uhren und Berlocken, 10. Spiele, Masken, Tierliebhabereien, 11. Gartenfiguren, Grotten, 12. Zucker und Zuckergerät, 13. Blumen, 14. Nahrungswesen, und wurden nur in je 250 Exemplaren gedruckt. Die ursprünglich auf 25 Hefte veranschlagte Reihe war für die wenigen, noch erreichbaren Mitglieder des „Vereins der Freunde des Märkischen Museums“ bestimmt, diente aber auch im Tauschwege dem Aufbau einer neuen Museumsbibliothek. Als Stengel 1952 nach siebenundzwanzigjähriger Tätigkeit die Leitung des Märkischen Museums niederlegte und seinen Wohnsitz in West-Berlin nahm, bemühte er sich darum, die schnell vergriffenen Quellenstudien als „Berliner Skizzenbuch gegenständlicher Kulturgeschichte“ in neuer, größerer Auflage herauszubringen. Einen ersten Anfang machte der Verlag Bruno Hessling 1958 mit dem Buche „Alte Wohnkultur in Berlin und in der Mark im Spiegel der Quellen des 16. bis 19. Jahrhunderts“, das ich in Band 10/1959 unseres Jahrbuchs anzeigen konnte. Es wiederholt die Quellenstudien 4—6 und 8. Ihre Fortsetzung, die ebenfalls von Hessling verlegten hübschen Bändchen „Freundschaft mit Hunden“ (1960) und „Berliner Tafelfreuden“ (1961), hat Walter Stengel nicht mehr erlebt. Er starb am 10. August 1960, vierzehn Tage vor seinem 79. Geburtstag. Nun hat sein alter Freund und einstiger Kollege am Germanischen Museum in Nürnberg in den Jahren 1907/08, Edwin Redslob, die Quellenstudien 3, 9 und 10 in einem schmucken Bande zusammengefaßt und ihm eine warmherzige Würdigung des Autors vorangestellt. Das längst fällige Buch bringt nicht nur Walter Stengels wissenschaftliches Erbe als Ergebnis eines langen, erfolgreichen Gelehrtenlebens, sondern läßt in seinen buntgemischten Schilderungen, selbst wenn es um scheinbar so nebensächliche Dinge wie Strümpfe und Schnupftücher geht, etwas vom Wesen des feinsinnigen Menschen Stengel spürbar werden, gewürzt durch einen stillen, gerade dadurch so anheimelnden Humor, mit dem der Verfasser den Eigenheiten früherer Zeiten und ihrer Käuze nachgeht.

Pomplun

Die Judenbürgerbücher der Stadt Berlin 1809-1851.

Mit Ergänzungen für die Jahre 1791—1809. Bearbeitet und hrsgg. von Jacob Jacobson. Veröff. d. Berliner Historischen Kommission Bd. 4, Quellenwerke Bd. 1, Berlin 1962. Walter de Gruyter & Co., IX, 725 S., davon 29 Seiten Abb., Ln. 58,—DM.

Unter dem Terror des Hitlerregimes ging die alte Jüdische Gemeinde zu Berlin zugrunde. Ein wesentlicher Faktor im Berliner Leben, dessen Leistung auf wirtschaftlichem und kulturellem Sektor nicht wegzudenken ist, wurde damit einfach ausgelöscht. Umso erstaun-

licher und dankenswerter ist es, daß Jacob Jacobson nach seiner Rückkehr aus dem KZ Theresienstadt daranging, anhand der von seiner Familie geretteten Auszüge und Aufzeichnungen aus der einst 40 Bände umfassenden und jetzt verlorenen Reihe Berliner Judenbürgerbücher des alten Stadtarchivs den vorliegenden Band zu veröffentlichen. Ergänzt wird das Material durch die Personenstandsregister der Berliner Jüdischen Gemeinde (nicht benutzt wurden anscheinend die im Landesarchiv befindlichen Kirchenbuchduplikate Spandau, die ab 1812 Angaben über die jüdische Gemeinde enthalten, deren Ältester Itzig war).

Der Herausgeber begnügte sich nicht mit einer nüchternen Darbietung der Fakten, sondern machte durch zahllose Verweise die feinen verwandtschaftlichen Verästelungen deutlich, die dem Leser sonst leicht entgehen. Unterstützt wird dieses Bemühen durch mehrere Register, deren eines nach den Geburtsorten der jüdischen Bürger Berlins aufgeschlüsselt ist. Interessant, daß ca. 40 % aus Berlin und der Mark Brandenburg gebürtig waren. Ein großer Zustrom aus den östlichen Provinzen verstärkte vor allem das handwerkliche Element. Eine besondere Zuzugsgruppe kam seit 1814 aus dem Städtchen Märkisch Friedland; ihr entstammt z. B. die Familie Liebermann.

In der umfangreichen und gehaltvollen Einleitung setzt sich J. mit der staatsbürgerlichen Emanzipation der Juden und ihrer kulturellen Assimilation auseinander. Gerade Berlin war hier Ansatzpunkt und Kern einer Entwicklung, die in derselben Stadt rund 150 Jahre später ihr blutiges Ende fand. — Als Schrittmacher allen weit voran ging die Familie des Bankiers Daniel Itzig. Am 2. 5. 1791 wurden er und seine ehelichen Nachkommen beiderlei Geschlechts ‚naturalisiert‘ und ihnen dadurch alle Rechte christlicher Bürger Preußens zuteil. Als unmittelbare Folge wurden Itzig, seine vier Söhne und sechs Schwiegersöhne am 20. 3. 1792 in das Bürgerrecht der Stadt Berlin aufgenommen. Sie waren also die ersten jüdischen Mitbürger. Zwischen 1809 und 1812 erwarben rund 330 Juden, etwa 2 % der Berliner Gesamtbevölkerung, das Bürgerrecht. Sie bildeten die Stammgruppe jüdischer Berliner Bürger, mit denen die Eintragungen in die JBB. beginnen. — Rund ein Drittel aller jüdischen Bürger stand beruflich irgendwie mit der Bekleidungsindustrie in Verbindung. Daneben zeigten sie große Neigung für die Medizin, später auch Jurisprudenz, und entwickelten eine besondere Vorliebe für den Buchhandel. Die Musikalienhandlung Bote & Bock z. B. feiert in diesen Tagen ihr 125jähriges Bestehen und eine der letzten Eintragungen in die JBB. betr. 1852 Joseph Stargardt aus Märkisch Friedland, der 1830 gemeinsam mit Paul Julius Reuter, dem Begründer des nach ihm benannten Telegrafienbüros, eine Buchhandlung eröffnete, sich aber bald auf eigene Füße stellte (heute weltbekannte Autographenhandlung und Antiquariat in Marburg/L.).

Gut gelungene Reproduktionen von Schriftstücken und Porträts bieten eine instruktive Ergänzung zum Text (z. B. Bürgereid Daniel Itzigs; Naturalisationspatente, Bürgerbriefe und die von Moses Mendelssohn verfaßte Ermahnungsformel beim Judeneid).

Der Berliner Historischen Kommission, dem Verlag und vor allem dem Herausgeber ist für dieses Werk zu danken, das eine hervorragende Geschichtsquelle für eine bedeutsame Berliner Bevölkerungsgruppe darstellt und zugleich eine ergiebige Fundgrube für den Historiker des Judentums ist.

Werner Vogel

Aus dem Leben der Vereinigung

Obwohl den Westberlinern seit dem 1. Juni 1952 der Besuch der Mark Brandenburg und seit dem 13. August 1961 auch der Ost-Sektors von Berlin so gut wie unmöglich ist, besteht nach wie vor ein großes Interesse für die brandenburgische Landesgeschichte. Es zeigte sich auch in unserem lebhaften Vereinsleben des Berichtszeitraums vom 1. September 1962 bis 31. August 1963. Die Mitglieder und Freunde unserer Vereinigung kamen zu folgenden Vorträgen zusammen:

1962

- 7. Sept. Gemeinsam mit der Berliner Gesellschaft für Geschichte der Medizin e.V.
Zum 200. Geburtstag von Christoph Wilhelm Hufeland, 1762—1836
Dr. Wolfgang Kloppe: Hufeland in ärztlicher Sicht
Gerhard Küchler: Hufeland als Volkserzieher
- 28. Sept. Dr. Werner Vogel: Geschichtliche Fragen um Wendland und Hühbeck
- 19. Okt. Zum 250. Geburtstag des Königs — 24. 1. 1962:
Dr. Eberhard Faden: Friedrich der Große und die Berliner
- 2. Nov. Dr. Gerhard Kutzsch: Verwaltung und Selbstverwaltung in Berlin unter der
Steinschen Städteordnung
- 16. Nov. Zum 100. Geburtstag des Dichters — 15. 11. 1962:
Rolf Goetze: Gerhart Hauptmann im Berliner Geistesleben der Jahrhundert-
wende
- 7. Dez. Dr. Werner Vogel: Geschichte und Bedeutung des Landesarchivs Berlin

1963

- 11. Jan. Günter Bohm: Berlins öffentliche Bäder
- 18. Jan. Gerhard Küchler: Westberliner Wanderziele 1962 — gelegentlich der Jahres-
Mitgliederversammlung
- 1. Febr. Hans-Werner Klünner: Von den Weinbergen zum Stralauer Tor — aus der
Geschichte des Bezirkes Friedrichshain
- 22. Febr. Dr. Adriaan von Müller: Späte Germanen und frühe Slawen in der Mark
Brandenburg
- 8. März Dr. Herbert Sukopp: Vom Grunewald — Waldgesellschaften, Gewässer und
Moore
- 22. März Wilhelm Sasse: Märkische Meilensteine
- 5. April Dr. Hans E. Pappenheim: Die Darstellung des Heiligen Grabes in der Mark
Brandenburg und in Berlin (Werden und Vergehen der Jerusalems-Kirche)
- 26. April Dr. Ernst John: Berliner Schullandheime in der Mark — insbesondere das der
Schadowschule Zehlendorf in Kagar bei Rheinsberg

An den Vortragsabenden und an sonstigen Wochentagen kamen Mitglieder und Besucher in unserer *Bücherei* zusammen, die sich steigender Benutzung erfreute. Sie konnte ihren Bestand auf annähernd 6500 Schriften und 1500 Kartenblätter ausweiten.

50 Mitglieder beteiligten sich vom 10. bis 12. Mai 1963 an einer wohl gelungenen Bus-Studienfahrt durch Brandenburg und Mecklenburg nach Lüneburg und Bardowick. Dank der liebenswürdigen Unterstützung u. a. durch Herrn Direktor Dr. Gerhard Körner vom Museum für das Fürstentum Lüneburg, Stadtarchivrat Dr. Luntowski und Studienrat Gerhard Meyer, Bardowick — sowie durch die Behörden in Lüneburg bot diese Fahrt unvergessliche Eindrücke und gewährte hervorragenden Einblick in die Geschichte von Stadt und Raum Lüneburg.

In Westberlin veranstalteten wir folgende Führungen: Zu den Ausgrabungen am Burgwall Spandau (Vortrag Dr. Gustav Mahr), Museum für Vor- und Frühgeschichte (Vortrag Professor Dr. O. F. Gandert), Musikinstrumentensammlung des Staatlichen Instituts für Musikforschung (Vortrag Dr. Berner), Antiken-Abteilung Charlottenburg (Vortrag Dr. Daltrop), Institut für Zuckerindustrie (Vortrag mit Film Professor Dr. H. Hirschmüller), Osternacht-Feier in der Russisch-Orthodoxen Auferstehungs-Kathedrale Wilmersdorf, Baukundliche Führung zur Urania und Philharmonie, Schloß und Park Tegel. Schließ-

lich fanden statt 10 Wanderungen und Spaziergänge sowie 2 Führungen über Berliner Friedhöfe, ferner traditionell die 78. Wanderung durch den weihnachtlichen Grunewald. Eine Bus-Rundfahrt: Wissenschaft und Wirtschaft in Dahlem und Zehlendorf vereinigte am 14. Okt. 1962 43 Mitglieder. Zum Weihnachtlichen Treffen am 19. Dez. 1962 mit Lesungen, Lied- und Musikvorträgen im Spenerhaus der Königin-Luise-Gedächtniskirchengemeinde, Schöneberg, kamen 120 Mitglieder zusammen.

An Veröffentlichungen erschienen von uns: die Mitteilungsblätter Nr. 41, 42, 43 sowie das vorliegende Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte Band 14/1963.

In der Zeit vom September 1962 bis August 1963 haben wir das Ableben folgender Mitglieder zu beklagen: die Damen Gertrud Grantzow, Frida Schroeter, Hildegard Kopp, die Herren Alfred Müncheberg, Dr. h. c. Rudoif Wissell, unser Ehrenmitglied, Wilhelm Goeritz, Alfred Meyer, Hans Ledi, Alois Scherhag, Carl Wilberg. Wir würdigten Leben und Verdienste der Verstorbenen ausführlich in unseren Mitteilungsblättern.

Zum Schluß des Berichtes sei allen Mitgliedern, Freunden und Förderern unserer Vereinigung für die selbstlose Unterstützung unserer Bestrebungen gedankt. Das sei auch den Vortragenden wie den Führern unserer Veranstaltungen ausgesprochen, sowie den unermüdeten Mitarbeitern in Bücherei und Archiv und in der Verwaltung. Unser besonderer Dank gilt den Autoren wie den Herausgebern unserer Jahrbücher, hierbei insbesondere Herrn Kurt Pomplun, der aus gesundheitlichen Gründen seine erfolgreiche Herausgebertätigkeit mit dem Jahrbuchband 13/1962 niederlegte.

Gerhard Küchler

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

Aus dem Inhalt der bisherigen Bände:

- 1950 H. Lucke: Theodor Fontane — ein Vermächtnis / Dr. H. Fricke: Fontanes Bild berlinisch-brandenburgischer Dichtung / Dr. E. Faden: Berlin Hauptstadt — seit wann und wodurch? / A. Ludewig: Die Askanierhofburg Spandau / J. Seeger: Gemälde im Jagdschloß Grunewald / B. Stephan: Der Hermsdorfer Milow, seine Familie und seine Zeit / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Luther und die Mark Brandenburg / Dr. E. Schwartz: Die Kalandbruderschaft in Prenzlau / Der Neuruppiner Kaland (Urkunde von 1391) / H. Methling: Schifffahrt auf der Ucker
- 1951 Dr. G. Stein: Berlins Stadtmauer / E. B. Zornemann: Berlin im Leben und Werk Wilhelm Raabes / G. Schacht, geb. Mengel: Meine Erinnerungen an Theodor Fontane / Dr. M. Krammer: Aus Theodor Fontanes Jugendland / H. Fricke: Döbberlin. Eine erhalten gebliebene Fontanestätte / Dr. B. Schulze: Der Anteil der Zisterzienser an der ostdeutschen Kolonisation, besonders in Brandenburg / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Biesenthal, Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim / H. Methling: Das Wunderblut zu Wilsnack / Dr. E. Schwartz: Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg. I. Das Ausscheiden der nördlichen Uckermark aus der Diözese des Bistums Kammin. II. Der Prozeß des Prenzlauer Kalands gegen Dorothea Sander (1537—1543) / M. Krügel: Buckow in vor- und frühgeschichtlicher Zeit / Dr. G. Klünder: Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600 / Prof. Dr. H. Mitgau: Alt-Frankfurter Studentenrachten
- 1952 Dr. B. Schulze: 200 Jahre staatlicher Verwaltungsbezirk Berlin / Dr. H. Fricke: Louis Vogel, Kleists Freund im alten Landeshause der Kurmark / E. B. Zornemann: Brückenbauer zwischen Stadt und Land — Dem Berliner Heinrich Sohnrey zum Gedächtnis / Beiträge zur Baugeschichte Dahlems. I. Dipl.-Ing. U. Stroschein, Das Gutshaus, II. Dr. H. E. Pappenheim: Das Rätsel der Dahlemer Dorfaue / Dr. H. Kügler: Gräberts Berliner Volkstheater. Mit einem Anhang: Wer war Pietsch? / Dr. G. Stein: Burg Liebenwalde in der Mark / H. Hohn: Karl Ernst Albrecht Kunth. Zur Lebensgeschichte des Berliner Geologen / M. Krügel: Buckow als Mediastadt. Ein Beitrag zur 700-Jahrfeier 1953
- 1953 Dr. J. Schmidt: Die steinerne Chronik am Rathaus von Berlin / F. Raede: Das „Graue Kloster“ / Dr. H. Fricke: Jean Pauls Berliner Abenteuer / Dr. C. Meyer: Aus den Akten der alten preussischen Theaterzensur / Dr. H. Kügler: Fischerstechen und Halloren / Dr. H. E. Pappenheim: Karten und Vermessungswesen im Schaffen Theodor Fontanes / Dr. G. Stein: Zur Baugeschichte der askanischen Burg Spandau / Dr. E. Schwartz: Die Gilden der Gewandschneider, der Krämer und der Höker in Prenzlau / Prof. Lic. Dr. W. Delius: Peter Gustav Schweitzer, Oberprediger zu Kremmen / M. Krügel: Buckow, Kämpfe um die Selbstverwaltung / Dr. R. Lehmann: Niederlausitzer Ständevertreter im preussischen Hauptquartier im Dezember 1762
- 1954 Dr. E. Kaeber: Willy Hoppe als märkischer Historiker (mit Anhang „Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe“) / Dr. H. Fricke: Fontanes Historik / A. Ludewig: Markt und Kaufhaus im mittelalterlichen Spandau / Dr. E. Faden: Der Berliner Tumult von 1615 / Dr. R. Lehmann: Lübbenau im Revolutionsjahr 1848 / Dr. C. Meyer: Das Theater Franz Wallners (1855—1867) / W. Eulert: Julius Schoppe — ein Maler des Biedermeier / Dr. H. Kügler: Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe / Univ.-Prof. Dr. F. Solger: Die Entstehung der Buckower Landschaft / Dr. O. Korn: Wabrenze — Lorenzfeld. Zur Wüstungskunde der Altmark / Dr. E. Schwartz: Der Handelsstand in Prenzlau vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Einführung der Gewerbefreiheit / Dr. H. E. Pappenheim: Geographie als Rüstzeug Theodor Fontanes
- 1955 Univ.-Prof. Dr. F. Solger: Heimatliche Geschichtsforschung und Volksbildung / Univ.-Prof. Dr. Dr. L. Richter: Kierkegaard in Berlin / A. Ludewig: Die Ausgrabungen in der Nicolaikirche zu Berlin / Dr. H. Branig: Aus den späteren Lebensjahren der Gräfin von Lichtenau / Dr. M. Krammer: Clemens Brentano und Berlin. Bilder aus den Tagen der Romantik / Dr. P. Klein: Ein Menzelbrief aus dem Nachlaß von Linda Kögel / Prof. Dr. A. Suhle: Die Münzprägung in Brandenburg von den Anfängen bis zum Tode Otto I. / Dr. R. Lehmann: Tagebuchaufzeichnungen

- gen der Frau von Thielau auf Neu-Döbern vom 13. Mai bis zum 3. Juni 1813 / Dr. G. Stein: Zur Datierung des Bergfrieds der Burg Stolpe a. d. Oder. — Der Bergfried im märkischen Bereich / E. B. Zornemann und Dr. E. Faden: Dr. Hermann Kügler — Dr. Hermann Küglers Schriften zur brandenburgisch-berlinischen Volkskunde / Dr. H. Fricke: Bibliographie der dichterischen Werke von Martin Anton Niendorf
- 1956 Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Bekenntnis zur Kurmark / Dr. R. Lehmann: Die Erforschung des Spreewaldes / Dr. E. Schwartz: Die Tuchmachergilde in Prenzlau / Dr. H. Fricke: Die Ellora und das Rytly. Zwei Seitentriebe des Tunnels über der Spree / Dr. H. E. Pappenheim: Das Belvedere auf dem Pichelsberg / Dr. Hans Saring: Karl Friedrich von Beyme / K. Pomplun: Das Gutshaus in Steglitz / Dr. C. Meyer: Hundert Jahre „Aktienbudiker“. Ein Beitrag zur Berliner Theatergeschichte / Dr. M. Krammer: Clemens Brentano und Berlin
- 1957 Dr. H. Fricke: Joachim Christian Blum. Der Spaziergänger von Ratenau / Prof. Dr. J. Wütschke: Der „Brückenkopf Magdeburg“ nach dem Slawenaufstand von 982 ⁶ Prof. D. Dr. W. Delius: Der Jurist Johannes Brunnemann (1608—1672) und der Pietismus / J. Wiese: Sprachgrenzen in der Mark Brandenburg / Prof. Dr. E. Unger: Chorgestaltung und Ostgiebel der Hauptkirchen von Gransee, Prenzlau, Wittstock und Neubrandenburg / Dr. J. Seeger: Der Berliner Kupferstecher Eduard Eichens und seine Künstlerfahrt nach Paris und Parma / Dr. G. Stein: Ein Schloßbau Joachims I. Baugeschichtliche Untersuchungen auf der Spandauer Zitadelle / Dr. O. Kohut: Aus der Geschichte der Kolonie Grunewald / Dr. E. Faden: Uran in Berlin
- 1958 H. Zopf: Karl Theophil Guichard gen. v. Quintus Icilius / Dr. B. Schulze: Geist von Beeren / Dr. H. Fricke: Erinnerungen an Theodor Storm von Theodor Fontane / Dr. H. Schall: Der Name Potsdam und die „Insel des Chotěmysl“ / Dr. G. Stein: Ofenkeramik der Gotik und Renaissance auf der Spandauer Zitadelle
- 1959 Dr. B. Schulze: Die Einführung der Städteordnung in Berlin und der Mark / Dr. W. Heynen: Kugler-Menzel / Dr. W. Lademann: Vant Olle Ssäländörp. Eine sprachliche Studie / Dr. R. Lehmann: Brandenburg-Preußen und die Niederlausitz / O. Kieser: Die brandenburgische Südgrenze bei Doberlug als Mundartgrenze / Dr.-Ing. F. Mielke: Vom Wiederaufbau in Potsdam / Dr. E. Faden: Berlin und die Genfer Konvention vom Roten Kreuz / H. Methling: Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in der ehemaligen Provinz Brandenburg / Dr. H. Schall: Der Pristavel und die Städtenamen Pritzwalk und Pasewalk
- 1960 Dr. Hermann Fricke: Wanderer zur Weisheit und Freiheit. Calvinistische Züge im Staatsgedanken Jacob Burckhardts und Theodor Fontanes / Ludwig Hoffmann: Geschmacksinseln in Berlin. Aus den Lebenserinnerungen des Berliner Stadtbaurats / Dr. Wolfgang Scheffler: Ein Porzellantablett für George Hossauer / Ludwig Ganghofer: Über die Berliner / Dr. Karl Hohmann: Das Berliner Fischerdorf Schmöckwitz im Wandel der Zeiten / Dr. habil. Hans Erich Kubach: Die Marienkirche in Belzig / Oskar Liebchen: Die Entstehung von Luckenwalde / Fritz Bönisch: Die Fluren der Gemarkung Klein-Räschen vor Ausführung der Gemeinheitsteilung / Alwin Arndt: Reichwalde/Kreis Luckau. Ein Beitrag zur Vegetations-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Niederlausitz / Dr. habil. Hans Erich Kubach: Der Kreis Oststernberg. Ein geschichtlicher und kunstgeschichtlicher Überblick / Dr. Eberhard Faden: Willy Hoppe (1884/1960)
- 1961 Dr. Lilli Moritz: Die Geschichte des „Schoelerschloßchens“ zu Berlin-Wilmersdorf / Peter Rohrlach: Die Sammlungen des Grauen Klosters in Berlin / Arne Hengsbach: Havel und Spree — Spandau Lebensadern. Eine wirtschaftsgeschichtliche Betrachtung / Harry Methling: Mittelraddampfer „Prinzessin Charlotte von Preußen“, das erste in Deutschland gebaute Dampfschiff / Georg Hummel: Der Berliner Maler Fritz Hummel. Leben und Werk / Richard Zieser: Die Zauche erkaufte nach dem dreißigjährigen Krieg den Frieden / Hilde-Lore Schmidt: Friederizianische Siedlungspolitik in der Mark Brandenburg / Werner Bastine: Christian Konrad Sprengel, ein vergessener märkischer Botaniker / Prof. Dr. Willy Hoppe: Ernst v. Stubenrauch. Ein preußischer Landrat aus der Zeit Wilhelms II.
- 1962 Dr. Eberhard Faden: Berlinertum — eine Europa-Mischung? Eine Aufgabe für die Berlinforschung / Dr. Gerhard Kutzsch: Verwaltung und Selbstverwaltung in Berlin

unter der ersten Städteordnung / Prof. Dr.-Ing. Ernst Heinrich: Der „Hobrechtplan“ / Dr. Hans-Herbert Möller: Die ehemalige Moritzkirche zu Spandau / Dr. Ekhart Berckenhagen: Bildnisse der Gräfin Lichtenau / Dr. Hans Saring: Die ältere Geschichte der Stadt Dahme bis zum Dreißigjährigen Krieg / Dr. Heinz-Dieter Krausch: Die Menzer Heide. Beiträge zur Geschichte eines märkischen Waldes / Dr. Hermann Fricke: Theodor Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg als Vorstufe seiner epischen Dichtung / Dr. Johanna Jaenecke-Nickel: Neuruppiner Bilderbogen

JAHRBUCH FÜR BRANDENBURGISCHE LANDESGESCHICHTE

1950 begründet von
MARTIN HENNING † und DR. HEINZ GEBHARDT

1960 bis 1962 herausgegeben von
KURT POMPLUN

Seit 1963 herausgegeben von
GERHARD KÜCHLER und DR. WERNER VOGEL

Auslieferung:

FONTANE-BUCHHANDLUNG Dora Pohlmann
Berlin 44, Hermannstraße 54, Ruf: 62 63 00

www.books2ebooks.eu